

DIE · VIER · EHEN · DES MATTHIAS · MERENVS

VON
KARL
HANS
STROBL

TESCHNER WIEN.

L. STAACKMANN
VERLAG · LEIPZIG

DIE VIER EHEN DES
MATTHIAS MERENVS

KARL HANS STROBL

VERLAG
L. STAACKMANN
LEIPZIG

Die vier Ehen des
Matthias Merenus

Von Karl Hans Strobl
erschieden ferner im gleichen Verlage:

Das Wirtshaus „Zum König Przemysl“
Eine Prager Geschichte
brosh. M. 2.50, geb. M. 3.50

Das Frauenhaus von Brescia
geb. M. 3.—

Romantische Reise im Orient
Mit 26 Illustrationen
brosh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Der brennende Berg Roman
brosh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Die vier Ehen des Matthias Merenus

Ein heiterer Roman

von

Karl Hans Strobl

1. bis 5. Tausend

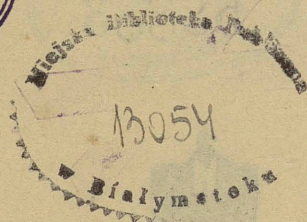


L. Staackmann Verlag / Leipzig 1914

S.

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1913 by L. Staackmann, Leipzig.



830 - 311.2 = 30

Altenburg, S.-M.
Vierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

74

Erstes Kapitel.

So, jetzt noch zum Onkel Anton!" sagte Asta, als sie aus Tante Romanas Haustor heraustraten. Sie sprang in die Droschke und rückte sich behaglich in ihrer Ecke zurecht. Ihre Augen glitzerten, und ihr kleiner roter Mund zuckte vor Vergnügen an der warmen Sonne, dem Straßenlärm, dem leichtsinnigen Frühlingswind, der an ihrem schwarzbetupften Schleier zauste, an der ganzen Welt.

Matthias tat einen kleinen Seufzer und folgte ihr mit der Besonnenheit eines Bräutigams. „Potsdamer Straße 118!" sagte er dem Kutscher.

Das war der dreizehnte Besuch an diesem gesegneten Vormittag, den man auf dem Altar der Familienrücksichten hingeopfert hatte, anstatt ihn durch eine Spazierfahrt im Tiergarten zu heiligen.

Der Kutscher zog den Gäulen die Decke ab, schnalzte mit der Zunge; drei freche Späzen, die vor den Hufen der Pferde nach Futter suchten, flatterten auf, und Matthias fiel auf seinen Sitz neben Asta.

„Woran denkst du?" fragte sie nach einer Pause von einer halben Minute.

„Ich denke, daß es ein Glück ist, daß nicht auch ich Verwandte in Berlin habe. Stelle dir vor, die Familie

Merens wäre so weit verwurzelt wie die Kalawajas. Dann hätten wir heute statt dreizehn sechszwanzig Brautbesuche zu machen, und die Hochzeit müßten wir morgen wegen Gehirnerweichung absagen."

Sie lachte in das Wagengeknatter und den Frühlingssonnenschein hinaus, daß über alles, die ernstesten Häuser links und rechts und die hastigen Menschen, der plötzliche Schimmer eines Lächelns flog. "O du . . ." sagte sie, und dann summt sie im Wiegen des Wagens, der eben die Gleise einer großen Straßenbahnkreuzung überhoppelte, nach einer Melodie, die ganz von selbst in ihrem Herzen entstanden war: "Du und ich . . . Ich und du!"

Ihr rechter Arm lag über der Lehne ihres Sitzes, und durch den schwedischen Handschuh fühlte sie die Wärme des durchsonnten Leders. Mit der linken Hand tastete sie nach Matthias' breiter Pfote und drückte sie so heftig, als ob sie ihm wehtun wollte.

"Aber der Onkel Anton, der ist ein ganz besonderes Familienstück. Der ist nicht wie die andern. Ich habe ihn bis ganz zuletzt aufgehoben, als Belohnung für dich. Der wird dich ganz gewiß interessieren. Onkel Anton ist der Familienprophet. Es heißt von ihm, er weiß die Zukunft . . . er ist so eine Art von Hellseher."

"Ach geh! Na, da werden wir uns auch prophezeien lassen. Ich bin schon sehr neugierig!"

"Nein — wirklich! Alle glauben daran! Der Klara, weißt du, hat er vorausgesagt, daß sie Zwillinge kriegen wird. Den Onkel Franz hat er vor dem Feuer

gewarnt, darauf hat sich der Onkel versichern lassen, und ein halbes Jahr später ist ihm wirklich der Keller ausgebrannt."

"Donnerwetter!"

"Ja! Na, er soll uns nur prophezeien. Ich habe keine Angst, solange du mich lieb hast . . ."

Der Wagen fuhr langsam durch das Getümmel des Potsdamer Platzes.

"Woran denkst du?" fragte Asta.

"An nichts." Matthias war betäubt von Sonne, Glück und Lärm.

"Weißt du, was ich gerade gedacht habe?"

"Nein!"

"Ich habe gedacht, wie wunderbar es wäre . . . wir beide, du und ich in einer vollständigen Einsamkeit, irgendwo weit weg von der Menschheit und von der Kultur. Ganz allein! In irgendeinem Wald, an einem See, in einer Höhle im Gebirge . . . und ganz allein auf uns angewiesen. Sozusagen Robinson . . . zu zweien."

"Aber Asta!"

"Ja — wirklich! Kannst du dir etwas Schöneres denken? Das müßte eigentlich so sein. Keiner hätte etwas dreinzureden. Die Welt hätte keine Ansprüche an uns. Und wir könnten so ganz innig eins werden. Ich würde ganz in dir aufgehen, an allem Anteil nehmen, was du schaffst. Ich wäre deine Muse, deine Egeria! So müßte es sein! Aber so . . . in den großen Städten . . . der Beruf . . . ich weiß nicht einmal immer, was du denkst."

Das hat sie von der Mama, dachte Matthias, diese plötzlichen Wallungen. „Du würdest es keine drei Tage aushalten,“ sagte er.

„Oh, mit dir! — Es ist doch eigentlich traurig, daß wir morgen abend schon in Leipzig sein müssen. Übermorgen in die Redaktion . . . und keine Hochzeitsreise.“

„Na also, Kind, wir müssen froh sein, daß wir endlich so weit sind, heiraten zu können. Und so eine Hochzeitsreise — die kostet mehr Geld, als wir haben. Wenn ich einmal etwas schreibe, das einschlägt, so holen wir alles nach. Dann geh' ich meinetwegen mit dir auf drei Tage in den Urwald. Und wir übernachten in einer Höhlenhütte und nähren uns von Regenwürmern, Schnecken und Wurzeln. Nur am Sonntag essen wir eine Quadratwurzel.“

„Na ja!“ sagte Asta, ballte die rechte Hand zu einer kleinen Faust und stützte das Kinn darauf. Sie schmolte mit Matthias ein wenig, weil er so frohen Mutes auf alles verzichtete, was ihr einen Augenblick lang so zauberhaft erschienen war. Aber dieses frühlingsrauschende Berliner Leben, durch das sie der Wagen trug, duldete ihre Verstimmung nicht. Die ungeheuere Steinwüste der Riesenstadt hatte von der lachenden lausbübbischen Sonne einen ganz andern Sinn erhalten. Der wilde Strom ihres Verkehrs, das rasende Durcheinander ihrer Massen, der Anprall der Kräfte hatte nichts Beängstigendes, es waren keine Zuckungen aufgepeitschter Mächte, es war ein machtvolles Heldenlied, prächtig und brausend, das Lied von der erobernden Menschheit. Und als der Wagen vor dem

Hause Nr. 118 der Potsdamer Straße hielt, da legte Asta die Hand auf Matthias' Arm und lächelte ihm in die Augen: „Du, ich bin so wahnsinnig vergnügt.“

Sie stiegen miteinander die Treppe hinauf. Im zweiten Stock erst fiel es Asta ein: „Donnerwetter! hörst du, Matthias, du mußt aber sehr achtgeben. Die Tante Katharina nämlich . . . also, so was von Sauberkeit hast du noch nicht gesehen. Es ist schon krankhaft, könnte man sagen, eine Manie! Und wenn du ihr was schmutzig machst, so würde sie dir's ihr ganzes Leben nicht verzeihen.“

Matthias hatte gerade noch Zeit, zu versprechen, daß er sich alle Mühe geben werde, sich zimmerrein aufzuführen, und dann standen sie vor der Tür mit dem blankgeputzten Messingschild: Anton Kalawaja, Privatier, samt Frau. Matthias deutete mit einem übermütigen Grinsen auf den Text des Schildes, das schon vor dem Eintritt darauf hinzuweisen schien, daß in der Wohnung dahinter der Hausfrau eine entscheidende Bedeutung zukam. Und Asta winkte eine lustige Verstärkung. Dann aber puffte sie ihren Bräutigam rasch in die Hüfte, denn sie hatte gehört, daß auf der andern Seite des Ganges das Guckloch einer Tür geöffnet worden war, und da man nicht wissen konnte, ob sich nicht auch die andre Seite des Ganges unter der Oberhoheit der Tante befand, so war es angezeigt, den Ernst der Brautvisite zu wahren. Sie begann also mit Eifer und Gründlichkeit die Sohlen ihrer Schuhe zu reinigen. Man hatte verschiedene Grade der Reinigung durchzumachen, ehe man es wagen durfte, einzutreten. Es war

wie im Vorhof eines Tempels. Zunächst der Treppe lag ein Fußträger aus Eisen, dessen scharfe Windungen zugleich auch eine Schicht des Sohlenleders abschabten. Dann kam eine Matte aus Kokosbast, zuletzt ein rauher Teppich, der links und rechts von zwei Bürstenapparaten flankiert war.

Während Asta gewissenhaft alle diese Stufen der Vorbereitung durchmachte, läutete Matthias. Ein Stubenmädchen in Schwarzweiß-Manier öffnete und blieb nach einem artigen Gruß zwischen der Tür stehen.

Asta war fertig geworden und wollte eintreten, aber das Stubenmädchen wich nicht von seinem Plage. „Ach so!“ lächelte Asta ein wenig verlegen und wandte Matthias den Rücken. Dann hob sie einen ihrer zierlichen Füße gegen ihn. „Schau mal!“

„Was denn?“ fragte Matthias verblüfft.

„Ob die Sohlen sauber sind!“

„Na, hörst du!“

„Geschwind! Wie lange soll ich noch auf einem Fuß stehen? Das gehört zum Zeremoniell.“

Matthias nahm den kleinen Fuß beim Knöchel und betrachtete die Sohle mit einem Blick voll wissenschaftlichen Ernstes. „Sehr sauber!“ sagte er. Asta lachte und streckte ihm den andern Schuh hin. Er gab ihr einen kleinen Klaps auf die Sohle: „Nach meinen Laienbegriffen tadellos!“ Dann mußte auch er sich der Prüfung unterziehen und kam sich dabei vor wie ein Pferd, das einen Hufbeschlag erwartet.

Jetzt erst gab das wohlunterrichtete Stubenmädchen die Tür frei. „Bitte einzutreten!“

Sie nahm den Gästen die Überkleider ab, holte einen kleinen Reisbesen hervor und bürstete lange und gründlich Aastas und Matthias' Vorder- und Hinterseiten. Matthias war vollkommen eingeschüchtert. „Du, ich traue mich nicht weiter,“ flüsterte er, „wir hätten uns chemisch reinigen lassen sollen. Mein ganzes Empfindungsleben ist so ungeläutert.“

Aber da ging schon die Tür auf, und in einer großen Sonnenhelle stand der Onkel Anton. „Na, also, mein liebes Kind — das ist schön von dir, daß du kommst. Die Tante hat heute schon dreimal gefragt, ob du wohl kommen wirst.“

Matthias Merenus wurde wieder ein wenig wärmer zumute, er wußte sogleich, daß da ein prächtiger Mensch vor ihnen stand.

Sie traten in ein Zimmer, das ganz in Weiß und Gold strahlte. Die Gardinen, die Tischläufer, die Decken auf dem Sofa und auf den altmodischen Fauteuils waren von einem blütenhaften Weiß. Und Matthias glaubte, daß es auf der ganzen Welt kein solches Weiß mehr geben könne. Es war ein sozusagen überirdisches Weiß, wie es etwa nur noch auf den Sonntagskleidern der Erzengel zu finden sein mochte. Und das Gold kam von der Frühlingssonne her, die kraftvoll zwischen den weißen Gardinen einbrach. Und auch dieser Sonnenschein erregte Matthias' höchstes Staunen. Es war ein blankgeputzter Sonnenschein. Ganz still und wie filtriert floß die Frühlingssonne in dieses Zimmer.

Und in diesem Übermaß von Reinlichkeit saß ein

alter Herr, der wie aus der Schachtel genommen schien. Er trug einen Schlafrock, aber es war ein Phänomen von einem Schlafrock. Keine Spur von Speiseresten, keine Spur von Schnupftabak oder Pfeifensaft, kein Fettfleck, nichts von dem, was sonst Schlafrocken anzuhaften pflegt.

Onkel Anton saß in einem der Fauteuils und hielt Astas Hand in der seinen. „Ihr habt euch doch die Schuhe ordentlich abgeputzt?“ fragte er halblaut.

„Gewiß, Onkelchen, und wo ist denn die Tante Katharine?“

„Sie kommt sofort. Sie wäscht sich nur erst die Hände. Heute zum dreiundzwanzigstenmal. Ich zähle es seit drei Tagen. Gestern bin ich bis siebenundvierzig gekommen.“

„Es geht ihr also gut?“

„Sehr. Sie hat wieder eine Verbesserung eingeführt. Sie wäscht jetzt auch die Kohlen und das Holz, bevor sie damit einheizt.“

Dann wandte er sich dem jungen Manne zu. „Sie sind also der Herr Matthias Merenus, der meine kleine Asta heiraten wird? Sie hat Sie sehr lieb, der Racker, Sie wissen das zu schätzen, nicht wahr? Sie hat Anträge gehabt, Herr Merenus, aber sie hat treulich zu Ihnen gehalten.“

Ehe Merenus versichern konnte, daß er sich wohl bewußt sei, von Asta ein Opfer empfangen zu haben und den Stolz der ganzen Familie Kalawaja heimzuführen, ging eine Tür. Das war die Tante Katharine in einem schwarzen Seidenkleid mit einer Halskrause

und Ärmelspitzen von jenem märchenhaften Weiß. Ein wenig hart und knochig stand sie in dem Zimmer, und das Weiß und Gold floß um sie zusammen, so daß sie aussah wie eine byzantische Heiligengestalt auf einem Mosaikgrunde. Sie hielt den Blick gesenkt, und Matthias Merenus erkannte mit Entsetzen, daß sie seine Schuhe betrachtete. Unter diesem unerbittlichen Blick geriet er in Verwirrung und zog seine Füße langsam unter den Stuhl zurück. Vielleicht war dort ein rettender Schatten in all der strahlenden Heiligkeit, die ihm jetzt mit Tante Katharine in einem verräterischen Bündnis schien. Aber da fiel ihm ein, daß er sich erheben mußte, und wie an einem Draht gezogen richtete er sich auf, mit dem Gefühl wie vor der Mündung einer feindlichen Pistole.

Tante Katharine schob den Blick langsam an ihm hinauf, daß es von unten her immer kälter wurde, als ob er in Eiswasser gestiegen wäre. Alle seine Toilettesünden, die er jemals begangen hatte, kamen ihm ins Gedächtnis, und der Fettfleck auf seiner Weste, den er erst heute morgen mit Benzin bekämpft hatte, wurde zu einem Schrecknis ohnegleichen. Er wußte bestimmt, daß er es nicht überleben könne, wenn nur die geringste Spur davon zurückgeblieben wäre.

Endlich hatten Tante Katharines Blicke sein Gesicht erreicht. „Seien Sie mir willkommen, Herr Merenus!“ sagte sie mit eingekühlter Höflichkeit, „ich begrüße Sie als den künftigen Gatten unsrer Asta!“ Matthias fiel ein Stein vom Herzen: er wußte, daß er nicht gänzlich verworfen war. „Es ist eigentlich sonderbar,

daß wir Sie erst jetzt kennen lernen. Sie hätten den Weg zu uns schon früher finden können."

"Ach, weißt du, Tante," sprang Asta für ihren Bräutigam ein, "die Journalistik ist ein schwerer Beruf, und Matthias hat tüchtig arbeiten müssen, bis er sich heraufgebracht hat. Wenn er dann für ein paar Stunden frei war, dann sind wir mit der Mama im Tiergarten oder im Grunewald gewesen oder sind ins Theater oder in die Galerien gegangen. Matthias hat viel für meine Bildung getan."

Tante Katharine faltete die roten, verwaschenen Hände. Onkel Anton aber räusperte sich hinter der vorgehaltenen Hand und fragte milde: "Ihr habt euch in Wien kennen gelernt, nicht wahr?"

"Ja, damals, wie die Mama noch in Wien gewohnt hat. Im Prater, im zweiten Kaffeehaus ... nicht wahr, Matthias? Und es hat damit angefangen, daß mir der Matthias ein rotes Herz aus Lebkuchen und zwei Ballons gekauft hat ... einen roten und einen grünen. Die Ballons sind mir davongeflogen, das Herz hab' ich aufgeessen, und von damals ist mir nichts geblieben als der Matthias."

"Ja, sie war noch ein ganz, ganz kleines Mädel damals ... vielleicht zwölf Jahre," sagte Matthias in dem unklaren Gefühl, daß eine so langjährige Treue etwas unendlich Rührendes sei.

"Und du warst gerade mit dem Gymnasium fertig ..." lachte Asta, "mit einem ganz neuen Schnurrbart, drei Haare links, vier Haare rechts."

"Geben Sie nur acht," sagte der Onkel bedächtig

und mit einem Blick, der von dem Gipsengel auf dem Ofen nicht loskommen zu können schien, "daß sie Ihnen nicht einmal davonläuft, wie seinerzeit ihre Mama dem ..."

"Anton!" sagte Tante Katharina mit einer vibrierenden Schärfe in der Stimme. Onkel Anton fuhr zusammen, und man sah, daß ihm seine Bemerkung völlig wider Willen entglitten war. Es wäre ihm bei straffem Bewußtsein niemals eingefallen, an den wunden Punkt der Familiengeschichte zu rühren. Der Anruf seiner Gattin wirkte auf sein Gemüt wie der Tropfen Essigsäure auf die Milch. Es umwölkte sich, gerann und ergab einen Niederschlag. "Na eben ... wie gesagt ... ich meine nur ..." murmelte er mit einem kläglichem Blick auf den Gipsengel.

Aber Asta klatschte in die Hände. "Du mußt uns prophezeien, Onkel," sagte sie, "ich bitte dich ... du mußt uns das Horoskop stellen oder aus der Hand lesen. Ja ... bitte!"

Tante Katharine wuchs in ihrem Fauteuil zu gebieterischer Größe: "Nein ... er darf nicht, ich habe es ihm verboten. Dabei schaut nichts heraus. Und es tut ihm nicht gut. Er bekommt immer Leberdrücken davon."

Das wohlgezogene Stubenmädchen trat geräuschlos ein und trug auf einem Silbertablett vier Weingläser, die bis genau einen Finger breit unter dem Rand gefüllt waren.

Tante Katharine unterbrach jede weitere Erörterung mit einem bedeutsamen Husten. Erst als das Stubenmädchen draußen war, ergriff sie eins der Gläser mit drei

Fingern. „Wir wollen auf das Wohl des Brautpaares trinken!“ Dann wischte sie mit einem plötzlich hervorgezauberten Sacktuch von unwahrscheinlicher Weiße über den Rand des Glases und über ihre Lippen.

„Prosit!“ sagte Matthias, verneigte sich, stieß mit allen an und trank sein Glas aus. Tante Katharine nippte, und Onkel Anton trank dreimal, indem er den Kopf nach jedem Schluck emporreckte, wie ein Huhn, wobei er den Blick nicht von dem Gipsengel auf dem Ofen verwandte.

„Das Wichtigste für eine Hausfrau ist Sauberkeit,“ sagte Tante Katharine und stellte ihr Glas lautlos auf das Tablett.

In diesem Augenblick bemerkte Matthias etwas Schreckliches. Sein Blick war zufällig zu Boden gesunken, und er sah, wie unter dem emporgezogenen Rand seines linken Hosenbeins etwas zum Vorschein kam, ein schlangenhaft bewegliches Ding, das sich zitternd über seinen Schuh hinschmiegte: das nicht mehr ganz reine Band einer Unterhose. Wie eine boshafte Natter kroch es unter dem Hosenrand hervor, aus sich selbst bewegt, mit Kriechorganen versehen, blind und unerbittlich in seinem Drang nach Entfaltung seiner Kräfte. Zuerst war es ihm, als müsse er aufstehen und auf Ehrenwort versichern, daß er selbstverständlich reine Wäsche an habe, und daß dieses Band, durch einen bösen Zufall gelöst und im Staub des Wagens und der Straße geschleift, durchaus nicht dem übrigen entspreche. Aber eine Lähmung war über ihn gekommen, eine Trübung seines Bewußtseins, und er hörte nur

wie durch eine gepolsterte Tür, daß Asta sagte: „Ich will mir rechte Mühe geben. Ein leuchtendes Beispiel dafür habe ich ja.“

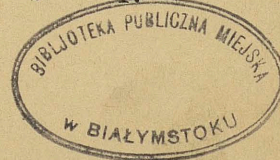
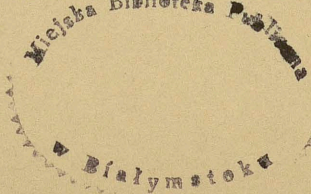
Und hinter einer andern gepolsterten Tür antwortete jemand: „Das ist recht von dir, mein Kind. Sauberkeit ist das halbe Leben und das ganze Glück.“

Matthias' unglückseliges Hosenband hatte sich zur Länge einer kleinen Blindschleiche ausgewachsen. Es schlängelte sich bereits über eine Kante des Teppichmusters hin. Matthias fühlte, daß ihm die Haare im Nacken klebten.

„Ich meine,“ sagte eine mutige Stimme, „noch wichtiger ist es, daß man sich versteht. Daß eine geistige Gemeinschaft da ist. Wir wollen alles gemeinsam haben, nicht wahr, Matthias? Jetzt müssen wir aber gehen,“ fuhr Asta fort, „morgen also, nicht wahr? Wir fahren gleich nachher weg.“ —

„Nun?“ fragte Tante Katharine, als sie mit Onkel Anton von der Begleitung des Besuchs wieder ins Zimmer zurückgekehrt war. Onkel Anton sah den Gipsengel auf dem Ofen an und lächelte mit der einen Hälfte seines glattrasierten Gesichts, während er die andre in bedenkliche Falten legte.

„Sie wird ihre Plage mit ihm haben!“ sagte die Tante mit einem Nachdruck von einigen Tonnen Gewicht. „Er ist noch sehr im Junggesellenhaften. Auf der Weste hat er einen Fettfleck gehabt. Und das Hosenband! Dieses Hosenband! Ich weiß nicht, ob sie mit ihm glücklich wird. Na — vielleicht gelingt es ihr! Ich habe dich doch auch erst erziehen müssen.“



Onkel Anton lächelte seiner Gattin zu, mit der Dankbarkeit eines Selbstmörders, der gerettet worden ist.

Das Stubenmädchen meldete, daß das Essen bereit sei. „Nehmen Sie eine frische Schürze vor,“ sagte Tante Katharine, „und du, geh dir die Hände waschen.“

Onkel Anton warf einen letzten Blick auf den Gipsengel, seufzte lautlos nach innen und ging ins Badezimmer, um sich die Hände zu waschen.

Zweites Kapitel.

Ringsum an den Wänden war die Geschichte Jakobs angebracht, der sieben Jahre um Rahel dient. Matthias Merenus fand das für ein Standesamt sehr passend: eine biblische Aufforderung zur Eheschließung selbst unter erschwerenden Umständen, eine beziehungsreiche Historie mit der Pointe: Und sie kriegten sich doch. Die billigen Gobelins, auf denen diese Historie in zehn Bildern dargestellt war, hatten nur zwei Schönheitsfehler. Erstens hatte der Jakob durchweg zwei linke Füße; und zweitens hatte ein Hochzeitsgast mit einer heimlich mitgebrachten Zigarre unversehens in den Himmel des zehnten Bildes ein Loch gebrannt. Aber wenn einer guten Willens war, so konnte er die Symbolik dieser Vorhänge beibehalten und denken, daß Gottvater durch dieses Loch aus dem Himmel lächelnd herabsehe wie der Regisseur durch das Loch im Vorhang.

Sonst war das Standesamt in der biedereren altdeutschen Manier ausgestattet, mit Duzenscheiben, einem breiten Tisch mit nach Landsknechtsart gespreizten Beinen, hochrückigen Stühlen mit vielen Schnörkeln und einem Kaiserbild im Goldrahmen. Zu dieser wichtigen Ausstattung gehörte ein Standesbeamter, der zwischen den ungeheuerlichen Stühlen ausfah wie der

Spaß im Bärenzwinger. Ein zierlicher junger Herr mit einem pechschwarzen Schnurrbart, der sich beiderseits in kühnem Schwung nach oben und vorn richtete. Er trabte eilfertig hinter seinen Tisch, in steifgestärkter Wichtigkeit, und man sah an der Art, wie er mit der Braut zu kokettieren versuchte, daß er erst ganz kurze Zeit im Amt war.

Hinter Matthias Merenus und Asta stand der Heerbanner der Familie Kalawaja. Mama Rosina keuchte und fauchte vor Aufregung in Matthias' Nacken wie ein Ventilator. Der niedliche Standesbeamte begann mit der Zeremonie. Und wer es etwa noch nicht gewußt hatte, der konnte es jetzt erfahren, daß Matthias Merenus, gebürtig aus Wien, jedoch in Deutschland naturalisiert, von Beruf Journalist, das Fräulein Asta, Tochter der geschiedenen Frau Degenfeldt, geborenen Kalawaja, zu ehelichen gedente.

Auf das Standesamt folgte nach der natürlichen Weltordnung das Frühstück. In der Familie Kalawaja waren die verschiedensten Begabungen daheim, und einer der Onkels, ein pensionierter Gutsverwalter, hatte ein Hochzeitsgedicht verfaßt, das er jetzt zwischen Fisch und Braten vom Stapel laufen ließ. Nicht ohne triumphierende Blicke auf den Zeitungsmenschen, dem dadurch bewiesen war, in welcher geistig hochstehende Blutsgemeinschaft ihm heute einzuheiraten vergönnt gewesen sei. Die aufgeregte Mama weinte und lachte abwechselnd an Aste Seite. Als der Seft die strenge Tafelordnung zu lösen begann, gab Asta ihrem Gatten ein Knie-signal unter dem Tisch und entfernte sich, ohne

Auffsehen zu erregen. Sie hatten verabredet, glatt zu verschwinden, um dem Wirbel eines großen Abschiedes zu entgehen. Aber als Matthias seiner Frau folgte und die Tür des Nebenzimmers leise hinter sich zuzog, hörte er das herzerreißende Schluchzen, mit dem Mama Rosina die ganze Tafelrunde alarmierte.

Und einen Augenblick später waren er und Asta von einem Menschengewühl umgeben, aus dem der gerührteste Abschiedsschmerz aufstieg wie der Dampf aus einem Waschkessel. Mama Rosina schluchzte an Aste Hals, irgend jemand hielt Matthias' Hand und sprach eindringlich von den Pflichten eines guten Ehemannes. Dann drückte Mama die nassen Augen an Matthias' Hemdbluse und flüsterte: „Mach' sie glücklich!“ Onkel Anton aber hatte Asta in einen Winkel gezogen und sagte mit der Überzeugung, die aus der Erfahrung eines ganzen Lebens kommt: „Merk' dir das, mein liebes Kind: nicht öfter als höchstens einmal in vierzehn Tagen Grundräumen. Der Mensch braucht seine Unordnung. Und ein bißchen Staub auf den Möbeln ist die sicherste Gewähr für eine glückliche Ehe.“

Als Matthias mit Asta im Eisenbahnwagen saß, war er so erschöpft wie nach einer Ballnacht. Nun saßen sie mit drei fremden Menschen, einander gegenüber, im Wagenabteil, und Matthias schaute stumm zum Fenster hinaus.

„Woran denkst du?“ fragte Asta und legte die Hand auf sein Knie.

„Es ist ganz unglaublich, was eine Frau imstande ist an Nährung, guten Ratschlägen und verwandtschaft-

lichen Zärtlichkeiten in sich aufzunehmen. Ich bin voll davon wie ein Schwamm. Wenn man mich drückt, so tropft mir ein guter Rat aus den Fingerspitzen."

"Ach, geh, du hast mich gar nicht lieb . . . wenn du an solche Dinge denkst," sagte Asta. Aber sie lachte Matthias an, denn sie glaubte selbst nicht, was sie sagte.

Die Gegend zwischen Berlin und Leipzig gehört keineswegs zu den begnadeten Landschaften Europas. Rübenfelder haben keine sonderliche Romantik für sich. Aber für Asta hatte diese Fahrt dennoch eine höchst merkwürdige Eigenschaft. Je weiter man sich von Berlin entfernte, desto näher kam man Leipzig. Für Geschäftsreisende mag das eine Selbstverständlichkeit sein, aber für eine junge Frau, die in ihr neues, noch unbekanntes Heim fährt, ist das ein Wunder, hold wie der Frühling und spannend wie ein Buch, als dessen Heldin man sich selbst fühlt. Und als man hinter Wittenberg über die Elbe gekommen war, da fuhr man in einen Abendhimmel hinein, auf den zwischen violetten Schleiern purpurrote Rosen hingestreut waren. Die drei Fremden waren in Wittenberg ausgestiegen, und Asta saß auf Matthias' Knien und fragte ihn über alles aus, über die Lage der Zimmer, über die Nachbarschaft, ob Blumen da wären, über die Aussicht, und ob sie einen Haus Schlüssel hätten, oder ob sie immer dem Hausmeister läuten müßten. Matthias, der die Wohnung ganz allein eingerichtet hatte, gab zuversichtliche Auskünfte und bestand das Examen.

Aber als er dann den Schlüssel in das Schloß der Thür zur Wohnung schob, da klopfte ihm doch das Herz

nicht minder als Asta das ihre. Es war ihm, als schritte er durch eine Pforte, über der in strengen und ernstesten und verheißungsvollen Lettern das Wort „Gemeinsamkeit“ stand. Asta wartete im Dunkeln, bis Matthias es zustande gebracht hatte, sich zur Gasuhr hinzutappen und das Licht wachzukriegen. Dann schritt sie langsam und bedächtig durch die Zimmer, und Matthias folgte ihr, indem er mit Entzücken wahrnahm, wie sich ihre schlanke Gestalt zu der bescheidenen Wohnlichkeit der Räume fügte. Im Schlafzimmer blieb sie stehen, sah die aneinandergeschobenen Betten mit einem seltsamen Blick an, wandte sich plötzlich und küßte Matthias mit heißen, trockenen Lippen.

Es klopfte. Es war der Hausmeister, der eine flache Kiste brachte, die im Laufe des Tages für Herrn Matthias Merenus abgegeben worden war. Nun brach die Neugierde den Bann der Beklommenheit, und beide machten sich mit Hammer und Stemmeisen über die Kiste her. Sie fanden ein Bild darin, eine meisterliche Reproduktion von Holbeins Porträt von Heinrich VIII. in einem schönen Mahagonirahmen. Und dabei eine Karte: „Von Ihren ergebenen Redaktionskollegen.“

„Das ist doch lieb von den Leuten," sagte Matthias, „sie kennen mich kaum und erweisen uns schon eine Aufmerksamkeit.“

Aber Asta betrachtete das Bild mit nachdenklicher Miene, Erinnerungsfragmente aus der englischen Geschichte standen in einem ungewissen Licht, wie Ruinen im Mondschein. Mit der Ehe dieser Person war etwas nicht ganz in Ordnung gewesen. Und sie wagte nach

einigem Zögern eine ungewisse Andeutung: „Ich weiß nicht . . . man hätte uns doch jemand schicken können, der glücklicher verheiratet war . . .“

Matthias legte lachend den Arm um ihre Hüfte: „Mein — du brauchst keine Angst zu haben, ich werde dich nicht verstoßen, ich werde dich nicht köpfen oder mich von dir scheiden lassen.“

Sie zog ihn zum Schreibtisch hin: „Hier wirst du sitzen und arbeiten . . . und ich neben dir . . . und ich werde jeden deiner Gedanken wissen . . . du wirst nichts für dich allein haben, jede Regung deines Geistes wird mir vertraut sein.“

Matthias gab keine Antwort. Asta hatte ihn daran gemahnt, daß sie allein waren, hinter ihrer eignen Tür, in einem Haus, das sich rings um sie zum Schlafen anschickte. Und die wunderbare Süße der Erfüllung drang ihm schwer ins Herz. Ein heiliges Erschrecken überwältigte ihn. Und als er seinen Blick in die Augen Asters zu versenken wagte, da war ein ungewisses Licht in ihnen, ein Zittern und ein Verlangen . . .

Am Nachmittag des nächsten Tages kam Matthias mit einem lachenden Gesicht heim. Die alte Babette war eingetroffen, ein Hausmöbel, das noch die Zeiten des verfloßenen Herrn Degenfeldt mitgemacht hatte und auf Grund der damaligen Erfahrungen das Kalawajasche Familienmißtrauen in der jungen Ehe vertrat. Mama Rosina hatte Babette an ihre Tochter abgegeben, und die Alte hatte sich sogleich der Zügel der Regierung bemächtigt. Das erste Mittagessen war durch

eine polnische Nationalspeise deutlich als ihr Werk charakterisiert, denn gleich Rosina stammte auch Babette aus der Gegend von Posen und hatte trotz der Lehr- und Wanderjahre in Deutschland nicht verlernt, sich als Polin zu fühlen.

Und das Bildnis Heinrichs VIII. sah von der Wand herab mit der selbstzufriedenen Sattheit, deren Ausdruck Holbein so überzeugend gelungen war.

„Es sind reizende Menschen, die Kollegen,“ sagte Matthias, nachdem er alles mit jener Verzückung bewundert hatte, die ein junger Chemann für die Ereignisse des Hauses aufbringt, „ich glaube, daß ich mich mit ihnen sehr gut vertragen werde. Wir sind für heute abend eingeladen. Man will dich kennen lernen. Was glaubst du, wo wir zusammenkommen?“

„In einem Gasthaus?“

„Natürlich. Aber in was für einem? In Auerbachs Keller!“

Sie klatschte in die Hände. „Ach je! In Auerbachs Keller! Wir sind ja in Leipzig! Mein Leipzig lob' ich mir.“

„Stilvoll, was? Also mach' dich schön!“

Asta machte sich recht schön, in dem auffallenden Geschmack, den sie von ihrer Mama als Erbteil mitbekommen hatte. Sie liebte die bunten Farben und großen Hüte und sah manchmal wie ein Modell aus. Matthias wandte nichts dagegen ein, er war für individuelle Freiheit in der Toilette. Und außerdem war die individuelle Freiheit eine vortreffliche Deckung dafür, daß es die Mittel der Frau Rosina und nun

seine eignen nicht erlaubten, alle Schwankungen der Mode mitzumachen. Als er Asta beim Anziehen der Bluse helfen durfte, brach sie in ein lautes Lachen aus. Sein Gewissen war nicht ganz rein. „Hab' ich was falsch gemacht?“ fragte er.

„Nein. Es ist mir eben eingefallen — ich habe dir noch gar nicht erzählt, daß ich das Vogelorakel befragt habe.“

„Das Vogelorakel?“

„Ja. Du weißt doch noch, daß wir das früher immer geübt haben. Der Habicht ist günstig, wenn er von rechts, und ungünstig, wenn er von links kommt. Die Taube bedeutet den friedlichen Ausgang, der Hahn Zank und Streit, der Spatz Neid und Gefräßigkeit. Wie ich heute also aus dem Hause gehe, denke ich: Du mußt aufpassen, es ist der erste Tag in der fremden Stadt, da steht die Zukunft auf der Straße geschrieben. Und ich rechne natürlich auf ein Vogelvieh, wie man es in einer Stadt antreffen kann, auf eine Taube oder im schlimmsten Fall auf einen Spaten.“

„Und du bist einem Nasgeier begegnet?“

„Schlingel! Mein . . . was denkst du, was geschieht? Ich trete aus dem Hause und schaue fleißig in die Luft. Plötzlich stoße ich mit jemand zusammen, und der Jemand sagt: ‚Ach herrje, möchten Sie nicht gütigst achtgegeben haben!‘ Was denkst du? Es ist eine Dienstmagd mit einer Gans unter dem Arm. Mit einer Gans! Die ist der Drakelvogel unsrer Ehe.“

„Eine Gans! Das bedeutet, daß wir uns vor Dummheiten hüten sollen.“

„Ja — oder, daß ich für dich viel zu dumm bin, daß du dir mit deinem Geist eine andre Frau hättest aussuchen sollen. Aber ich will mir Mühe geben, dir nachzukommen.“

Aber da war Matthias gerade mit der Bluse fertig, drehte seine dumme Frau herum und küßte sie auf den Mund. —

Im Goethezimmer von Auerbachs Keller war ein Tisch in einer gemütlichen Ecke vorbehalten. Die Gesellschaft war schon versammelt, als Merenus mit seiner Frau ankam. Matthias stellte vor. Da war vor allem Heinrich Polsterer, der Chefredakteur, ein eleganter älterer Herr mit graumeliertem Vollbart, mit seiner Gattin, einer runden, überaus gutmütigen Frau, zu der sich Asta sogleich hingezogen fühlte. Berndonner, der Politiker, sah aus wie die Harmlosigkeit in Person, und wenn man ihn so hinter seinem Glas Mineralwasser sah, hätte man nicht ahnen können, daß seine Seele von dogmatischem Starrsinn erfüllt war. Dieser Starrsinn galt aber nicht etwa irgendeinem politischen Glaubenssatz, sondern dem Alkohol und dessen Bekämpfung. Die Dame neben ihm war die Gattin des Kollegen Möller, der erst nach dem Theater erscheinen konnte, wo er als Kunstrichter des Blattes sein Amt versehen mußte. Frau Möller war in einem etwas verspäteten Übergang von der Jugend ins Alter begriffen, und man merkte ihre Unentschlossenheit an der Farbe ihres Haares, mit dessen Grau das Rot der Engeldrogerie einen erbitterten, aber vergeblichen Kampf führte. In eine Ecke gedrückt saß Hugo Steinik, der

Mann des Feuilletons und des Briefkastens. Er saß da wie hingemauert, und auf seinem Gesicht war die Bosheit und konzentrierte Menschenverachtung zu sehen, die über den kommen muß, der jahraus, jahrein über die dümmden Fragen witzige Auskunft zu geben gezwungen ist.

„Ich bin nämlich der Satiriker, gnädige Frau,“ sagte er. „Spezialität Ehebosheiten.“

Der Chef vermittelte: „Machen Sie sich nichts aus ihm, gnädige Frau, er ist unser enfant terrible — von Berufs wegen!“

„Ja — ich bin hoffnungslos geschieden!“ sagte Steinitz und machte ein Gesicht, so grausam wie der Lenker eines assyrischen Sichelwagens. „Ich behaupte, es ist ungemein empfehlenswert, sich zu verhebelichen, schon damit man in seinem Leben wenigstens einmal das Vergnügen hat, sich wieder scheiden lassen zu können.“

Matthias sah Asta an, einigermaßen besorgt, daß diese Erinnerung an den dunklen Punkt in der Geschichte der Familie Kalawaja sie verstimmen könnte, und er freute sich, daß sie den Briefkastenmann so beherrscht und tapfer anlächeln konnte. „Das kommt daher, weil die Ehe zumeist als soziale Fürsorgeanstalt angesehen wird. Wo aber ein geistiges Band besteht, da ist keine Gefahr.“

Mit dieser Antwort hatte sich Asta sichtbarlich die Zuneigung der beiden Damen gewonnen.

Matthias Merenus bestellte eine Flasche Rudesheimer.

Als Asta ihr Glas erhob und mit den Damen anstieß, sagte Verndonner mit einem vorwurfsvollen Blick: „Sie

trinken Wein, gnädige Frau! Sie sollten das nicht tun. Bei den Frauen muß der Kampf gegen den Alkohol beginnen. Wenn die Frauen einmal öffentliche Stellungen bekleiden, so hoffen wir, daß dieses Gift überhaupt verboten wird.“ Und er warf einen wasserhellen Blick der Begeisterung auf sein Glas Mineralwasser.

„Uns zu bekehren haben Sie aber schon aufgegeben,“ meinte die gutmütige Frau Polsterer.

„Prosit das geistige Band!“ sagte Steinitz und stieß mit Frau Asta an.

„Sie glauben also daran?“ fragte sie.

„Ich will nicht unhöflich sein. Es ist ein Goethewort. Und wir sind hier bei Goethe zu Gast.“

„Ja, ja. Und ich muß sagen . . .“ Frau Asta zögerte ein wenig, aber sie fühlte sich so sehr im vollen Besitz ihrer Jugend und ihrer Kraft, und das feine Empfinden der Frau meldete ihr einen so unzweifelhaften Erfolg, daß sie sich nicht zurückhalten konnte. „Ich muß sagen, mir ist ganz kannibalisch wohl!“ Man lachte und freute sich darüber, daß dieser lebendige und heitere Mensch da im Mittelpunkt der Gesellschaft saß.

„Kommen Sie, ich will Ihnen die Goethereliquien zeigen,“ sagte der Chefredakteur, der innerhalb der Redaktion das hohepriesterliche Amt des Goethekenners hatte. Und er führte sie zu den eingerahmten Andenken an den Großen, zeigte ihr das Bild des Doktors Faust und die alte Darstellung des Rittes auf dem Faß. Frau Asta hatte eigentlich das Gefühl einer gewissen Enttäuschung. Sie hatte eine dämmerige Spelunke

erwartet und fand hier eine hell erleuchtete vornehme Restauration. Es war ähnlich wie bei Lutter und Wegener in Berlin, wohin sie einmal von Matthias geführt worden war. Auch dort hatte die Weinschenke mit den Hoffmannerinnerungen sich in ein vornehmes Restaurant gewandelt. Doktor Polsterer gab ihr recht, aber er versprach, sie nachher in den Keller zu führen, wo sie noch etwas von jener Stimmung finden würde, die sie hier vermißte.

Nach elf Uhr kam Möller aus dem Theater. Es war ein altes, vertrocknetes Männchen, das mit seinem gelben Gesicht und dem Bart, der ähnliche Farbenspiele zeigte wie das Haar seiner Frau, wie ein Wurzelmann daherkam. Seinem biederem Aussehen widersprach der breittrempige schwarze Künstlerhut, den er bis über die Ohren herabgezogen hatte. Zwei müde, schläfrige Augen aber bestätigten wieder den Eindruck eines von seinem Beruf sehr hergenommenen Mannes. Wenn man nicht durch den Chefredakteur erfahren hätte, er komme von der Erstaufführung eines neuen Lustspiels, so hätte man glauben können, er komme von einem Begräbnis.

„Halten Sie sich nicht an mein Äußeres,“ sagte er, als er Asta vorgestellt wurde, „ich bin eigentlich ein Humorist. Bauernfeld in Wien hat mich sehr gut gekannt, und Anzengruber verdankt mir ein paar sehr gute Witze. Aber heute verwechselt man den Humor mit der Bosheit, und da kann ich nicht mittun.“

Steinitz lachte nur, ohne etwas zu entgegnen. Aber Frau Möller mähte die Beredsamkeit ihres Gatten mit

einem sensenhaften Blick nieder. Sie liebte es nicht, wenn er sich in seine literarischen Erinnerungen verlor. Es kamen dabei so sagenhafte Namen zum Vorschein, daß sie fürchtete, man könnte chronologische Berechnungen anstellen. Während Verndonner bei der zweiten Flasche Rüdesheimer versuchte, die Damen von der unumgänglichen Notwendigkeit der Abstinenz zu überzeugen, und englische, amerikanische und norwegische Einrichtungen als Muster für Deutschland hinstellte, wandte sich Doktor Polsterer an Matthias.

„Sie werden auch das Schauspielreferat übernehmen müssen,“ sagte er leise, „mit dem guten Möller geht es nicht mehr recht. Er schläft uns immer im Theater ein. Es ist ein Jammer. Unlängst hat er uns eine Kritik über einen Schauspieler gebracht, der bloß auf dem Zettel war. Der Mann ist plötzlich krank geworden, und ein anderer hat seine Rolle gespielt. Aber Möller hat die Chose verschlafen, und am nächsten Morgen stand bei uns zu lesen, wie großartig der Mann gewesen war, der gar nicht gespielt hatte. Sie werden das bißchen Theaterkritik ja schon herauskriegen.“

Matthias verneigte sich. „Es wird mich sehr interessieren,“ sagte er. Er fühlte eine Armee in seiner Faust.

Frau Astas Lachen klingelte über einem Anstoßen der Gläser noch heller und fröhlicher als der weingefüllte Kristall. Es war eine lichte Freude über alle Seelen gebreitet.

„Wir wollten ja in den Keller gehen, Frau Asta,“ sagte Doktor Polsterer, und es tat ihm wohl, die junge

Frau so vertraulich beim Namen nennen zu können. Es war spät geworden, und nur ein einzelner Gast saß noch in einer Ecke hinter einer Flasche und schrieb.

Asta erhob sich sogleich und zog Verndonner, die beiden Möller und die Gattin des Chefs mit sich. Matthias wäre auch gern mitgegangen, aber Steinitz hatte ihn eben beim Arm gefaßt, als wolle er ihm eine vertrauliche Mitteilung machen. Es wäre unhöflich gewesen, sich ihr zu entziehen. Mit einem Wink des Kopfes nach dem einsam Schreibenden sagte Steinitz: „Wenn so ein Kerl nachts hinter einer Flasche sitzt und schreibt, so hab' ich immer Angst, daß das ein Stimmungsfeuilleton wird. Eine Bombe, die mir übermorgen auf den Schreibtisch fliegt.“

Dieser Erguß war aber nur eine Einleitung. Steinitz gab dem Gespräch eine kühne Wendung: „Sagen Sie, wie alt ist Ihre Frau? Bei ihr kann man ja so was fragen, sie ist ja nicht die Frau Möller.“

„Achtzehn!“

„Entsetzlich!“

„Warum?“

„Achtzehn Jahre! Mensch! Gott beschütze Sie! Na, da können Sie noch viel erleben!“

Matthias war über die Schreckensausbrüche seines Kollegen empört, aber seine Gutmütigkeit fand nicht sogleich das rechte scharfe Wort der Entgegnung. Er raffelte nur ein wenig mit dem Wehrgehent und lächelte dazu, damit Steinitz nicht am Ende glaube, er meine es sehr ernsthaft. „Sie sind nicht sehr liebenswürdig, Kollega!“

In diesem Augenblick kam ein Lachen irgendwoher aus der Tiefe in die Oberwelt des Restaurants, in dem ein schlafwandelter Kellner langsam, aber mit offiziellem Nachdruck die Lichter über den leeren Tischen abzudrehen begann. Es war ein mehrstimmiges Lachen mit einer glockenhellen schwingenden Oberstimme und verschiedenen Mitteltönen bis zu einem Baß hinunter, der als ein Mittelding zwischen Meckern und Grunzen einherhüpfte. Daß die Oberstimme Frau Asta angehörte, war kein Zweifel, und der Baß konnte nach allen sonstigen Anzeichen nur Eigentum des verunglückten Humoristen Möller sein.

Steinitz horchte auf. „Die sind ja sehr fidel in Auerbachs Keller. Kommen Sie, Kollega, wir wollen nachsehen, was sie treiben.“

Unter den oberen Räumen befindet sich als Überrest aus alten Zeiten ein Kellergewölbe, in dem einige leere Fässer liegen. Wer literarhistorische Phantasien liebt, mag sich einbilden, daß Doktor Faustus hier wirklich einmal gezechet habe und auf dem Faß, das hier gezeigt wird, über die Kellerstiege geritten sei. Im Dunkel dieses Raumes, in den sich auch das Tageslicht nur mit Vorsicht hineinwagt, als fürchte es seine alten Teufelsagen, verdichten sich alle Traditionen zu starker Wirklichkeit.

Doktor Polsterer pflegte zu sagen, wenn das Heilige Grab zu Jerusalem der Mittelpunkt der Welt sei, so sei dieses Kellergewölbe der Mittelpunkt Deutschlands.

Als Merenus mit Steinitz auf die Kellertreppe trat, sah er seine Gattin, von der ganzen Gesellschaft um-

geben, auf dem hölzernen Pferd des Doktors Faustus sitzen. Sie saß seitlich auf dem Faß, hielt mit beiden Händen ihre Röcke fest und schien zu Matthias' äußerstem Entsetzen eben im Begriff, im Mittelpunkt Deutschlands über ein Goethisches Heiligtum hinabzurutschen. Und die ganze Gesellschaft hielt die Kerzen hoch und leuchtete ihr zu diesem Beginnen, und alles lachte, sogar Doktor Polsterer, der Goethekenner, schien Asta Vorhaben nicht für eine Lächerung zu halten. Matthias aber, der voll Respekt vor seiner neuen Umgebung war, sah nichts, als daß Asta einen ausgelassenen Streich verüben wolle.

„Asta!“ rief er.

„Aber laß mich!“ lachte Asta, „ich zeige den Herrschaften nur, wie wir in Klosterneuburg miteinander fassellgerutscht sind.“

Und sie rutschte, rutschte wirklich mit zusammengerafften Röcken, unter denen die niedlichsten Füße und ein Stück der Strümpfe in die Welt hinausguckten, über das Faß des Doktor Faustus hinab, sprang leicht wie ein Ball auf den Boden, fiel Matthias an die Brust und gab ihm vor den vier Kollegen und den zwei Redaktionsdamen einen lustigen lauten Kuß.

In diesem Augenblick ereignete sich etwas Sonderbares. Hugo Steiniz, der Briefkastenmann und Ehesatiriker, ging auf sie zu und sagte, zähneknirschend und mit einem Gesicht wie ein Sichelwagenlenker: „Sie sind die entzückendste Frau, die ich jemals kennen gelernt habe.“

Drittes Kapitel.

In Matthias Merenus' Wohnung stand ein schmaler weißer Kindersarg. Das Speisezimmer war zum Teil ausgeräumt, und inmitten von Blumen, Kränzen und Kerzen in hohen Silberleuchtern lag eine kleine namenlose Menschenleiche, ein Stück Leben, das nach kurzem Flackern wieder erloschen war. Es war vielleicht zu begierig nach dem Licht gewesen und war mit seiner unausgereiften Kraft dem dröhnenden Getöse und den würgenden Händen der Welt erlegen.

Matthias Merenus stand vor dem Sarge. Wie so eine Kinderleiche eine Wohnung verändert, dachte er. Überall hängen dichte Schleier herab, alles scheint grau und verstaubt, aller Laut ist gedämpft und erstickt. Selbst wenn der Tag voll des goldensten Sonnenscheins wäre und nicht ein trüber, naßkalter Dezembertag, der mit Regenschauern gegen die Fenster schlägt, so vermöchte er doch keine Heiterkeit und Zuversicht zu geben. Was wärst du geworden, unbekanntes Ding, verunglücktes Stück Dasein, das aus dem Dunkel aufgetaucht ist, um gleich wieder zu versinken?

Nebenan lag Frau Asta, und Matthias hörte bisweilen ihr Schluchzen, dann wieder die tröstende Stimme der Mutter, die gekommen war, um ihrer Tochter bei-

zustehen. Babette ging ab und zu, mit haßerfüllten Blicken auf Matthias, der an dem ganzen Unglück schuld war. Degenfeldt, der niederträchtige Mensch, der Rosina verlassen hatte, stand wenigstens in diesem Punkte himmelhoch über diesem anmaßenden Fremdling. Er hatte der Familie Kalawaja Asta geschenkt.

Dann fanden sich die Trauergäste ein und gaben Matthias einen stummen Händedruck oder einige gemurmelte Worte des Beileids. Über das Silber der Kerzenleuchter und die Metallbeschläge des Sarges zitterten Glanzlichter. Als die schwarzen Männer der Leichenbestattungsanstalt den Deckel anschraubten, schrie Asta drinnen auf. Matthias lief zu ihr, aber sie wollte nichts hören, wollte ihn nicht sehen, verbarg den Kopf in den Kissen und wehrte ihren Gatten mit schmalen, blassen Händen ab. Mama Rosina stand dabei und betrachtete Matthias' vergebliche Tröstungsversuche mit vorwurfsvollen Blicken. —

Es regnete in Strömen, als der kleine weiße Sarg in die aufgeweichte Erde versenkt wurde. Es war ein Gewimmel von Schirmen um das Kindergrab, ein Hüfteln, Räuspern und Füßeheben von Menschen, die besorgt sind, daß ihnen die Erfüllung einer gesellschaftlichen Pflicht einen Schnupfen zuziehen könnte.

Dann fuhr Matthias mit Mama Rosina im geschlossenen Wagen nach Haus. Die Scheiben waren so dicht mit Wasserdunst beschlagen, daß es Matthias nach einigem Wischen aufgab, hinaussehen zu wollen. Die Fahrt an der Seite der mit Vorwürfen überfüllten Schwiegermama schien Matthias endlos.

„Du mußt jetzt sehr lieb gegen Asta sein,“ sagte Mama Rosina. „Das war ein großer Schmerz für sie.“

Matthias wandte den Kopf. Mama Rosina trug eine etwas phantastische Trauerkleidung mit sehr viel Rüschen, Spitzen und Bändern und einigen trübselig verregneten Federn auf dem Hut. Sie erinnerte Matthias durch diesen Federhut an den nickenden Kopfschmuck der Pferde vor dem Trauerwagen. „Ich will versuchen, ihr den Schmerz tragen zu helfen. Wir sind ja eins in Freude und Leid.“ Matthias sagte das langsam und ganz innig, mit dem Wunsche, Aastas Mama zu beruhigen und zu überzeugen.

„Na!“ sagte Mama Rosina.

„Was denn? Hat sich Asta beklagt?“

„Du läßt sie sehr viel allein, mein Lieber.“

„Mein Gott, mein Beruf nimmt mich sehr in Anspruch. Ich bin fast den ganzen Tag in der Redaktion, und abends habe ich das Theater. Ich hätte selbst gern mehr Zeit für mich. Niemand bedauert das mehr, daß ich so gebunden bin, als ich selbst. Wenn ich ein reicher Mann wäre, so wüßte ich schon was Besseres mit meiner Zeit anzufangen, als politische Artikel zu schreiben und die Leipziger Dramaturgie in den Spalten einer Zeitung zu verzapfen.“

Raum war das gesagt, so hatte Matthias das dunkle Gefühl, als ob irgendein Unheil herannahe. An dem Räuspern und unruhigen Herumrücken neben ihm bestätigte sich seine Ahnung, daß er mit irgendeinem Teil seiner Bemerkungen die schwiegermütterliche Unzufriedenheit erregt habe. Einmal streifte eine feuchte

Feder seine Stirn, und das schüchterte ihn noch mehr ein.

„Es ist sehr hübsch von dir,“ sagte Mama Rosina mit einer Stimme, die wie eine dünne Haut über einem gefährlichen Loch gespannt war, „daß du darauf anspielt, ein armes Mädchen geheiratet zu haben.“

„Aber Mama!“

„Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß du deine Bemerkung harmlos gemeint hast, mein Lieber. Was soll denn das heißen: ‚Wenn ich ein reicher Mann wäre?‘ Ein reicher Mann wird man nicht mit Artikel- und Kritikschriften. Ein reicher Mann wird man, wenn man ein reiches Mädchen heiratet. Wir können nichts dafür, daß wir keine Millionäre sind. Die Familie Kalawaja ist leider nicht mit Mammon gesegnet, aber wir haben trotzdem unsern Stolz. Und wenn Degenfeldt, der Schuft, damals nicht nach Amerika durchgebrannt wäre, so wäre ich vielleicht jetzt doch eine reiche Frau. Er hatte Talent zum Geldverdienen, der Elende, anders als du, mein Lieber.“

Matthias wunderte sich in diesem Augenblick durchaus nicht, daß Degenfeldt damals nach Amerika durchgebrannt war, und beglückwünschte ihn im stillen noch nachträglich. Mama Rosina hatte eine eigne Art der Unterredung, deren hauptsächlichste Eigentümlichkeit in einer besonderen Begabung bestand, harmlose Bemerkungen vollkommen umzustülpen. Es war erstaunlich, was sie in diesem Belang zu leisten vermochte. Jede sanfte und glatte Äußerung konnte in ihrer Behandlung rauh und fürchterlich werden; etwa wie man

einen friedlichen Winterpelz umdreht, daß die zottige Innenseite nach außen kommt und alle Kinder vor dem Krampus davonlaufen.

Ihr letzter Trumpf war immer die Familie Kalawaja, der an Feinfühligkeit, Vornehmheit und Seelengröße in der Welt nichts gleichkam. Die außerordentliche Familie stammte aus Polen und reichte auf irgendeine geheimnisvolle, niemals genauer erklärte Weise bis auf Stanislaus Poniatowski zurück. Das war ein Hauptglaubensartikel aller ihrer Mitglieder, daß ihr edles, polnisches, königliches Blut selbst nach der Verpflanzung nach Deutschland und selbst durch seine Vermischung mit Deutschen nichts von seiner Herrlichkeit eingebüßt habe. Wenn die Familie Kalawaja in ein Gespräch rückte, so schwebte sogleich eine unsichtbare Königskrone ehrfurchtgebietend über jedem Wort. Matthias Merenus hatte die Verherrlichungen dieser Familie bisher stillschweigend hingenommen und nur heimlich bei sich selbst die Anmerkung gewagt, daß die Herkunft der Familie durch eine gewisse Neigung zum Phantastischen, zur Übertreibung und zu jener genialisch-unbekümmerten Lebens- und Geldgebarung bewährt sei, die man gemeinhin als polnische Wirtschaft bezeichnet. Nur zwei Ausnahmen von dieser Kalawajaschen Familienähnlichkeit hatte er bisher gefunden. Asta, bei der dies alles ins Helle und Liebenswürdige gewandt war, und Onkel Anton, bei dem es durch den Einfluß seiner Gattin ins gerade Gegenteil verkehrt war.

Matthias Merenus widersprach auch heute nicht. Er war müde und traurig, ließ Mama Rosina reden

und nahm den Rest der Fahrt als Strafe für irgendwelche unbekannten Sünden.

Als er nach Haus kam, fand er Asta gefasster, als er es erwartet hatte. Sie sah ihn wieder an und reichte ihm die Hand und fragte nichts. Er saß eine Viertelstunde an ihrem Bett, ging dann noch einmal fort und kam nach einer kleinen Weile mit einem umfangreichen Gebinde frischer Rosen wieder. Sie war sehr dankbar dafür, ihre feuchten Augen zeigten ihm Zärtlichkeit und ein wenig Neue. Als dann am Abend Mama Rosina zu einer längeren Unterredung mit Babette in die Küche abgerückt war, nahm Matthias Asters Hand zwischen seine beiden großen Pfoten. Es sollte nichts Unausgesprochenes zwischen ihnen sein, und nachdem er sich ein Herz gefaßt hatte, fragte er: „Ich mache dich also nicht so glücklich, wie du es erwartest hat?“

„Warum fragst du?“

„Mama hat es mir heute gesagt. Du weißt es doch, warum ich dich allein lassen muß; ich wünsche nichts mehr, als immer bei dir zu sein.“

„Ich weiß es. Mama hat wieder einmal einen Unsinn geredet.“

„Sei aufrichtig, Asta. Ich habe es sehr gut bemerkt, daß du in der letzten Zeit manchmal verstimmt warst. Aber ich habe es deinem Zustand zugeschrieben und mich nicht darüber gewundert. Wir wollen uns aussprechen, nicht wahr? Sag' mir, was du auf dem Herzen hast.“

Sie entzog Matthias ihre Hand und legte den Kopf

in die Kissen zurück. Sie schaute starr auf die Zimmerdecke, wo das Licht der Nachtlampe in unruhigen Kringeln herumirrte. „Es ist nur eins. Du läßt mich nicht an deinem Leben so teilhaben, wie ich es mir erwartet habe.“

„Aber Asta!“ sagte Matthias erschrocken.

„Nein! Dein Tiefstes verbirgst du vor mir. Du bist manchmal so wortkarg.“

„Ich bin manchmal müde. Ich arbeite sehr angestrengt.“

„Aber doch, du solltest mir alles sagen, was du denkst. Du bist ein tiefer und großer Mensch!“

„Aber nein!“ sagte Matthias noch entsetzter. „Was redest du dir ein?“

„O ja! Du bist ein Dichter. Und du arbeitest nichts. Unfre Ehe ist nicht imstande, dich anzufeuern. Sie begeistert dich nicht zum Schaffen, sie zieht dich herab, das fühle ich ganz genau. Du trägst viele Gedanken mit dir herum, an denen du mich nicht teilnehmen läßt.“

In Matthias war ein unklares Durcheinander. Der Stolz, von Asta so hoch gewertet zu werden, und der Schrecken über das Bekenntnis ihrer Enttäuschung widerstritten einander. Endlich rettete er sich in eine ehrliche Selbsterkenntnis. „Du sollst mich nicht so sehr überschätzen, Asta, ich bin gar nicht so bedeutend, wie du zu glauben scheinst.“

„Oh, du bist ein sehr komplizierter Mensch!“

Matthias sah an dem Zittern der Hände Asters auf der Bettdecke, daß sie von diesem Gespräch mehr er-

regt wurde, als sie sich merken lassen wollte. Sein Widerspruch sollte so schonend als möglich sein: „Naja, nicht komplizierter als jeder von uns.“

„Oh, du bist viel komplizierter,“ rief sie heftig, „das ist eben das Komplizierte an dir, daß du tust, als wärst du ganz einfach.“

Matthias schwieg eine Weile. Dann sagte er sehr sanft, wie man eben einem Kranken zuredet: „Schau, Liebste, ich bin ein bescheidenes Talent. Ich bin Schriftsteller geworden, weil ich dich liebe, und weil ich geglaubt habe, daß ich dich auf diesem Wege rascher erringen kann.“

„Und nun bist du enttäuscht?“

Matthias schwieg, weil er einsah, daß er mit jedem Wort Asta nur noch mehr erregen würde. Die Schatten im Zimmer wuchsen bedrohlich, und es war ihm, als stände der schmale Kindersarg noch drüben im Speisezimmer.

Plötzlich warf sich Asta herum. „Siehst du, du schweigst. Du sagst mir nichts. Ich soll wieder nicht wissen, was in dir vorgeht. Woran denkst du?“

Matthias dachte gewiß und sicher an gar nichts, aber er wußte, daß er das Asta durchaus nicht sagen durfte, weil sie sonst überzeugt gewesen wäre, er wolle vor ihr etwas geheimhalten. Und so sagte er mit dem Mute der Verzweiflung das erste Beste, das ihm einfallen wollte: „Ich denke, daß es sehr gut wäre, die Mama möglichst bald nach Haus zu schicken.“ Kaum aber war's heraus, so sah Matthias seinen eignen Worten so entsetzt und verblüfft nach wie ein Kind, dem unversehens eine Rakete losgegangen ist.

Zu seinem Erstaunen aber folgten seiner unvorsichtigen Äußerung keineswegs Tränen und Vorwürfe. Als er wieder hinzuschauen wagte, sah er Asta mit dem Kopfe nicken, und endlich sagte sie nachdenklich: „Du kannst recht haben, Matthias.“ Und nach einer kleinen Weile: „Es taugt nicht recht, die Mama im Haus zu haben. Sobald ich wieder heraus bin, muß sie fort.“

Dieser Erfolg betäubte Matthias dermaßen, daß er ganz ohne Rücksicht auf Astas Zustand mit Küffen über sie herfiel, sie an sich drückte und kaum zu Atem kommen ließ. Und Asta sagte nichts, obzwar es ihr auf der Brust weh tat und Matthias sich mit einem Knopf seines Rockärmels in ihr aufgelöstes Haar verfangen hatte. Es war ein süßer Schmerz, als Siegel auf ihrer neuerlichen Vereinigung. Matthias aber schrieb seinen großen Erfolg nicht dem Zufall, sondern seinem Mut und seiner Geistesgegenwart zu, wie es immer zu gehen pflegt, wenn uns eine unangenehme Überraschung zum Vorteil ausgefallen ist. Und er bedauerte nur, daß er die Gelegenheit nicht zitronenmäßig ausgepreßt und auch den Vorschlag gemacht hatte, Babette zum Teufel zu schicken.

Es dauerte noch einige Tage, bis Asta aufstehen konnte, und Matthias trug sie mit der heuchlerischen Freundlichkeit eines Verschwörers, der weiß, daß es sich mit der Despotenherrlichkeit nicht lange halten kann.

Als Asta wieder in den drei Räumen der Wohnung umherging, schien sie schlanker und größer geworden.

Sie war gefaßt, schien nicht mehr viel an den Verlust zu denken und lächelte Matthias in heimlichem Einverständnis zu. Nur war sie noch gegen gewisse Straßengeräusche empfindlich, vertrug das Klingeln der Straßenbahn nicht, und wenn in der Wohnung, die unter der ihren lag, Klavier gespielt wurde, versiel sie in eine nervöse Unruhe. Matthias wappnete sich als Ritter seiner Dame, stieg in diese Wohnung hinab und bat höflich und bescheiden, man möchte das Klavierspielen mit Rücksicht auf den Zustand seiner Frau einstweilen einstellen. Das Ergebnis der folgenden Unterredung war, daß er mit allem Nachdruck ersucht wurde, die bezügliche Wohnungstür von außen zu schließen, wobei unter andern geistvollen Anmerkungen besonders die betont wurde: wenn jemand das Klavierspielen nicht vertragen könne, so müsse er sich bei den Botofuden oder in Kamtschatka ansiedeln, aber nicht in Leipzig wohnen wollen.

Nachdem Matthias die Wohnungstür, so wie er ersucht worden war, von außen geschlossen hatte, ging er schnurstracks an seinen Schreibtisch und schrieb einen dolchspitzartigen, mit Bosheiten vergifteten Artikel: „Die Klavierseuche“, den er Hugo Steinig brachte.

„Na, wie gefällt er Ihnen?“ fragte Matthias, nachdem Steinig gelesen hatte.

„Sagen Sie, Merenus, ist das Ihr Ernst, soll ich das wirklich im Feuilleton bringen oder soll ich Ihnen im Briefkasten antworten?“ sagte Steinig mit einem unbeweglichen Gesicht.

„Es ist ja nur deswegen, weil meine Frau dieses Getöse nicht verträgt. Da trommelt so ein Kümmerl unter uns den ganzen Tag auf dem Klavier herum, manchmal kommt noch ein zweiter dazu, und das nennen sie dann wahrscheinlich vierhändig spielen. Wenn aber die Jungfrau, die sie dort halten, ans Klavier gerät und singt, dann wird unsre Wohnung zur Schreckenskammer.“

Am nächsten Abend stand Matthias' Artikel „Die Klavierseuche“ im Feuilleton des Blattes, und Matthias legte die Zeitung vor Asta auf den Tisch wie den Skalp eines erlegten Feindes. Sie verstand ihn, lächelte ihn an und reichte ihm dankbar die Hand. Und nach dem Abendessen sagte sie leichtthin zu Mama Rosina: „Hast du noch nicht das Bedürfnis, wieder zu deiner Ruhe und Ordnung zu kommen? Ich fühle mich wieder wohl und möchte deine Güte nicht missbrauchen.“

Matthias erschrak beinahe über das Losbrechen der Verschwörung. Es war wie im Theater, wenn endlich der Schuß kommt, den man längst gespannt erwartet hat. Mama Rosina sah ihre Tochter starr an, wandte dann ihren Flammenblick auf Matthias, der im Bewußtsein seiner Mitschuld einige unzuweckmäßige Handtierungen mit dem Epbesteck vornahm, die seine Harmlosigkeit dartun sollten, und begann endlich zu weinen. Es sei sehr wenig edel von Asta, sie so vor die Tür zu setzen, nachdem sie ihr so bereitwillig zu Hilfe gekommen sei, und sie werde es sich ein andermal überlegen, zu kommen, wenn sie gerufen würde. Aber das

sei das Loß, das guten Müttern von ihren undankbaren Kindern bereitet werde, und im übrigen wisse sie ganz genau, wessen Einfluß sie diese Gemüthsverhärtung Aftas zu verdanken habe.

Am nächsten Morgen aber erschien sie ganz in den Kalawajaschen Familienstolz eingehüllt wie in einen Königmantel, packte unter bedrohlichem Begleitgemurmel Babettes ihre Koffer und verließ Leipzig. Auf das ihr von Matthias angebotene Ehrengelait zum Bahnhof hatte sie verzichtet. Als sie Afta vor dem Besteigen des Zuges zum letztenmal umarmte, sagte sie: „Wenn du mich aber brauchst, Afta, so schreibe nur. Ich komme wieder. Was tut man nicht für sein Kind!“

Viertes Kapitel.

Matthias Merenus war also, da es Afta von ihm verlangte, entschlossen, Genie zu haben. Er hatte den festen Willen, bedeutend zu werden, all seine Kräfte zu entfalten und ein kompliziertes Seelenleben zu entwickeln. Das sollte sein Dank für die Waffenbrüderschaft im Kampfe gegen Mama Rosina sein. Aber da er noch nicht genau wußte, in welcher Richtung er seine Genialität wirken lassen sollte, wollte er der Sache vorläufig wenigstens ein Gesicht geben und sie nach außen zum Ausdruck bringen. Er ließ sich also die Haare wachsen, kaufte sich einen Schlapphut, der dem des verunglückten Humoristen Möller ähnlich sah, und eine Künstlerkrawatte mit flatternden Enden, obzwar alles das eigentlich den bürgerlichen Grundelementen seiner Neigungen entgegen war.

Im übrigen war die Genialität doch schwerer, als er sie sich vorgestellt hatte. Gerade jetzt brach eine Unmenge von Arbeit über ihn herein. Es war wie ein Elementarereignis, wie ein Vergsturz oder ein Wassereinbruch. Bernhard Berndonner, der Redaktionspolitiker, legte sich hin und wurde krank. Er hatte sich eine Fleischvergiftung zugezogen. Seine gesamte Tätigkeit wurde auf Matthias Merenus ab-

gewälzt, und dazu kam noch, daß die Theatersaison auf ihrem Höhepunkt stand und alle Augenblicke irgend- ein andres Ereignis kritisch beleuchtet sein wollte. Matthias konnte sich nicht verhehlen, daß seine Kraft von alledem über Gebühr in Anspruch genommen wurde. Darunter litt seine angeborene Höflichkeit und der kollegiale Respekt, und gelegentlich eines Krankenbesuches bei Berndonner konnte er sich nicht enthalten, zu äußern, daß er an der dummen Fleisch- vergiftung nur selber die Schuld trage. Und auf Berndonnners verwunderte Frage erklärte er, die Ge- schichte habe er nur seiner Feindseligkeit gegen den Alkohol zu verdanken. Wenn er zur rechten Zeit, als es ihm im Magen so sonderlich zumute geworden sei, einen anständigen Kognak draufgesetzt hätte, so wäre es nicht so weit gekommen.

Darauf entgegnete ihm Berndonner in treudeutscher Biederkeit unumwunden, er sei ein Idiot. Eben seine Abstinenz habe ihm das Leben gerettet. Wenn er einen vom Alkohol verseuchten Körper hätte, so wäre er jetzt schon ein toter Mann. Nachdem Berndonner noch längere Zeit über die Anti-Alkoholbewegung und ihre Gegner gesprochen und ihre Ziele erläutert hatte, fiel es Matthias Merenus ein, daß er beleidigt sei und sich zu einer passenden Entgegnung aufrufen müsse. Er erhob sich also, versetzte sich in Wut, heftete einen durchbohrenden Blick auf den Kollegen und sagte mit Nachdruck: „Ich wünsche Ihnen baldige Besserung!“ Darauf ging er davon und fühlte, daß ihm beim Entzwei- schneiden des Tischtuchs die größere Hälfte verblieben sei.

Ob nun in der Frage der Fleischvergiftung Bern- donner recht hatte oder Merenus — Tatsache war, daß ihre Folgen einige Wochen andauerten. Merenus mußte unterdessen am Redaktionskarren ziehen, daß ihm die Zunge zum Halse herausging. In diesem Zustande wurde es ihm freilich einigermaßen schwer, ein kompliziertes Seelenleben zu haben. Er gab sich die redlichste Mühe und setzte sich trotz seiner Er- schlaffung Abend für Abend an den Schreibtisch, während Asta ihm gegenüber Platz nahm und ihn ge- spannt beobachtete. In seinem Inneren sauste es, wie wenn Wasser über das Wehr einer Mühle rinnt, und dazu mußte er sich immer einen schönen, schattigen Nasen vorstellen, auf den man sich hinstrecken kann, unbekümmert darum, ob einem Ohrwürmer in das Ohr oder Ameisen in das Hosenbein kriechen. Außer- lich kam es nicht weiter als zu zerkaute Federhaltern und mit unleserlichen Zeichen bekrästelten Papier- blättern.

Eines Abends aber wurde das Brausen des Mühl- wassers sehr deutlich, schwoll an, und Matthias er- kannte mit Schrecken, daß der Bach über seine Ufer getreten war, die Wiese überschwemmt hatte und bis zu seinem Schreibtisch reichete. Die Fluten ergriffen den Schreibtisch und trugen ihn schaukelnd davon, und Matthias, der auf einem Stoß von Manuscriptpapier mitten oben draufsaß, mußte die Beine an sich ziehen, wenn er nicht wollte, daß die neuen Halbschuhe, die zur Genialität unerläßlich waren, durchnäßt wurden. Sein Unbehagen steigerte sich, als er unweit Frau

Asta erblickte, die auf einem großen Papierkorb saß und mit verzweifelterm Gesicht gleichfalls auf den Bogen trieb. Plötzlich bemerkte er, daß die Flut mit reißendem Gefälle dem Mühlenwehr zutrieb, und da erfaßte ihn ein tödliches Entsetzen. Er fühlte sich und Asta verloren, wollte schreien und konnte nicht, und nun sah er sich in brausenden Wasserwirbeln dahingerissen, gegen Felsen und Baumstämme getrieben und mit einem Stoß aufs Trockne geschleudert.

Zu seiner Verwunderung sah er sich unversehrt am Schreibtisch sitzen. Nur der Ellenbogen brummte ihm ein wenig, denn er war von der Tischplatte herabgeglitten und gegen die Armstütze des Stuhles gefahren. Ihm gegenüber aber saß Asta und weinte. Matthias sprang auf, eilte zu ihr hin und versuchte ihr liebevoll den Kopf aufzurichten. „Was hast du denn?“ stammelte er mit einer rauhen, ungefügten Stimme.

„Ach, laß mich!“ wehrte Asta ab. „Laß nur! Du hast geschlafen!“

„Ja, es scheint so,“ sagte Matthias schuldbewußt und kleinlaut.

„Das ist der Anfang vom Ende. Ich merke es schon längst, daß ich dir nichts bin. Wenn du dich an den Schreibtisch setzt, fängst du an, in dich hineinzuhorchen, und wenn du davon genug hast, kämpfst du gegen den Schlaf.“

Matthias wußte sich keinen Rat und verwünschte die Genialität und den Ehrgeiz und sämtliche höheren Triebsfedern der Menschheit. Frau Asta aber blieb trostlos und weinte die halbe Nacht in ihr Kissen.

Als Matthias am nächsten Morgen sehr zerschlagen und an einer sinnvollen Weltregierung verzweifelt den Weg zur Redaktion ging, bekam er gerade einen Beweis jenes gütigen Zusammentreffens von Dingen, das er, wenn er nicht Redakteur eines freisinnigen Blattes gewesen wäre, ganz wohl als Finger Gottes hätte bezeichnen dürfen. Gerade als er am Haus Nummer 18 der Johannisgasse vorüberging, schoß Doktor Allerhand aus dem Tor, blinzelte ihm einen Moment ins Gesicht und fuhr ihm dann mit hausärztlicher Vertraulichkeit unter den Arm: „Hören Sie, lieber Merenus, gut, daß ich Sie treffe. Ich habe Sie schon längst einmal sprechen wollen. Sie werden es wohl selbst bemerkt haben, daß Ihre Frau sehr nervös ist — wahrscheinlich eine Folge der unglücklichen Geburt. Es wäre sehr gut, wenn Sie auf einige Zeit mit ihr aufs Land gingen. Ganz hinaus, wissen Sie, nicht ein Bad oder so, sondern richtiges Land mit Hühnern, Gänsen, Schweinen und Düngerhaufen. Und womöglich recht bald. Gleich, wenn es sein kann. Der März ist so schön und warm, vielleicht bleibt es so. Na, Sie werden ja sehen, ob es sich machen läßt.“

Und damit verließ Doktor Allerhand Matthias, winkte mit großer Geste einer Droschke und stieg ein, um seine Runde beschleunigt abzuklappen. In Matthias versank augenblicklich jede Spur von Verdruss und Vorwurf gegen Asta, und an deren Stelle strahlte eine milde, erbarmende Zärtlichkeit mit der Kranken. Als er in die Redaktion kam, erfuhr er, daß sich Bern-

donner gesund gemeldet habe und am nächsten Morgen den Dienst wieder antreten werde. Das war ein zweiter Wink des Schicksals, und diese Übereinstimmung machte ihm so viel Mut, daß er sich sogleich zum Chef begab und ihn um Urlaub bat.

„Gehen Sie nur,“ sagte Doktor Polsterer. „Ihre Frau hat die Erholung sehr nötig.“

Eigentlich fand Matthias, daß der Chef ebensogut hätte sagen können, der Urlaub sei eine angemessene Entschädigung für die Mehrleistungen eines gewissen Matthias Merenus. Aber er war zu bescheiden, um seine Verdienste allzusehr zu betonen, bedankte sich und ging nach Haus.

Zuerst trug er seine Nachricht im Busen mit herum, heuchelte Gleichmut und erklärte sein außergewöhnliches Nachhausekommen mit irgendeiner konfusem Redaktionsgeschichte, von der Asta kein Wort verstand. Nach dem Mittagessen ließ er eine Flasche Wein kommen, und als sie Vabette mit einem Gesicht wie vierzehn Tage Regenwetter gebracht hatte, sagte er: „So, jetzt schenke ich ein, aber die Vabette muß hinausgehen, sonst wird der Wein sauer.“

Wenn Matthias Vabette behandelte, als bestünde ihre ansehnliche Körperfülle aus Luft, so war sie wütend; wenn er aber ihre Gegenwart durch einen Scherz bestätigte, so überstieg ihr Zorn alles Maß des für eine Köchin Herkömmlichen. Sie ging hinaus, schmetterte die Tür ins Schloß und legte ihr Ohr an das Schlüßelloch.

Sie hörte zuerst das feine Zusammenklingen zweier

Gläser. Dann sagte dieser elende Fremdling: „Erinnerst du dich, Asta, du hast einmal gewünscht, mit mir in der Einsamkeit zu leben.“

Sie antwortete nicht mit Worten, sondern offenbar mit einem Blick. Und wieder erhob sich die Stimme des Eindringlings: „Nun könnte dein Wunsch in Erfüllung gehen . . . ich habe Urlaub genommen. Wir gehen aufs Land.“

Da war drinnen ein Laut des Entzückens, dann ein Stühlerücken und endlich ein Geräusch, das nicht anders als von einem Kuß herrührend gedeutet werden konnte. Und nach einer Weile sagte Matthias, und seine Stimme klang so deutlich, als habe er dabei den Kopf gegen die Tür gewendet: „Aber die Vabette nehmen wir nicht mit. Die bleibt zu Haus, oder sie fährt zu deiner Mama nach Berlin.“

Da ging Vabette in die Küche und zerschlug zähneknirschend eine große Schüssel und drei Suppenteller. —

Das Dorf, das Matthias und Asta als Sitz ihrer Einsamkeit erkoren hatten, lag so in den Bergfalten, als habe es Gott bei der Erschaffung des Thüringerwaldes aus Versehen für einen Augenblick hingestellt und dann vergessen. Im Hochsommer hatte es nicht mehr als ein Duzend menschen scheuer Gäste, in dieser Vorfrühlingszeit aber bestand es durchaus nur aus Bevölkerung. Von allen Seiten strichen die Wälder bis an die letzten Häuser heran, und es schien, als wäre es gar nicht ausgeschlossen, daß die Fichten und Tannen eines schönen Tags in Doppelreihen die Dorfstraße entlang marschiert kämen.

Als Matthias und Asta ihren Einzug in Goldenbrunn feierten, lag es gerade in einer rötlichbraunen Schokoladensauce, in der die weißen Häuschen umher schwammen wie die Nester einer zerstörten Vorte. Sie saßen auf dem Leiterwagen, den ihnen der Wirt zur Eisenbahnstation entgegengeschickt hatte, und glichen ungemein zwei großen naß gewordenen unglücklichen Hühnern. Die Plaids, Tücher und Wagendecken, in die sie sich zum Schutz gegen den strömenden Regen gewickelt hatten, waren so mannigfaltig mit dem Schokoladenbrei der Goldenbrunner Mulde bespritzt, in so kühnen, hingeschmissenen Figuren und wirbelartig gedrehten Ornamenten, wie Zunkpapiere, die ihre Existenz der genialen Willkür eines Künstlers verdanken.

Der Leiterwagen hielt vor dem Wirtshaus „Zum wilden Mann“. Das Schild über der Tür stellte einen höchst bedrohlichen Waldmenschen dar, der mit grimmigem Gesicht einen entwurzelten Baum über dem Kopfe schwingt. Unter der Tür stand der Wirt und war im Gegensatz zu seinem wilden Waldmenschen die Freundlichkeit selbst. Jene besondere Art von Wirtsfreundlichkeit, in die ein wenig schlechtes Gewissen wegen des Wetters gemischt ist.

„Sagen Sie, regnet es bei Ihnen das ganze Jahr so?“ fragte Matthias, indem er sich vergebens aus seinen nassen Tüchern zu befreien versuchte, wie ein Wickelkind, das aus seinen Windeln möchte.

Der Wirt sprang in den Regen und suchte einen Zipfel zu erwischen, an dem man mit dem Auswickeln mit einiger Hoffnung auf Erfolg beginnen konnte.

„Nein, nein,“ versicherte er dazwischen eifrig, „es ist nur grad jetzt so schlecht. Es regnet schon vierzehn Tag. Das macht der Wald . . . wir haben sehr viel Wald.“ Er hatte ein Ende des Tuches erfaßt und zog nun triumphierend daran, bis Matthias die Beine frei bekam und vom Wagen klettern konnte. Dann hob er zusammen mit dem Gatten und dem Kutscher die noch immer mumienhaft verschnürte Asta herab und trug sie in den Flur. Sogleich bildete sich rings um ihre Schuhe eine kleine Wasserlache.

„Es wird aber bald besser werden,“ versicherte der Wirt, „über der Geierkoppe wird's schon lichter. Wenn's über der Geierkoppe lichter wird, so wird's bald besser.“

„Wie wir von Leipzig weggefahren sind, war das schönste Wetter!“ sagte Asta und trat aus den nassen Tüchern heraus, die man ihr endlich abgestreift hatte.

„Ja — in Leipzig!“ meinte der Wirt, als wolle er sagen, daß eben in Leipzig alles besser sei, auch das Wetter.

Es roch im Hausflur ein wenig nach der Fleischkammer, und Asta beeilte sich, auf das Zimmer zu kommen. Da war es gleich ein wenig behaglicher, denn im alten grünen Kachelofen brannte ein lustiges Feuer, und als man trockene Kleider auf dem Leibe hatte, konnte man sich sogar wieder anlächeln.

„Eingeregnet!“ sagte Matthias.

„Jetzt machen wir also unsre Hochzeitsreise!“ erwiderte Asta und gab Matthias einen ganz unerwarteten Kuß.

Die Ursprünglichkeit des ländlichen Wirtshauses

machte Asta vielen Spaß. Da war diese Waschschüssel, die nicht größer war als ein Spucknapf, die knarrenden Betten, die bei jedem Umdrehen ganze lamentable Melodien von sich gaben, und der Schrank, dessen linker Seitenteil immer herausfiel, wenn man die Tür öffnete. Matthias bemerkte hierzu, daß Goethes Waschschüssel in seinem Weimarer Schlafzimmer auch nicht größer gewesen sei; für die knarrenden Betten und den epileptischen Schrank mußte er freilich keinen Vergleich aus der Literaturgeschichte.

Weniger Spaß machte es Asta, daß die Fleischspeisen bisweilen jenen fatalen Geruch der Fleischkammer an sich hatten, der ihr gleich beim Betreten des Hauses aufgefallen war. „Ich begreife nicht, wie du das Zeug so hinunterwürgen kannst,“ sagte sie am dritten Tage zu Matthias; „ich glaube, ich werde mir heute einen Magenkatarrh holen.“

„Weißt du, ich denke immer an Johannes, der in der Wüste Heuschrecken fraß. Stelle dir vor, wie das war, und du kriegst alles hinunter!“

„Unsinn! Wir hätten doch Babette mitnehmen sollen, damit sie für uns kocht.“

„Nein!“ sagte Matthias und legte vor Schrecken Gabel und Messer weg. „Nein! Wir wollen ja doch einsam sein, nicht?“ Und er bemühte sich aus Leibeskräften, Asta auf andre Gedanken zu bringen, indem er eine angeregte Debatte über die Wirkungen der Einsamkeit auf das Seelenleben eröffnete.

Als aber der Regen nach sechs Tagen der Gefangenschaft den Morgen des siebenten wieder mit einem

heftigen Geyrassel gegen die Fensterscheiben eröffnete, bemächtigte sich seiner eine tiefe Mutlosigkeit. Die ländliche Einfachheit hatte allen Reiz der Neuheit verloren, und alle Gesprächsthemen waren ausgegangen. Die Aussicht auf den verregneten Wald und den Schokoladenbrei auf der Dorfstraße, die selten von einem Wagen gesurrt wurde, bot nichts Anregendes mehr. Matthias hatte alle Bretter des Zimmerbodens und alle Rachen des Ofens gezählt und eingehende Studien über die Art von deren Sprengelung mit grüner Farbe angestellt. Zwei Tage lang waren die Versuche einer kleinen verfrähten Fliege, sich im Kampf ums Dasein zu behaupten, Gegenstand liebevollster Betrachtungen gewesen. Jetzt lag die Fliege auf dem Rücken, streckte die Beine von sich und war so tot als möglich.

Asta ging im Zimmer auf und ab, immer auf und ab, und sann sich in eine immer tiefere Trübseligkeit hinein, bis sie ganz und gar unglücklich zu sein glaubte. Da saß Matthias in einem Großvaterstuhl und las im „Thüringer Waldboten“, den er sich vom Wirt ausgeborgt hatte, eine Wilderergeschichte. Und es war, als sei sie nicht für ihn vorhanden, er hatte sich wieder einmal ganz auf sich zurückgezogen, hatte sie von sich ausgeschlossen und ließ sie ratlos vor den Pforten seiner Seele umherirren. Asta fühlte sich in diesem Augenblick ganz und gar verlassen, diesen boshaften Dingen, dem abscheulichen Wetter preisgegeben, dem höhnischen Grinsen der bleiern zögernden Minuten ausgeliefert. Während sie durch das Zimmer wanderte und ihr Taschentuch in den feuchten Händen zerknüllte,

überfiel sie auf einmal die unwiderstehliche Lust, irgend etwas anzustellen, mit den Fäusten in die Fenster zu schlagen, etwas zu Boden zu werfen. Sie hatte ein qualvolles Bedürfnis nach Bewegung, nach Lärm, nach Zerstörung.

Plötzlich erfüllte ein Laut das Zimmer, der war durchaus nicht fein und lieblich, sondern ungeschmeichelt und plump, wie das Knarren eines geöffneten Scheunentors. Asta wandte sich um und sah Matthias' Mund zu einem ungeheuerlichen Gähnen aufgerissen.

„Du langweilst dich wohl sehr?“ sagte sie zornbeugend.

Matthias schrak aus dem wohlthuenden Stumpfsinn seiner Kalendergeschichte auf. „Na ja,“ sagte er zögernd, „so ein niederträchtiges Regenwetter. Es ist ja nicht sehr unterhaltend in Goldenbrunn!“

„Du langweilst dich also?“ beharrte Asta.

Matthias machte einen krankhaften Versuch zu scherzen: „Was soll man denn tun . . . seit unsre Fliege gestorben ist. Sie war unsre einzige Variéténummer.“

„Du findest es also nicht der Mühe wert, dich meinetwegen ein wenig anzustrengen?“

„Schau, Kind —“

„Bitte, sag' doch nicht immer Kind. Du weißt, daß ich das nicht leiden kann.“

„Also gut! Schau, Asta . . . wir haben uns nun schon sechs Tage lang von früh bis abends über alle möglichen Fragen der Welt ausgesprochen . . . wir haben gelesen, bis wir mit Druckerschwärze bis über die Ohren angefüllt waren. Was soll man denn tun,

wenn es nicht aufhören will zu regnen? Soll ich dir etwas aus dem 'Thüringer Waldboten' vorlesen?“

„Ich danke schönstens. Mehr bin ich dir nicht wert als eine blödsinnige Kalendergeschichte? Ich bin dir nichts . . . du hast nur immer Almosen für mich.“

„Stelle dir vor, Kind — verzeih, ich sag's nicht mehr wieder —, wenn wir jetzt in einer Höhle leben würden, ganz fern von der Kultur, so daß wir nicht einmal einen Bauernkalender hätten . . .“

Asta fühlte, daß es nicht mehr weit bis zum Weinen war. Und da wurde sie nur noch zorniger: „Du willst mich wohl verhöhnen?“ sagte sie. „Weil ich so dumm war, mir das einmal zu wünschen. Weil ich geglaubt habe, wir würden uns dann ganz nahekommen.“

„Du bist sehr aufgeregt. Der Doktor hat gemeint . . .“

„Was hat der Doktor gemeint?“

„Nichts. Man muß eben Geduld haben. Das Leben besteht nun einmal nicht aus lauter Höhepunkten.“

„Da hast du sehr recht. Das Leben mit dir besteht wahrhaftig nicht aus Höhepunkten. Du hältst mich absichtlich ganz tief unten, ich genüge dir nicht.“

„Was willst du eigentlich von mir? Es ist ja sehr langweilig hier. Aber die Langeweile hat heilende Kräfte. Sie regeneriert die Seelen. Und ich muß sagen, eigentlich tut es mir nach diesem anstrengenden Winter wohl, mich einmal so auf die Bärenhaut legen zu dürfen. Das Denken ist eine Krankheit. Du solltest auch nicht so viel grübeln.“

„Ja . . . ich soll nicht so anspruchsvoll sein — nicht wahr? —, an deinen Gedanken teilhaben zu wollen.“

Da schlug Matthias den „Thüringer Waldboten“ mit einem Krach zu und stand auf. „Aber Herrgott, wenn ich doch gar keine Gedanken habe. Woran soll ich denn dich teilnehmen lassen? Ich bin fertig, ich bin ausgepumpt. Es fällt mir gar nichts mehr ein. Ich habe mich lange genug abgemartert mit dem verfligten Seelenleben. Jetzt hab' ich genug davon.“

Und damit ging Matthias aus dem Zimmer, die Stiegen hinunter, nahm unten im Flur neben der Fleischkammer seinen Wettermantel vom Haken und marschierte geradeswegs in den Regen und die Schokoladensauce hinaus. Und er kümmerte sich um nichts, und während der rötlichbraune Dreck unter seinen Männertritten links und rechts in großen Spritzern aufspritzte, maulte er in sich hinein. Das war ja ein ganz niederträchtiges Sklavenleben und aufreibend wie eine Treitmühle. Diese Frau hatte nicht das geringste Verständnis für Matthias' bürgerliches Bedürfnis nach Gemütlichkeit. Ihr unruhiger Geist vertrug kein Ausruhen und kein Schweigen. Matthias fing an, so sehr er Asta liebte, sich zu bedauern. Und zugleich bewunderte er sich wegen seiner übermenschlichen Geduld. Man muß bedenken, daß sie nervös ist, sagte er sich, aber das ist eine ansteckende Sache, und man wird es in ihrer Nähe auch. Und es ist notwendig, sie zur Vernunft zu bringen. Ich will sie zur Gelassenheit erziehen, war der Schluß seiner Betrachtungen.

Als er am Ende des Dorfes angelangt war, glichen seine Schuhe zwei großen Lehmklumpen, und Matthias

gab den Kampf gegen die tropfbar-flüssige Dorfstraße auf.

Es war sehr gut, daß da gerade gegenüber das andre Wirtshaus von Goldenbrunn stand. Matthias tat etwas, was er bisher noch niemals getan hatte, er ging ohne seine Gattin ins Wirtshaus, mit dem vollen Bewußtsein des ersten Schrittes zur Erziehung Astas im Sinne einer schönen Gelassenheit. Er betrat die Wirtsstube wie der Koloss mit den tönernen Füßen, und der Oberlehrer, der Förster und der Gutsverwalter steckten die Köpfe zusammen.

Nach einer Weile hatte die Neugierde über den Honoratiorenstolz gesiegt, und Matthias Merenus saß an dem von vielen aufgestützten Ellenbogen glattpolierten Eichentisch und trank sein Bier in der vornehmsten Gesellschaft von Goldenbrunn. Es war wie in den gemütlichen alten Geschichten: der Gutsverwalter brachte seine Anekdoten an, auf denen eine höchst ehrwürdige Patina saß; der Förster erzählte die Wunderthaten seines Dackels, der hinter dem Ofen schlief, und keinem Menschen fiel es ein, von Matthias ein Seelenleben zu verlangen. Da verkroch sich Matthias immer tiefer in ein wärmendes Wohlbehagen. Und als sich die ganze Gesellschaft in den ersten Morgenstunden aufmachte, um beim Oberlehrer noch einen Grog zu trinken, da zog Matthias Merenus mit als Freund und Bruder und brüllte auf der Straße von Goldenbrunn aus Leibeskräften die Wacht am Rhein. Die Frau Oberlehrerin wurde aus dem Schlafe geweckt und unterzog sich ohne Widerspruch mit weiblicher

Bescheidenheit der Grogbereitung. Dann saß sie am unteren Ende des Tisches auf einem abgerückten Stuhl mit über dem Bauch gefalteten Händen, anspruchslos, still-gütig und zufrieden, daß den Männern der Grog schmeckte. Matthias sah sie immer an wie ein Gotteswunder. So still, so milde, so gleichmütig und gelassen, ein Gefäß in ihres Vatters Hand. So hätte sie senkrecht gemalt werden können als Sinnbild aller unterwürfigen, geistig bescheidenen Hausmütterlichkeit. Matthias Merenus wurde von einem Glas Grog zum andern immer gerührter. Und als der Morgen grau über die Wände und Möbel krabbelte, da bat Matthias den Oberlehrer mit Tränen in den Augen, er möge ihm gestatten, seiner Gattin einen Freundschaftskuß zu geben. Der Oberlehrer war ohnehin in der rosenroten Herrlichkeit, in der alle Menschen Brüder und Schwestern sind, und hatte — hupp — nicht das mindeste — hupp — dagegen. Die Frau Oberlehrerin, die zuerst ihr Gesicht mit der Schürze verhüllt hatte, entschleierte sich gehorsam. Und Matthias küßte sie, während die andern herumstanden und mit den letzten Groggläsern Viktoria läuteten.

So kam Matthias Merenus mit einem fremden Kuß auf den Lippen heim. Und es war, als habe das Wetter nur diesen Abfall erzwingen wollen, um sich in eine große Heiterkeit zu wenden. Der ganze Himmel war über Nacht wolkenlos geworden, ein ganz helles Blau mit leichten Abweichungen zu Weiß und Meergrün reichte von einem Waldberg zum andern, und über der Geierkoppe stand die allernichtsnützigste Morgen-

sonne und beschien den Matthias Merenus, der über die braunflüssige Dorfstraße dahinstampfte. Er hatte ein Bedürfnis, vor sich hinzumurmeln, aber er besann sich zur rechten Zeit, daß dies die Art von Trunkenen sei, und so verzichtete er also einstweilen darauf, das Wirrsal der Gefühle in seinem Inneren durch die Logik des laut gesprochenen Wortes zu ordnen. So kam er in einem Zustande seliger Verantwortungslosigkeit bis zum „Wilden Mann“. Der Wirt stand unter der Tür und begrüßte Matthias mit gespannter Miene. Denn es ist beleidigend und erniedrigend für einen guten Wirt, wenn sein Gast glaubt, in ein andres Gasthaus gehen zu müssen, um sich einen Rausch zu holen.

Matthias merkte nichts davon und setzte seinen Weg im Dunstkreis der Fleishkammer fort. Aber da geschah eine plötzliche Wandlung. Der Geruch der Fleishkammer stieß einen Gedanken aus seinem Gleichgewicht und der wieder einen andern, bis der letzte der ganzen Kette wie ein Pfundgewicht in Matthias' Seele fiel. Der paradiesische Zustand der Verantwortungslosigkeit wandelte sich in den Ragenjammer des Sündenfalles. Er war eine ganze Nacht fort gewesen, hatte Asta allein gelassen und kehrte nun bei hellichem Tage zurück, mit rötlichbraun glänzenden Lehmklumpen statt der Stiefel. Matthias setzte sich auf die knarrende Holzstiege und zog seine Schuhe aus, in dem unklaren Gefühl, dadurch seine Rückkehr zur Ordnung darzutun.

Als er das Zimmer betrat, sah er Asta in einem

Lehnstuhl am Fenster sitzen. Sie hatte den Kopf auf die Hand gestützt und sah auf die Dorfstraße hinaus. Matthias stand hinter ihr, in jeder Hand einen Schuh, und hatte keine Ahnung, was er in dieser goldglänzenden Morgenstunde mit sich beginnen sollte.

„Wo warst du die ganze Nacht?“ fragte Asta.

„Ich habe in der ‚Sonne‘ eine lustige Gesellschaft getroffen. Den Oberlehrer . . . den Förster . . . den Gutsverwalter . . .“ Matthias gab diesen Titeln einen besonderen Nachdruck, um die Wohlstandigkeit seiner Nachtstunden zu verbürgen.

„Du wirst einsehen, daß wir nach diesem Vorfall nicht länger hierbleiben können. Du hast mich und dich unmöglich gemacht.“

Es gibt stumme Tiere, die nur schreien, wenn sie angegriffen werden. Und solche, die aus lauter Angst in die Hand beißen, die sich nach ihnen ausstreckt. Matthias verfiel aus Verlegenheit und Reue in einen wilden Trog. „Du kannst machen, was du willst,“ schrie er, „du kannst meinetwegen nach Haus fahren; ich halte dich nicht. Aber das muß ich dir doch sagen: ich habe heute eine Frau kennen gelernt . . . eine ganz gewöhnliche Frau, eine Bauerntochter. Ohne Bildung . . . weißt du, ohne Literatur, aber dafür auch ohne Nerven. Sie steht mitten in der Nacht auf und kocht Grog . . . einen sehr guten Grog. Und sitzt dabei, wenn Männer sich unterhalten, und tut, als wäre sie nicht da . . . Und ist doch da, wenn man noch was braucht . . . und . . . und . . . fragt ihren Mann niemals, woran er denkt, wenn er an gar nichts denkt, und wenn er müde ist,

so läßt sie ihn ganz gewiß schlafen gehen. Das ist eine Frau . . . an der sich andre ein Muster nehmen könnten . . . weil sie keine Ansprüche macht . . . und ganz ohne Ehrgeiz ist . . . und wenn ihr Mann nicht sprechen will, so braucht er nicht zu sprechen . . . und sie macht sich nichts daraus, wenn er kein Seelenleben hat . . .“

Hierauf schmiß Matthias seine Stiefel gegen die Wand, daß die Schokoladensauce herumspritzte wie die Tinte aus Luthers Tintenfaß. Und als er die Kleider endlich vom Leibe gezogen hatte, fiel er ins Bett und schlief sogleich ein. Und die Sonne beschien seine Hände, die auf der Bettdecke lagen, und begann die rötlichbraune Tünche an den Fingern abzutrocknen.

Als Matthias am späten Nachmittag erwachte, war Frau Asta fort und hatte die Nachricht hinterlassen, daß sie nach Leipzig zurückgekehrt sei.

Fünftes Kapitel.

Matthias Merenus brachte es über sich, noch drei Tage in Goldenbrunn zu trogen. Die Sonne brannte sommerlich herab und trocknete den Schlamm in der Goldenbrunner Mulde, daß er anfang rissig zu werden und an manchen Stellen sogar begangen werden konnte. Am dritten Tag war es so weit, daß Matthias seinen Wettermantel auf eine Wiese hinbreiten und sich lagern konnte. Es war fast so, wie es ihm in seinen winterlichen Phantasien am Schreibtisch vorgeschienen hatte. Eine Mühle klapperte in der Nähe und brachte ihren altmodischen Takt in die Landschaft. Und der Himmel war sehr blau und sehr hoch und sehr milde, und das Gras im Bereich seiner Finger fühlte sich kühl und seidenweich an. Aber dennoch war Matthias nicht zufrieden. Denn in seinen Tiefen rumorte das Gewissen, und er hatte das dunkle Gefühl, daß er seine feine, kluge und schöne Frau durch einen Vergleich mit der dummen Gans von Oberlehrerin beleidigt hatte. Noch einmal hatte er einer Einladung des Oberlehrers folgen müssen und hatte in dessen Gattin im nüchternen Licht des Tages eine alte und gewöhnliche Person gefunden, die sich geziert

und schämig benahm, als sei jener Kuß damals eine Sache von Bedeutung gewesen.

Am vierten Tag verließ Matthias Goldenbrunn und fuhr seiner Frau nach. Vabette öffnete ihm die Tür seiner Wohnung und stieß anstatt eines Grußes die Zähne. Sie grinste ihm den Kalawajaschen Triumph ins Gesicht.

„Meine Frau zu Haus?“ fragte Matthias.

Vabette deutete auf die Tür zum Wohnzimmer und grinste. Es mußte Besuch da sein, und das war peinlich für einen reuevoll zurückkehrenden Gatten. Matthias legte seine Sachen ab, während Vabette dabei stand und keinen Finger rührte, und trat dann ein.

Da saß sie in ihrer ganzen schlanken Schönheit, und ihr gegenüber saß Mama Rosina und war mit Schlafrock und Strickstrumpf ganz furchtbar häuslich eingerichtet. In der Kaffeetasse, die vor ihr stand, stak eine halbe Semmel mit dem Zipfel nach oben, während sich das andre Ende im Kaffee zerweichte, und das war Matthias seit jeher ein Greuel gewesen.

„Du freust dich wohl nicht sehr darüber, mich hier zu sehen?“ fragte Mama Rosina.

Matthias war viel zu verblüfft, um das zu bestreiten. Seine Gedanken krochen ihm durcheinander wie die Mehlwürmer in ihrem Topfe. Er war heimgekommen mit einem Herzen voll der blühendsten Zärtlichkeit, und nun sah er sich aufs neue in Kriegzeiten versetzt.

„Ja . . . und nun bin ich da. Meine Tochter hat mich gerufen . . . und ich habe vergessen, daß man

mich in diesem Hause schon einmal beleidigt hat, und bin gekommen. Ich lasse mein Kind nicht im Stich. Eine Mutter ist doch etwas ganz anderes als so ein Mann, der nur die angenehmen Seiten der Ehe kennen will. Und wenn es heißt, der Gattin in Seelennot eine Stütze zu bieten und Verständnis zu haben, da will er nichts davon wissen." Und Frau Rosina rührte zur Befräftigung mit der Semmel zweimal rundherum, zog dann ein Ding hervor, das aussah wie der Filzschuh eines Sichtkranken, und verspeiste es mit solchem Behagen, daß kleine Kaffeebächlein aus den Mundwinkeln rannen.

Asta war dieser Empfang ihres Mannes peinlich und beschämend gewesen, und sie versuchte, als sie endlich allein gelassen wurden, ihm Brücken zur Versöhnung zu bauen. Aber Matthias war so eingeschüchtert und kleinlaut, daß er keines der guten Anzeichen richtig zu deuten wagte und, eine heimliche Bundesgenossenschaft seiner Frau mit ihrer Mutter fürchtend, sich mit tunlichster Beschleunigung in die Mohnfelder des Schlafes rettete.

Am nächsten Morgen bat Asta die Mama, mit Matthias nicht zu hart zu verfahren. „So ein Künstler hat seine Launen, der muß anders genommen werden als ein Leimsieder.“

„Künstler? Ha! . . . Zeitungschmierer!“ sagte Mama Rosina und fuhrwerkte durch die Wohnung, daß die violetten Bänder ihres Schlafrocks hinter ihr dreinflatterten. Es war ein prächtig-grausiger Anblick mütterlicher Empörung. „Das war vielleicht auch

eine Künstlerlaune . . . das mit der Oberlehrerin. Asta, mein Kind, hast du vergessen, aus welcher Familie du stammst? Du . . . und diese ordinäre Lehrersgattin! Es ist, als ob man den Schmetterling mit dem Regenwurm vergleichen wollte!“

„Mama!“ bat Asta, „sie haben sehr viel Grog getrunken.“

„Na . . . wir werden ja sehen, was mit deinem Matthias los ist. Es wird sich ja erweisen, was hinter ihm steckt.“

Und Mama Rosina behandelte trotz Aastas Einsprache Matthias als besiegten Feind und sein Haus als erobertes Gebiet. Ihre violetten Schlafrockbänder wehten triumphierend auf allen Zinnen, und wenn sie am Kaffeetisch saß, dann ließ sie vor seinen Augen die Semmel aufweichen, bis sie die abenteuerlichsten Formen annahm. Matthias' haus herrliche Gewohnheiten wurden nirgend respektiert. Niemals fand er die Hausschuhe an ihrem Ort und niemals das Wasserglas auf seinem Nachttisch. Und als sich Asta bemühte, auf alle diese Kleinigkeiten zu achten, war Babette dahinterher, veräumte und vertrug alles wieder und war unerschöpflich im Ausdenken der entlegensten Verstecke.

Matthias trug alles mit großer Geduld. Aber Mama Rosina blieb ungerührt, und wenn Matthias abends nach Hause kam, setzte sie sich zwischen ihn und Asta und gab mit gefährlich blinkenden Augen acht, ob er ihre Tochter geistig befriedige. Da war es Matthias immer wie dem unglücklichen Papageno, als ob man ihm ein Schloß vor den Mund gehängt

und mit einem Wertheimschlüssel abgesperrt habe. Tagsüber notierte er sich Themen für die Abendgespräche, und bevor er nach Hause ging, wählte er die besten davon aus und schrieb sie auf die Manschette. Wenn er aber im rechten Winkel zu Mama Rosina und unter dem Kommando ihrer Blicke saß, dann quollen ihm die Worte im Munde an wie die bewußte Kaffeesemmel. Er brachte nichts heraus und saß stumm und gequält auf seinem Sessel, ein neuer Laurentius auf dem Koft. Dann nahmen Mamas Blicke allmählich den Ausdruck einer so kalten Verachtung an, daß Matthias' Gehirnwindungen in Eis erstarrten. Sie wandte sich langsam von ihm ab, und ihre Blicke sprachen zu Asta: Dies ist nun dein Matthias, sieh dir ihn nur an! Und Asters Augen baten flehentlich: So sprich doch etwas, zeige, daß du mich liebst! Aber Matthias saß zwischen Bitten und Drohungen wie der Frosch im Beichtstuhl und glockte sein Schicksal an. Er war von seinem Unglück vollkommen hypnotisiert, auf eine sehr grausame, aber ungemein solide Weise vernagelt, daß sein ganzes Gedankensystem zum Stillstehen gezwungen war. Und wenn sich Mama Rosina am Anblick seiner Hilflosigkeit genug geweidet hatte, begann sie mit der Feierlichkeit eines Rhapsoden das unerschöpfliche Lied vom Glanz der Familie Kalawaja.

Vom Großvater, der noch adlig und ein großer Grundbesitzer gewesen war, mit einer Unmasse von Wäldern, Wölfen, Schafen und Bauern. Aber dann war man durch die Ungunst der Zeiten nach Deutschland verschlagen worden, denn den Bauern war es

eingefallen, den Gutshof zu überfallen und anzuzünden. Der Großvater aber war, nachdem er aus einem Fenster des ersten Stocks siebzehn Stück Bauern niedergeknallt hatte, durch eine Hintertür mit einiger Mühe gerade noch entkommen. Das hörte sich an wie ein Heldenlied aus homerischen Zeiten, aber dann folgte der Abgesang der beklagenswerten Begebenheiten auf deutschem Boden. Und das traurige Ende war die irgeleitete Empfindung einzelner Familienmitglieder, die unbegreiflicherweise in einer dauernden Verbindung mit Deutschen das Glück ihres Lebens zu finden geglaubt hätten.

Solche Abende schlossen in der Regel mit einem Weinkrampf Asters. Und Matthias, dessen Tröstungsversuche über das massive Vorwerk der Mama Rosina hinüber wenig Erfolg hatten, war zumute wie einem Manne, der den Ruf vernommen hat, als Säulenheiliger in die Wüste zu ziehen.

Es begab sich aber, daß Matthias einmal vergaß, die Notizen der Gesprächsthemen von seinen Manschetten auszuradieren, und daß Mama Rosina gerade dazukam, als Babette die Schmutzwäsche abzählte. „Was ist denn das?“ fragte sie, indem sie das verbogene Köllchen mit spitzen Fingern aufnahm.

Babette hatte schon öfter wolkenartige graue Zeichnungen auf den Manschetten gesehen, aber sie hatte daran nichts besonders Beachtenswertes gefunden. Nun wurde sie neugierig und vermutete mit freudigem Herzklopfen ein noch unentdecktes Verbrechen des Fremdlings. „Was denn? Was denn?“

drängte sie und stellte sich auf die Zehen, um besser zu sehen.

Aber die Mama gab keine Antwort und stürmte mit der beschriebenen Manschette zu Asta ins Zimmer, während die violetten Schlafrockbänder hinterdrein flatterten. „Da hast du deinen Mann in seiner ganzen Glorie!“ rief sie trompetenhast und stellte das unglückselige Köllchen vor Asta auf den Nähtisch. Asta besah die Manschette und dann ihre Mama, mit einem ganz leisen Verdacht, daß ihr Verstand durch übertriebene Mutterliebe gelitten habe. „Lies nur!“ befahl Mama Rosina. „Lies nur!“

Zögernd nahm Asta die Manschette auf und las: „Liebe und Ehe bei den orientalischen Völkern — Goethes letzte Stunden — Die Kunstphilosophie des Hippolyt Taine — Rembrand als Erzieher — Stammt der Mensch vom Affen ab? — Haben wir eine moderne Literatur? — Die Frauenfrage —“. Kopfschüttelnd stellte sie das merkwürdige Ding wieder hin: „Was soll das bedeuten?“

„Du verstehst es nicht?“ posaunte Frau Rosina. „Oh, da siehst man, wie blind du bist. Das enthält deinen Mann. Du hältst ihn für ein Genie, und er ist ein armseliger Strohkopf. Verstehst du noch immer nicht? Er bereitet sich für die Gespräche mit dir vor. Er lernt irgend etwas auswendig und schreibt sich's auf die Manschetten. Und dann sitzt er da und kann doch nicht den Mund aufmachen.“

Astas Augen waren schon wieder voll Tränen: „Nein, nein, Mama, das ist ganz anders. Er hat

den guten Willen, mit mir von allen diesen Dingen zu sprechen. Und wenn er dann nicht kann, so liegt die Schuld an mir, er glaubt, daß ich ihn nicht verstehe. Es ist die Schamhaftigkeit des geistig hervorragenden Menschen, der befürchtet, seine Schätze an Unwürdige hinzugeben.“

„So, und die Frau Oberlehrerin von Goldenbrunn war vielleicht würdiger!“

„Sie liebt er nicht. Aber mich liebt er vielleicht noch und ist so taktvoll, mir die Beschämung ersparen zu wollen.“

Da riß der Mama Rosina der Geduldsfaden und sie sagte: „Du bist eine dumme Gans!“ Hierauf schlug sie die Thür hinter sich zu.

Aber den ganzen Tag über kochte Gift und Galle so gewaltig in ihr, daß das Gefäß noch am selben Abend überfloß. Das geschah, als sie auf einem äußerst zornmütigen Spaziergang, den sie zu Demonstrationszwecken allein unternommen hatte, Frau Polsterer auf der Straße traf. Die Gattin des Chefredakteurs hatte vor kurzem einen Besuch Astas erwidert und dabei Mama Rosina kennen gelernt, an der ihr die lebenswürdige Beweglichkeit und eine gewisse Romantik der Gesinnungen als Zeichen sehr hoher Intelligenz erschienen waren. Nun sprach sie die liebe Dame auf der Straße an, und Mama Rosina zögerte keinen Augenblick, einen gedrängten Abriss der Leidensgeschichte Astas anzubringen. Und Matthias' Untaten wurden durch diese Erzählung um so mehr ins Phantastische gesteigert, als Frau Rosina eigentlich

nichts gegen ihn vorzubringen hatte als eine allgemeine schwiegermütterliche Unzufriedenheit.

Frau Polsterer war bis in die Fundamente ihrer Gutmütigkeit erschüttert. War das eine falsche und niederträchtige Welt! Heute morgen war Frau Polsterer dahintergekommen, daß ihr Dienstmädchen, dem sie so viel Vertrauen geschenkt hatte, über die Betten gegangen war, um sich für ihre künftige Heiratsausstattung einen Vorrat von Federn anzulegen. Und nun Matthias Merenus, der sympathische, ruhige junge Mann, dieses Muster eines liebenden, zärtlichen Gatten! Er quälte seine allerliebste, entzückende Frau auf eine Weise, die seine Schwiegermama nur sehr verschleiert anzudeuten wagte. Welche Enttäuschung! Sollte Steinitz mit seiner letzten boshaften Bemerkung am Ende recht haben, daß die Ehe den Charakter verderbe?

Frau Polsterer war dreifach empört: über das Dienstmädchen, über das Benehmen des Matthias Merenus und über die Bosheit des Chesatirikers. Und diese drei Empörungen mischten sich in ihrer Seele wie die Ingredienzien einer Brauselimonade. So eine Brauselimonade ist eine harmlose Sache, aber für eine Weile macht sie ein beträchtliches Geziß. Frau Polsterer zischte noch, als ihr Gatte nach Hause kam. Und so erfuhr er von des Matthias Merenus geheimnisvollen Schandtaten und mußte seiner Gattin versprechen, zugunsten der armen kleinen Frau dem Sünder ins Gewissen zu reden.

Am Nachmittag bat er Matthias in sein Zimmer,

ließ ihn Platz nehmen, und da er nicht sogleich eine passende Einleitung fand, hantierte er hastig mit den Manuskripten, die seinen Schreibtisch in genialer Unordnung bedeckten. Dann begann er in einem bebarteten, blaugeäugten Ton würdevoll väterlicher Güte: „Sie wissen, lieber Kollege, daß ich mich grundsätzlich nicht in die Privatangelegenheiten unsrer Herren zu mischen pflege. Es widerstrebt mir, meinen Rat aufzudrängen, wo er nicht begehrt wird, oder gar zur un rechten Zeit lehrhaft zu werden. Ich denke über diese Dinge ganz so, wie Goethe gedacht hat.“ Hier machte Doktor Polsterer eine kleine Pause, einestheils um den Respekt vor dem großen Namen noch eine Weile nachhaltend wirken zu lassen, und andernteils, um sich selbst zur Fortsetzung zu sammeln.

Matthias Merenus aber hatte das merkwürdige und nicht gerade angenehme Gefühl, als werde ihm mit einem stumpfen Messer andauernd über die Gurgel gestedtelt.

„Wenn ich in Ihrem Fall eine Ausnahme mache,“ fuhr Doktor Polsterer fort, „so sind die Beweggründe dazu für Sie durchaus ehrender Natur. Ich erlaube mir, Ihnen Vorstellungen zu machen, nicht aus irgend einer lächerlichen Anmaßung, die ich mir kraft meiner Stellung als Chef beifallen lasse, sondern aus reiner, uneigennütziger Freundschaft für Sie und aus einer ebenso reinen Sympathie für Ihre entzückende Frau. Sie werden mich ohne weiteres erfassen, und ich brauche Ihnen vielleicht gar nicht näher anzudeuten, um was es sich handelt.“

Diese Anrede trug durchaus das Gepräge jenes soliden, vornehm diplomatischen Stils, der Doktor Polsterers Leitartikel auszeichnete. Aber obzwar Matthias deren Sprachformen zur Genüge kannte, versagte seine Gehirnsubstanz diesmal so vollkommen, als höre er zum erstenmal in seinem Leben einen mongolischen Dialekt. Er starrte den Chef mit so viel Verständnis an wie ein Kalb in seiner Sterbestunde den Schlächter, der ihm einen Vortrag über die sozialen Notwendigkeiten der Fleischversorgung hält.

„Sie begreifen!“ sagte Doktor Polsterer noch einmal. Als er aber allzu deutlich sah, daß Matthias noch immer nicht begriff, sagte er: „Nun, ich kann Ihnen sagen, daß ich Ihre arme kleine Frau bedaure. Sie tut mir leid. Ich kenne Sie doch als einen braven und zuverlässigen Arbeiter, und es ist mir mehr als peinlich, über Sie zu erfahren, daß Sie in Ihrem Privatleben durchaus nicht dem Bilde entsprechen, das ich mir von Ihnen gemacht habe. Das zu sagen habe ich für meine Pflicht gehalten, und ich habe nichts mehr hinzuzufügen.“ Es war genau zu merken, daß der Chef durch Matthias' Hartnäckigkeit ärgerlich geworden war.

Matthias fühlte sich entlassen. Er ging mit einem großen Summen im Kopf hinaus und trat in eine Eisgrube der Mißbilligung. Denn inzwischen war die Kunde von seiner Unwürdigkeit noch auf einem zweiten Wege in die Redaktion gelangt. Möller, der verunglückte Humorist, hatte sie gebracht. Er hatte sie von seiner Frau, und die hatte sie vor nicht mehr als

einer Stunde von Frau Polsterer erhalten. So träufelte die Nachricht noch brühwarm von Möllers pergamentfarbenen Lippen. Und er fand in seinem durch verschlagenen Humor angesäuerten Gemüt einige Genugtuung darin, die moralische Minderwertigkeit des Mannes aufzudecken, der ihn von seiner angestammten Schlafstelle im Theater verdrängt hatte.

Hermann Berndonner sah Matthias so fremd an, als habe er in Erfahrung gebracht, daß der Redaktionskollege Teilhaber an einer Spiritusbrennerei sei. Möller stand am Fenster, geduckt, zerknittert, mit seinem bis über die Ohren gezogenen Schlapphut, der leibhaftige Vorwurf unziemlichen Betragens. Steinig kehrte Merenus überhaupt den Rücken.

Matthias lief Spießruten. Es war ein Glück, daß er weggehen mußte, um sich eine Kunstausstellung anzusehen, über die er zu schreiben hatte. Als er aber im Vorzimmer seinen Hut vom Haken nahm, kam ihm Steinig nach.

„Hören Sie, Merenus,“ sagte er, „Heiraten ist ein Blödsinn... Wenn man aber schon verheiratet ist, noch dazu mit einer solchen Frau, dann benimmt man sich anders als Sie!“

Sechstes Kapitel.

Doktor Allerhand hatte den letzten Patienten aus dem Wartezimmer in den Ordinationsraum geholt. Da hörte er noch einmal die Türklingel. Und als er dann noch ein allerletztes Mal in das Wartezimmer sah, da saß Matthias Merenus in einem der roten Plüschfauteuils. Doktor Allerhand hielt mit der linken Hand den Leisten des geschlossenen und mit der rechten die Klinke des offenen Türflügels und verneigte sich.

„Lieber Herr Doktor,“ rief Matthias Merenus gleich beim Eintritt ohne weitere Einleitung. „Sie müssen mir helfen!“

„Dazu bin ich da,“ sagte Doktor Allerhand mit bescheidener Großartigkeit, „wo fehlt's denn?“

„Ich bin gesund, Herr Doktor! Vorläufig noch. Aber wenn ich so weiter gequält werde . . . ich weiß nicht, wie lange ich das noch aushalte.“

„Na! Na!“

„Ja, Herr Doktor . . . es ist mein voller Ernst. Meine Frau beklagt sich über mich! Sie wissen ja . . . ich kann ja doch nicht aus meiner Haut heraus. Wenn sie sich ihre Mama zu Hilfe ruft und die ganze Geschichte in meinen vier Wänden bleibt, dann will ich

ja nicht einmal was sagen. Aber sie trägt es schon fremden Leuten zu.“

Doktor Allerhand saß auf der Untersuchungsottomane und drehte an einer Zigarette. Er streckte die Zunge heraus, fuhr mit dem freien Ende des Papiers einmal hin und her, spuckte aus und sagte: „So, so!“

„Sie sind heute in der Redaktion mit Vorwürfen über mich hergefallen. Ich habe erst gar nicht verstanden, was sie von mir wollen. Auf der Straße bin ich dann hinter den Zusammenhang gekommen. Vor ein paar Tagen war die Frau meines Chefs bei uns zu Besuch. Verstehen Sie nun? Meine Frau hat sich über mich beschwert. Ist es nicht beschämend?“

Aus der blauen duftenden Rauchwolke über der Ottomane kam ein kurzes Knurren. Es knarrte über ein Stückchen holprigen Gedankenwegs hinweg. Dann äußerte sich der Doktor: „Ich habe es Ihnen ja schon gesagt. Ihre Gattin ist sehr nervös.“

„Ja — aber was soll man da tun? Das ist doch schrecklich!“

Für Doktor Allerhand war die Nervosität der Schlüssel zu vier Fünfteln aller psychologischen Rätsel der Welt. „Wissen Sie,“ sagte er, „Frauen sind eigentlich immer nervös. Wenn sie keine Kinder kriegen, sind sie selbstverständlich nervös; wenn sie welche kriegen sollen und es mißlingt, sind sie's selbstverständlich auch. Das ist der Fall Ihrer Frau. Und wenn sie Kinder gekriegt haben, sind sie's mit lauter Sorgen um Gesundheit und gute Verdauung erst recht. Na ja!“

Nachdem Doktor Allerhand diese ebenso einfache

wie geniale Einteilung der Frauen vorgenommen hatte, dampfte er drauflos wie ein Opferpriester vor dem Gott Dagon.

Aber Matthias, der heute für Verallgemeinerungen keinen Sinn hatte und nur sein eigenpersönliches Elend vor Augen sah, wiederholte: „Ja, was soll man da tun?“

„Sie hätten damals recht lange auf dem Lande bleiben sollen, lieber Freund!“

„Aber meine Frau ist mir ja ausgerissen.“

„Sehen Sie! Sehen Sie!“ bemerkte Doktor Allerhand bedeutsam. Dann stippte er den Ruß seiner Zigarette in die Aschenschale und drückte das Feuer aus, wie man eine letzte Bedenklichkeit abtut. Es wurde sogleich klar, welcher Art diese Bedenklichkeit gewesen war, als er jetzt sagte: „Ja . . . es ist Zeit, daß Ihre Frau in ein Sanatorium kommt!“

Matthias erschraf. Mit dem Wort Sanatorium jagte in wilder Hast ein wirrer Haufe der entsetzlichsten Vorstellungen daher: kalte Duschen, Einzelzellen, Zwangsjacken, der ganze Apparat des Irrenhauses. Aber Doktor Allerhand widerlegte Matthias' Befürchtungen, indem er darauf hinwies, daß ein Sanatorium nichts anderes sei als ein Prießnitzumschlag der Seele, eine Erziehung zum Gleichgewicht des Gemüts. Und daß ein modernes Sanatorium mit Ausnahme des Umstandes, daß es unter ärztlicher Leitung stehe und Gelegenheit zu jeder erdenklichen Kurmethode biete, sich von einem großen Hotel keineswegs unterscheide. „Ich bin zwar selbst Teilhaber an einem Sanatorium bei

Dresden,“ fügte Doktor Allerhand mit bescheidenster Offenheit hinzu, „aber ich würde auch so sprechen, wenn ich es nicht wäre.“ Und er schloß: „Wenn Sie Ihre Frau lieben, so werden Sie nicht länger zögern, sie in ein Sanatorium zu schicken.“

Nach dieser Anrufung seiner Liebe blieb Matthias nichts anderes übrig, als einzusehen, daß Doktor Allerhand recht habe. „Wissen Sie was?“ meinte der Doktor, „meine Ordination ist zu Ende. Ich gehe mit Ihnen, und wir machen die Sache sogleich ab. Ich werde es Ihrer Frau schon beibringen.“

Matthias Merenus war übergücklich. Er hätte es nicht gewagt, den Doktor darum zu bitten, und nun bot sich dieser aus eignen Stücken an. Da kam wieder seine alte Lebenszuversicht über ihn. Und in seinem Inneren entstand eine ganze Frühlingslandschaft, die von einer äußerst wohlthuenden Melodie durchflutet war. Und wenn Matthias dieser Melodie Worte gegeben hätte, so hätten sie ungefähr den Sinn gehabt, daß nun, wenn Asta ins Sanatorium ging, ein längeres Verweilen der Mama Rosina in seinem Hause seine moralischen Hintergründe verloren habe. —

Mama Rosina war eben dabei, Asta die beachtenswertesten Stellen aus einem Stoß alter Briefe vorzulesen, als Matthias und Doktor Allerhand ankamen. Es waren Briefe von Astas Vater an die Mama. Briefe aus der Brautzeit, voll der glühendsten Versicherungen unvergänglicher Zärtlichkeit, voll verbender Hoffnungen und Beteuerungen unerhörter Glückseligkeit. Im Zusammenhalt mit den Tatsachen, die ihnen ge-

folgt waren, bildeten sie einen nicht zu widerlegenden Beweis für die Unbeständigkeit und Brutalität des Mannes im besonderen und allgemeinen, für seine Charakterlosigkeit und Herzlosigkeit und noch eine Unzahl anderer niedrigster Eigenschaften. Mama Rosina führte diese Briefe immer bei sich, um sich jederzeit all das vergegenwärtigen zu können, wenn etwa jemand hätte versuchen wollen, ihre Ansichten zu bekämpfen.

Sie war, mitten aus einem der längsten und am meisten belastenden Briefe herausgerissen, von Kopf bis zu Fuß in Entrüstung gehüllt. Und sie betrachtete die Eintretenden mit Mißtrauen und kühler Zurückhaltung.

Doktor Allerhand benahm sich als gewandter Weltmann. Er begrüßte Mama Rosina mit viel Hochachtung und dann Asta mit jener feinen väterlichen Liebenswürdigkeit, der er selbst sehr viel suggestive Kraft zuschrieb. Er nahm Platz und begann zu plaudern, als wäre er gekommen wie jeder andre Besuch und hätte durchaus keine ärztlichen Hintergedanken.

Mama Rosina aber hielt sich in ihren Verschanzungen und wartete ab, was es da wohl geben werde.

„Sehen Sie,“ sagte der Doktor, „jetzt haben wir den Sommer da, und ich kann nicht abkommen. Man ist doch jahraus jahrein wie ein Kettenhund. Ich möchte so gern hinaus. Aber es geht nicht. Ich muß meine Ferien bis zum Herbst verschieben.“

Asta nickte und sagte, von den gespannten Mienen ihrer Mama beunruhigt, ein paar bedauernde Worte.

„Sie dürfen auch Ihren eignen Mann bedauern,

gnädige Frau,“ fuhr Doktor Allerhand fort, „dem geht's ja auch nicht besser. Auch so eine Kettenhundexistenz, diese Journalistik. Ein menschenunwürdiges Dasein, so tagtäglich dazu verpflichtet zu sein, Geist und gute Einfälle zu haben.“

Matthias hielt es für angemessen, den Ausdruck bemitleidenswerter Geschundenheit anzunehmen, während Mama Rosina, nun vollständig von der Bundesgenossenschaft der beiden Männer überzeugt, ihre Blicke von einem zum andern wandern ließ. Unter diesen Blicken zogen Nebenschleier über die Frühlingslandschaft in Matthias' Gemüt. Seine Zuversicht begann sich kleinmütig nach einem Mausloch umzusehen.

Der Doktor bat um die Erlaubnis, sich eine Zigarette anzünden zu dürfen. „Aber Sie selbst, Gnädigste,“ sagte er nachlässig und nebenbei, „Sie selbst? Ich weiß nicht, warum Sie in der Stadt sitzen?“

Wie Matthias den Doktor so geradeswegs auf sein Ziel losrücken sah, überfiel ihn auf einmal kaltes Entsetzen. So begann er in seiner Herzensangst dem Doktor hinter dem Rücken der Mama Rosina zuzuwinken, er möge von seinem Beginnen absteigen. Er drehte die Arme und machte mit Winken und Händeschlenkern ein solches Getümmel, als ob ein optisches Signalbuch lebendig geworden sei und die einzelnen Figuren einander in die Haare geraten wären. Und er vergaß ganz, daß er vom Rücken her von der Sonne beschienen wurde und sich die Schatten seines wüsten Tuns gerade vor den Augen der Mama Rosina in unheimlicher Vergrößerung auf der Wand abmalten.

„Ja,“ sagte der Doktor aus der blauen dagonischen Opferwolke, „Ihnen wäre es eine leichte Sache, sich zu Ihrer Erholung aufs Land zurückzuziehen. Sie haben das erstemal schlechtes Wetter gehabt. Aber man darf sich doch nicht gleich abschrecken lassen. Sie haben keinen Beruf, der Sie zwingt, hierzubleiben. Ihr einziger Beruf ist, schön zu sein und Ihren Mann zu lieben. Nun . . . glauben Sie nicht, daß Sie ihm eine Freude machen, wenn Sie wieder ganz, aber auch ganz gesund werden und auch die allerlehten Spuren jener unglücklichen Geschichte verschwinden? Ich rate Ihnen ganz entschieden, machen sie sich frei . . . nicht als Arzt rate ich Ihnen das, sondern als Freund . . . und vielleicht ist es am besten, Sie gehen in ein Sanatorium!“

Dieses Wort war wie der Druck auf den Taster einer elektrischen Leitung zu einer Pulvermine — eine harmlose Handlung, die eine ungeheure Wirkung auslöst. Die Pulvermine schien unter der Sitzgelegenheit der Mama Rosina angebracht gewesen zu sein, denn im selben Augenblick, in dem dieses Wort ausgesprochen wurde, fuhr Mama Rosina um ihre halbe Körperlänge aus dem Fauteuil empor, schrie „Ha!“ und sank wie tot zurück. Ihr Haupt fiel gegen die Lehne, ihr Schlafrock floß zu beiden Seiten herab, und die sonst so heftig flatternden Bänder hingen zu Boden wie ein violettes Elend.

Der Doktor stürzte auf sie zu und erfaßte ihre Hand: „Was haben Sie?“ rief er verblüfft. Von der andern Seite näherte sich Matthias, in ratloser Bestürzung

vor einem Ungeheuerlichen. Er hatte das dringende Bedürfnis, seine Unschuld zu erweisen. Aber Mama Rosina war schon wieder zu Kräften gekommen, erhob sich zum Sitz, stieß mit den geballten Fäusten nach links und rechts und schrie: „Lassen Sie mich!“ Und dann neigte sie ihren Kopf auf die Schulter Aftas, die vor ihr niedergekniet war, und schluchzte: „Mein armes, armes Kind!“

„Mama! Mama!“ sagte Afta aufgeregt und zitternd.

„Mein armes Kind! Das ist der Anfang. Sie wollen dich in ein Sanatorium stecken. Weißt du, was das bedeutet?“

„Hören Sie mich doch nur an!“ wagte Doktor Allerhand einzuwerfen.

„Schweigen Sie! Sie sind mit diesem Menschen im Bund. Mein armes Kind! Du verstehst das in deiner Harmlosigkeit nicht. Es ist ein Glück, daß du deine Mutter bei dir hast. Weißt du — das Sanatorium ist der erste Schritt ins Irrenhaus. Sie wollen dich in ein Irrenhaus bringen. O, es ist genau so wie bei mir. Dein Vater hat auch damit angefangen, daß er mich ins Sanatorium bringen wollte. Ich sehe ihn noch vor mir . . . er hat dasselbe heuchlerische Gesicht gemacht wie dein Mann. Und er hat auch so einen Doktor als Helfer gefunden. Ich kenne das . . . das ist dein Glück, mein armes Kind . . . ich werde es nie zugeben . . .“ Sie stand auf und zog die weinende Afta mit sich empor. „O, ich weiß jetzt, was wir zu tun haben! Genau so wie dein Vater . . . Afta . . . ins Sanatorium, o Gott!“

Der Doktor stand inmitten der Bescherung wie ein Kind, das etwas kaputt gemacht hat. Er trat langsam den Rückzug an.

„Aber Mama . . .!“ stammelte Matthias. Er wollte sich Asta nähern, ihr seine ganze zärtliche Liebe erweisen, aber die violetten Schlafrockbänder sträubten sich und zischten ihn schlangenhast an.

„Lassen Sie uns!“ schrie Mama Rosina, „mit Ihnen haben wir nichts mehr zu tun!“

Matthias sah sich hilfselehend nach dem Doktor um, aber von dem war nichts mehr zu sehen als der linke Stiefelabsatz im Türspalt.

„Komm, mein Kind!“ sagte Mama Rosina und führte Asta ins Schlafzimmer. Die Tür wurde versperrt, und die beiden Frauen kamen nicht mehr zum Vorschein. Nachmittags nicht und abends nicht, und nur Babette kam und ging mit Tellern und Gläsern, und wenn sie an Matthias vorübertrampelte, der stumpfsinnig brütend an seinem Schreibtisch saß, so gab sie allerlei höhnische Geräusche von sich, die zu gleichen Teilen aus Husten, unterdrücktem Lachen und Nülpfen zusammengesetzt schienen. In dieser Nacht mußte Matthias sich mit der Ottomane im Speisezimmer begnügen. Erst nachdem er Babette sechsmal aufgetragen hatte, ihm aufzubetten, verstand sie sich dazu. Er fand eine Art von Lager, mit einem Leintuch, das so aussah, als habe es die Kuh im Maul gehabt, und darunter eine Schuhbürste, mit den Borsten nach oben. Wehmütig lächelnd zog er die Bürste hervor und legte sich nach dem ersten mißglückten Versuch ein

zweites Mal hin, den Blick auf das Bildnis Heinrichs VIII. geheftet.

Als es im Hausgang still geworden war, hörte er Asta nebenan schluchzen und Mama Rosina leise und eindringlich reden, immerfort, wie Windeßwehen, Wasserrauschen, das Surren buddhistischer Gebetstrommeln oder andre ins Unüberwindliche und Ewige hinausweisende Geräusche. Sein letzter Eindruck von der Welt war, daß ihm Heinrich VIII. im Mondschein mit einem Ausdruck unendlicher Überlegenheit ins Gesicht sah, als wolle er sagen, er habe es besser verstanden, mit den Weibern fertigzuwerden.

Am nächsten Morgen ging Matthias sehr gebrochen in die Redaktion. Er saß an seinem Schreibtisch, eingehüllt in eine Wolke stillschweigender Verachtung, die sich ihm immer schwerer aufs Herz legte. An diesem Tage beging er das erste Verbrechen. Er schrieb über eine Ausstellung, die er gestern im Drange der Begebnisse zu besuchen versäumt hatte. Kaum hatte er seinen Aufsatz abgeliefert, so sprang ihn die Neue bulldoggartig an. Auf dem Nachhauseweg war es ihm wieder, als marschiere er geradezu in die thebanische Wüste hinein. Sein weiterer Lebensweg lag gelb und rot, felsumzackt, grell bestrahlt. Und sein Gemüt ging schon jetzt in einem härenen Hemd. „Mein Wesen ist unwahr geworden!“ seufzte er ein über das andre Mal, „unwahr und unklar!“

Der Hausmeister stand unten am Fuß der Treppe und schien Matthias zu erwarten. Er überreichte

ihm einen Schlüssel. „Die gnädige Frau läßt grüßen,“ sagte er, „und schickt den Schlüssel!“

Matthias beschaute den Schlüssel mit plötzlich eingetretener Kurzsichtigkeit. Voll Mißtrauen, als handle es sich nicht um ein türenverschließendes Stück Eisen, sondern um einen Speiteufel. „Was für einen Schlüssel?“ fragte er.

„Na, den Wohnungsschlüssel,“ sagte der Hausmeister verwundert, „weil doch die gnädige Frau abgereist ist.“

„Ja . . . ja!“ sagte Matthias und nahm dem Hausmeister endlich den Schlüssel ab. Dann begann er den Aufstieg zu seiner Wohnung, mit wankenden Knien und hämmerndem Gehirn. Jede Stufe war ihm eine Unbegreiflichkeit, und ganz hoch oben am Treppende stand das Welträtself in einem schwarzen Domino mit blitzenden Augenlöchern.

Er fand die Wohnung leer wie eine ausgenommene Ruß. Alle Möbel waren tot und ohne Sinn. Nicht ein Stäubchen von Liebe und Ärger haftete mehr auf ihnen.

Matthias stand zuerst sinnend vor dem Holbeinschen Porträt Heinrichs VIII. Er fühlte sich vom Schicksal vollkommen breitgetreten. Dann gab er sich plötzlich einen Schwung, raste aus der Wohnung, das verbogene Stiegenhaus hinab und zum Bahnhof, in der Hoffnung, Aita vielleicht noch zu erwischen. Er fuhrwerkte durch das Reisegewimmel, stieß sich mit aller Welt herum, drängte sich in alle Menschenhaufen mit der Wucht eines Keils, prügelte sich mit einem Ge-

päckträger und wäre zum Schluß fast wegen auffälligen Betragens von einem Schutzmann arretiert worden.

Atemlos, schweißtriefend, staubbedeckt, mit ausgerissenem Hemdtragen und zerknüllter Künstlerkrawatte kehrte er in das leere Heim zurück. Als er den letzten Treppenabsatz hinanstieg, hatte er den dunklen Eindruck, als sitze jemand vor seiner Tür.

Es saß wirklich jemand da. Nämlich Onkel Anton. Er saß auf einer kleinen Handtasche, hatte einen beschmutzten Hemdtragen an, die Hosen waren bis zu den Knien mit Staub gepudert, Gesicht und Hände von einem vermischten Grau überhaucht, und auf dem lichten Überzieher prangte vorn auf der Brust ein großer Fettsleck — wie ein Orden. Er war in jeder Beziehung das Widerspiel des Mannes aus dem Schächtelchen, den Matthias im Frühling seiner Ehe kennen gelernt hatte. Onkel Anton reckte den Kopf, erkannte Matthias, erhob sich von der Handtasche und fiel ihm um den Hals. „Da bin ich!“ sagte er.

Matthias starrte ihn an, als sähe er nicht Onkel Anton, sondern den brennenden Dornbusch.

„Du wunderst dich?“ fragte Onkel Anton. „Ja, mein Lieber, ich wundere mich auch. Weißt du, was geschehen ist? Ich bin meiner Frau ausgerissen. Ja — ich bin ihr durchgebrannt. Der armseligste Wurm setzt sich schließlich auf die Hinterfüße, wenn er täglich gewaschen und gebadet und mit Bürsten abgerieben wird. Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Ich habe mich empört. Diese geläuterte Reinheit habe

ich nicht länger über mich ergehen lassen können. Denn ich war, bei Gott, auf dem Wege, mich vor lauter Sauberkeit in meine chemischen Elemente aufzulösen."

Es war dem alten Herrn anzusehen, daß er ein halbes Leben lang darauf gewartet hatte, diese Rede aus sich herausströmen zu lassen. Sie trug die Wucht eines religiösen Bekenntnisses an sich. „Jetzt will ich einmal bei euch nach Herzenslust schmutzig sein dürfen. Du wirst mich nicht für ein Schwein halten, wenn ich mich vorerst vierzehn Tage überhaupt nicht wasche. In Falkenberg habe ich ein Paar Frankfurter gegessen. Da!“ Und Onkel Anton zeigte mit solchem Stolz auf den Fetterorden auf seiner Brust, als weise er Matthias das Eiserne Kreuz oder ein andres Sinnbild der Tapferkeit. „Na also, jetzt möchte ich Asta begrüßen,“ sagte er, indem er seine Handtasche aufnahm und sie mit Jünglingskraft schwenkte.

„Das kannst du nicht!“ erwiderte Matthias, dem seine Verwunderung wieder zum Bewußtsein seines Elends zerronnen war.

Es war ein solcher Grabeston in dem Einwurf, daß Onkel Anton erstaunt fragte: „Nanu?“

„Sie ist mir nämlich davongelaufen ... ja ... ja ... sie ist fort ... heute ist sie mir davongelaufen.“

Onkel Antons Augen wurden so groß, daß sie einen ganz unglaublich großen Teil des Gesichts bedeckten. Er stellte die Handtasche mit einem Plumps auf den Boden. „Ja, warum denn?“ fragte er, und man hörte, daß die Worte hinten im Rachen mit den Stimmbändern nicht fertigwerden konnten.

„Ja ... warum denn?“ brüllte Matthias und schlug mit beiden Fäusten gegen die Tür seiner Wohnung. „Warum denn? Das weiß ich eigentlich ja gar nicht.“

Onkel Anton schüttelte den Kopf. „Hör' auf ... ich glaube nicht, daß sie zurückkommt, wenn du die Türöffnung herausschlägst ... hm ...“ fuhr er nachdenklich fort, „und ich habe geglaubt, daß das eine haltbare Ehe wird. Du weißt ja, sie haben so lange gesagt, daß ich die Gabe der Weissagung habe, bis ich selbst daran zu glauben begonnen habe. Wie ich euch so vor mir sah, hat mir der Geist zugeflüstert: Die zwei kommen niemals voneinander los ... Merkwürdig, wie man sich manchmal in seinen Eingebungen täuschen kann!“

Nachdem sich Matthias an der Tür ausgetobt hatte, war ihm ein Stück bürgerlicher Besonnenheit zurückgekehrt. Er steckte den Schlüssel ins Schloß, öffnete und lud den Onkel zum Eintreten ein.

„Wir werden also eine Junggesellenwirtschaft führen,“ sagte der Onkel, indem er seine Handtasche aufnahm. „Eigentlich ... auch nicht schlecht!“ Dann lächelte er ein weises Lächeln: „Übrigens ... das scheint eine Kalawajasche Familieneigenschaft zu sein — das Durchbrennen. Wenn man's auch sehr lange verschiebt, zum Schluß kommt's doch.“

Er trat über die Schwelle und sah Matthias ratlos und bekümmert mitten im Vorzimmer stehen, als gehöre er gar nicht mehr hierher. Er sah aus wie ein Überrest aus Gottes Menschenwerkstatt. „Ich weiß nicht, was es zwischen euch gegeben hat,“ fragte Onkel

Anton, „glaubst du, daß sie sich von dir scheiden lassen will?“

„Ich weiß es nicht!“

„Wenn sie sich scheiden lassen will — wirst du deine Einwilligung geben?“

„Niemals!“ sagte Matthias standhaft.

Er gab seine Einwilligung aber doch. Es kamen drei Briefe. Ein offizielles Schreiben von einem Berliner Rechtsanwalt, daß Frau Asta Merenus die Scheidungsklage eingebracht habe. Ein Brief Astas, daß sie von ihrer Ehe enttäuscht sei, und daß sie fühle, Matthias lasse sie an seinem Innenleben nicht teilnehmen. Und endlich ein Brief der Mama Rosina, in dem sie Matthias aufforderte, sich wenigstens als Gentleman zu zeigen und seine Gattin nicht wider ihren Willen bei sich zurückzuhalten. Sollte er aber dennoch mit der Scheidung nicht einverstanden sein, so werde sie ihr Kind nicht verlassen und es in die Knechtschaft dieser unglücklichen Ehe begleiten.

Matthias verlebte eine böse Zeit innerer Kämpfe. Zuletzt entschloß er sich, Gentleman zu sein, und gab seine Einwilligung. Am selben Tage, an dem Onkel Anton von seiner Gattin abgeholt und aus der junggesellenhaften Schmutzwirtschaft in die dreifach gesiebte Sauberkeit seines ehemaligen Heims zurückbefördert wurde.

**

Siebentes Kapitel.

Die Säbelflingen klirrten, zischten, bogen sich, klirrten und bligten. Das Fechtturnier ging zu Ende. Um den Sandplatz des Kurhausgartens stand die müßige Menge, die leichte vibrierende Eleganz der mondänen Frauen nur den sichersten Blicken unterscheidbar von der gewandten Gelassenheit der galanten Damen. Das mindere Publikum drängte sich weiter hinten zwischen den Säulen des Wandelganges.

Und draußen sang das weite Meer und fraß die Sandburgen, die von den Kindern am Strand zurückgelassen worden waren. Eine vergessene französische Flagge schwankte schon weit draußen auf dem weißgelben Brandungsschaum. Und ein kleiner Junge schrie und wollte sich nicht trösten lassen.

Auf dem Sandplatz des Ostender Kurgartens kämpfte deutsche Kraft gegen italienische Razensprünge. Es galt die Entscheidung, die letzten Gänge. Der Unparteiische notierte die Punkte mit einem goldenen Krayon auf einem Merktäfelchen von Elfenbein. Und Deutschland freute sich, wenn die deutsche Klinge bald da, bald dort das Arm- oder Brustplastron des nervös hüpfenden und lauernden Signor Muscolini traf, daß kleine Staubwölkchen aufstiegen. Und die deutsche

Klinge klopfte tüchtig, als habe sie ein Jahrhunderte altes romanisches Mottenmagazin auszustauben. Und ganz zum Schluß fuhr sie noch mit einem lauten Ragen über das Drahtvisier der Fechtmaske, daß der Eisenlack nur so stob. Da war es mit Signor Muscolini aus und geschehen.

„Besiegt und geschlagen das tapfere Heer!“ intonierte der niedliche Herr Mändl, der im Hofstaat einer schlanken Dame in hechtgrauem Strandkostüm die rosige Nuance vertrat.

Der Sieger nahm die Fechtmaske ab, zog ein blaues seidenes Taschentuch unter dem Brustplastron hervor und wischte die Stirn. Dann klemmte er die Maske unter den Arm und wandte sich leutselig an Signor Muscolini und die andern Kämpfer, die nun zusammengetreten waren, um das Urteil der Preisrichter zu erwarten. Und nach einer Weile verkündete der erste Preisrichter Sir George Boston in einem etwas buntscheckigen Französisch, daß aus dem Internationalen Fechturnier als Erster Herr Matthias Merenus hervorgegangen sei, und daß er sich freundlichst den Preis, einen Silberpokal, aus den Händen der Protektorin des Turniers, der Frau Fürstin Kolowrat-Messinghaus, holen möge.

Der rosige Buchdrucker Mändl belehrte den Hofstaat der Dame in hechtgrauem Strandkostüm: „Matthias Merenus, das ist der Dichter von ‚Die Un-erproben‘.“

Herr von Basedow aus Mecklenburg, der aussah wie sein eigner ältester Familienschrank und bis oben-

hin mit Traditionen vollgestopft war, hatte keine Ahnung, daß man wissen müsse, wer Matthias Merenus sei, und fragte unentwegt: „Er hat ein Buch geschrieben?“

„Ein Stück, Herr Baron! Es ist über alle Bühnen gegangen. Der große Erfolg des vorigen Winters. Der Mann hat ein Heidengeld verdient. Daß Sie es nicht gesehen haben, Baron? Sie kennen es jedenfalls, gnädige Frau?“

Die Dame in hechtgrauem Strandkostüm hatte beobachtet, wie Matthias Merenus sich inmitten eines Getümmels von Bewunderern mit Anstand zu behaupten wußte. Man konnte sehen, daß er die Erziehung des Erfolges genossen hatte. Sie wandte sich zu dem rosigen Herrn um.

„Sie kennen jedenfalls das Stück des Matthias Merenus?“ fragte Herr Mändl noch einmal.

In den großen grauen Augen der Befragten stand plötzlich ein so seltsames Lächeln, daß Herr Mändl ganz unruhig wurde. „D ja . . . ich habe es gesehen und gelesen,“ antwortete Frau Asta Kalawaja.

Matthias Merenus wurde noch immer umdrängt. Wenn die Lobsprüche und Glückwünsche den geringsten Auftrieb besessen hätten, so hätte er geradeswegs in den Himmel fahren müssen. Er hatte zwei Schock deutscher Händedrucke zu erwidern. Und auf einmal war eine Unmasse von Ansichtskarten und Albums da, die ihm von jungen Damen hingeschoben wurden, die ganze Welt wurde zu einer Flut von Ansichtskarten und Albumblättern, daß Merenus nach Luft zu

schnappen begann. Er war im Begriff, in der Fülle von liebenswürdiger Unverschämtheit zu ersticken. Da schnaubte, keuchte und ruderte die Rettung heran, Richard Gabrieli, der treue Freund. Er stemmte die Ellenbogen ein, schrie „Ho—ruck!“ wie ein Bauarbeiter, trieb die Menge auseinander und zerrte den zerquetschten Sieger hervor. Dann stieß er ihn vor sich her, deckte ihm den Rücken, indem er den zudringlichsten der jungen Damen eine Grimasse schnitt, daß sie entsetzt zurückfahren, und lotste ihn auf die Strandpromenade hinaus. „Gerettet!“ sagte er.

„Zugerichtet!“ ergänzte Matthias Merenus und strich an seinem blauen Rock hinab, dessen Untadeligkeit etwas gelitten hatte.

Die Dame in hechtgrauem Strandkostüm verabschiedete ihr Gefolge. „Auf Wiedersehen, meine Herren,“ sagte sie, „im Hoek von Holland, wenn's gefällig ist. Mein — keine Begleitung, wenn ich bitten darf . . . ich habe eine besondere Besorgung.“

Zweimal kreuzte sie draußen den Weg des Matthias Merenus. Aber der blickte nicht nach ihr hin, denn der Maler erzählte ihm irgendeine Geschichte, die auf dem Meere spielen mochte, weil beide auf die gelbbestrahlte See hinausfahen. Bei der dritten Begegnung trat sie auf Matthias zu: „Ich möchte es nicht unterlassen, Ihnen Glück zu wünschen, Herr Merenus!“ sagte sie.

Matthias Merenus stand salzsäulenhaft vor ihr. In der Ferne lag seine Vergangenheit, und er sah Pech und Schwefel regnen. „Sie sind hier?“ fragte er

dann in geistvoller Kürze. Richard Gabrieli reimte sich etwas von erloschenen Kratern und verschütteten Beziehungen.

„Haben Sie eine Minute für mich Zeit?“

„Verzeih, mein Lieber . . . wir sehen uns nachher . . .“ sagte Matthias. Der Maler ging und ärgerte sich. Das war der Dank für den Retter, daß er weggeschickt wurde, wenn ein Wunder geschah. Diese Dame in hechtgrauem Strandkostüm war das Wunder von Ostende und Blankenberghe und der gesamten Nordseeküste. Und weil sein leichtbeschwingtes Künstlerherz zu gewagten Flügen und Wünschen trieb, ging er in ein Kaffeehaus, bestellte Bordeaux und betrank sich.

Matthias Merenus aber ging mit seiner gewesenen Frau auf der Strandpromenade und verwunderte sich über das Meer und den Himmel und alles, was sich dazwischen befand. Er fühlte, daß er diese Spannung ein wenig mindern müsse. „Wie lange sind Sie schon hier?“ fragte er.

„Du kannst mir doch ruhig du sagen!“ antwortete Asta. Und dann erwiderte sie erst auf seine Frage: „Vierzehn Tage . . . aber ich wohne drüben in Blankenberghe und komme nur manchmal nach Ostende. Es gefällt mir drüben besser.“

„Ich wohne auch in Blankenberghe!“

„Wir könnten zusammen zurückfahren, nicht, Matthias?“

„Sehr gern, Asta!“

Sie fuhren mit der herzigen Bimmelbahn durch die Dünen. An kleinen Villen und Pensionen und an

putzigen bunten Häuschen vorüber. Der Strandhafer wehte, und aus den Dünen dunkelten da und dort Kieferngruppen. Matthias fühlte wieder seine Sicherheit, die ihm im ersten Erdbeben der Überraschung abhanden gekommen war.

„Du bist also ein großer Dichter geworden?“ sagte Asta, ein ganz klein wenig ironisch.

„Ja . . . es war ein schöner Erfolg. Ich habe mir nicht so viel erwartet.“

„Es ist ein interessantes Stück . . . ich kenne es natürlich. Und du bist ja auch heute wieder Sieger gewesen. Ein Dichter und ein Held.“

„Ich habe immer gern gefochten. Und dann — man muß ein wenig Sport betreiben. Es gehört zum Ganzen.“ Matthias schaute an Asta vorüber zum Fenster hinaus, nach der großen grauen Baummolke, die unter der Sonne heraufwuchs. „Es ist notwendig . . . es paralyisiert die Arbeit am Schreibtisch.“

„Und es gehört zum Ganzen,“ sagte Asta wieder ein bißchen böshaft, „du hast recht. Es ist der neue englische Stil der Lebenshaltung.“ Sie nagte mit allerliebsten Mausezähnen an Matthias' Dichterbewußtsein.

Matthias entdeckte plötzlich, daß er seinen in ein Pappfutteral gehüllten Silberbecher warm im Arme trug. Und er fragte sich: Was mache ich mit dem blödsinnigen Zeug?

Asta schwieg. Dann seufzte sie: „Fünf Jahre!“

„Was denn?“ fragte Matthias, der gerade überlegte, ob er nicht den Silberbecher aus dem Fenster werfen solle.

„Es sind jetzt ungefähr fünf Jahre . . .“ wiederholte Asta.

„Ja, ja!“ sagte Matthias würdevoll, „eine kleine Ewigkeit!“

Dann lachten sie beide zugleich, denn sie hatten entdeckt, daß sie einander heimlich musterten, um zu sehen, ob diese fünf Jahre große Verheerungen angerichtet hätten. Und dieses Lachen war zugleich ein kleines Freudenfeuerwerk, daß alles noch so straff und stramm und glänzend war, und daß jeder das Vergnügen über seine Jugend in den Augen des andern lesen konnte. Das Meer schaute manchmal über die Schultern der Dünen, der Sandhafer ließ sich vom leichten Wind kämmen, es war eine ganz unglaubliche Menge Übermut in der Welt.

Dann war der Puppenbahnhof von Blankenberghe da. Matthias sagte: „Leider!“

Und Asta meinte: „Wollen wir nicht nachher noch einen Strandspaziergang machen? Ich glaube, wir sind noch lange nicht fertig!“

„Ach ja!“ sagte Matthias und ärgerte sich, daß diese beiden Silben wie Zangen zupackten, so furchtbar unblasiert und offensichtlich hocherfreut, so gymnastenhaft, daß es eine Schande war. Himmellauden! Der Weltmannston wollte ihm seiner ehemaligen Gattin gegenüber durchaus nicht gelingen.

Als sie ausstiegen, wollte Matthias verräterischerweise den Silberbecher zurücklassen. Aber Asta hatte die Feldherrngewohnheit, von keinem Schlachtfeld zu gehen, ohne es noch einmal zu überblicken. Sie ent-

deckte den wohlgerundeten Ehrenpreis im Gepäck. „Du hast deinen Becher vergessen!“ sagte sie mit ihrer allerliebsten kieselnden Bosheit.

Matthias legte die Hand aufs Herz: „Ich habe dreizehn Stück zu Haus!“

„Nein... nimm dir ihn nur mit. Das ist die Strafe für deine Eitelkeit.“

Und Matthias durfte nicht früher aussteigen, bevor er nicht wieder den Ehrenbecher sorgsam in den Arm genommen hatte.

Über all den aufgetürmten und zusammengeballten Ereignissen hatte aber Matthias jemanden ganz und gar vergessen. Dieser Jemand war eine schlanke schwarzgekleidete Dame, die am Arm eines älteren, geradlinigen und rotwangigen Herrn, dem das preussische Beamtentum aus jedem rechten Winkel sah, scheinbar absichtslos die Ankommenden betrachtete. Als Matthias die Dame erblickte, riß es ihn nach rückwärts, und dann drängte er, indem er sehr eifrig zu sprechen begann, Asta in eine andre Richtung. Aber die schwarzgekleidete Dame wußte es zu machen, daß Matthias an ihr vorüber mußte und zu einem Gruß gezwungen war. Sie dankte mit Weltraumskälte, und Matthias fühlte sich einen Augenblick lang in seine Moleküle aufgelöst. Dann empfand er um so dankbarer die sanfte, strahlende Wärme der Frau neben ihm. Sie hatte den ganzen Vorgang nicht unbeachtet gelassen und sagte sich: Jüngste Vergangenheit! Und sie war so harmlos und ungezwungen, wie nur eine Frau sein kann, die gemerkt hat, daß sie soeben eine andre erledigt hat.

„Warte hier!“ sagte sie vor dem Hotel „Hof van Holland“, „ich ziehe mich nur um und komme sofort.“

Und Matthias wartete getreulich, soldatenhaft, den Ehrenbecher im Arm. Er war froh, daß er Zeit hatte, seine Gedanken zu ordnen. Sie war also da, schöner und liebenswürdiger als jemals, und ihr Klang und Gang, ihr Duft und ihr Lachen, der ganze Rhythmus ihres Wesens umblühte ihn. Und da kam ihm wieder die Erinnerung an die grauen und trostlosen Tage von damals, als der Verlust dieser herrlichen Frau ihm so recht zum Bewußtsein gekommen war, daß alle peinlichen Zwietrachtszenen ins Bedeutungslose verblaßten. Einige Fragen standen da. Wie hatte Asta diese fünf Jahre gelebt? Sie war elegant und blühend und gepflegt, und sie besaß die Mittel, ein Seebad zu besuchen. Und Matthias begann es unverantwortlich zu finden, daß er sich niemals nach ihr erkundigt hatte. Es wäre seine Pflicht gewesen, über ihr Leben zu wachen, fürsorglich, wie ein Schutzengel, geheimnisvoll zu helfen, wenn sie in Not geraten war. Welch ein rührendes Bild des Edelmutens: der geschiedene Gatte, der, unerkant, ohne jede Selbstsucht für die Gattin sorgt! Er hatte es nicht getan und trug nun die Schuld, wenn Asta etwa gestattet hatte, daß ein anderer für sie Sorge. Dieser Gedanke floß wie böses Gift in sein Herz, daß es ihm schwer wurde und gegen Rippen und Luftröhre drängte. Seine Gelenke verdorrten, sein Leib zog sich zusammen, denn er hatte genug von den Weibern erfahren, um zu wissen, daß sie nur zu bereit waren, ihre schönsten Liebeserinnerungen gegen

ein Stück schmeichelhafte Gegenwart aufzugeben. Wenn Asta ihre Liebeserinnerungen verraten hatte, so konnte er sich nicht freisprechen. Er war der Mörder ihres besseren Ich, dessen Wurzeln in der Vergangenheit lagen.

Und dann stand sie plötzlich da, in einer leichten Spitzenbluse, und lachte ihr Granatapfelblütenlachen: „Also gehen wir! . . . den Strand entlang . . . nicht?“ Dann legte sie die Hand leicht auf seinen Arm: „Die Mama läßt dich grüßen! Sie hat sich über dieses Zusammentreffen nicht wenig gewundert.“

Da war die Bitternis des Lebens wieder: die Mama. „Sie ist mit dir da?“ sagte Matthias mit zusammengegraffter Seelenstärke.

„Sie hat dir alles verziehen. Sie spricht sehr lieb von dir.“

„O!“ Aber während Matthias hinter Asta die Holzstufen zum Strand hinabging, stieß sein Herz plötzlich alles eingefogene Gift aus und wurde ganz klein und leicht. Wenn die Mama da war, dann war Asta eben mit keinem andern da, niemandes Freundin und keinem andern verpflichtet . . . dann waren alle schwarzen Gedanken und alle Neugefühle Unsinn.

Matthias gab dem letzten Nachzügler einen Fußtritt und sah, wie er in eine blaue, höchst beglückende Unendlichkeit hineinpurzelte.

Und als ob Asta genau gewußt hätte, was Matthias während seines Alleinseins gedacht hatte, sagte sie: „Die Mama hat sich ein bißchen mit der Welt ausgeöhnt. Mein Papa hat sich nämlich unser erinnert.

Er muß drüben in Amerika zu Geld gekommen sein. Eines Tags hat er uns mit ein paar tausend Mark angenehm überrascht. Es ist nur schade, daß sie zu Ende gehen.“

Nun war alles zwischen Himmel und Meer wieder hell und heiter, und es hatte gar nichts zu sagen, daß der Wolkenbaum sehr hoch emporgewachsen war und ein ganz leichtes Regnen begann.

Matthias und Asta hatten sich dem Hafen zugewandt und das lebhafte abendliche Strandgewimmel hinter sich gelassen. Nur ein paar Philosophen und Kinder begegneten ihnen.

Plötzlich blieb Asta stehen: „Weißt du was, Matthias? Wir ziehen uns die Schuhe aus und steigen ins Meer hinein.“

Und schon saß sie auf einem runden glattgewaschenen Stein und begann Schuhe und Strümpfe abzuziehen.

Sie hat ihr Kindergemüt bewahrt, dachte Matthias, sie ist harmlos übermütig wie in unsern Brauttagen; ich habe sie nicht zerstört. Und er ließ sich neben ihr nieder und folgte ihrem Beispiel. Das war ein wunderbares kühles Waten im feuchten Sand und in den letzten Ausläufern der Wellen. Matthias sah Aastas feine, schlanke Beine, die allerzierlichsten Knöchel und Zehen der Welt. Zwischen Muscheln, Tang und Kies gruben sich die Spuren ein, die von dem grauweißen Gischte ausgefüllt und in einem Augenblick vernichtet wurden. Wozu bin ich ein Dichter? sagte sich Matthias. Und dann sagte er laut: „Das Meer verdient es nicht, daß du am Strand gehst. Es sollte deine Spuren

bewahren, wie Heiligtümer . . . bis an den jüngsten Tag. Es hat nichts Kostbareres in seinem ganzen Reich."

Eine unverschämte Welle kam heran, die nach Asta's Knien beehrte. Asta tat einen kleinen Schrei und sprang zurück. „Du," sagte sie, „nimm dich in acht, daß dich niemand hört . . . er würde es nicht glauben, daß wir schon einmal verheiratet waren."

Matthias hob die Schuhe und Strümpfe in der Rechten und den Ehrenbecher in der Linken ekstatisch empor: „Ich bin nur ein armseliger Dramatiker und in die Grenzen meiner Kunst gebannt. Aber ich wollte ein Bildhauer sein. Ich würde ein Gefäß herstellen, das die Form eines deiner Füße hätte. Es müßte ein Behälter für Liebesbriefe sein — oder eine Aschenurne."

Und weil Matthias so sehr im Schwung war, so vergaß er auf das Meer zu achten. Das kam heimtückisch heran und sprang ihn an und durchnäßte ihn bis oberhalb der Knie, daß jede Spur einer Bügelfalte dahin war.

Asta lachte sehr lange. Dann sagte sie, indem sie auf der linken Ferse eine halbe Umdrehung machte, daß auf dem nassen Strand von Blankenberghe das niedrigste aller erdenkbaren Grübchen entstand . . . ja, ach Gott . . . was denn? Sie sagte also: „Mein Herr, Sie scheinen viel Erfolg bei Frauen gehabt zu haben. Sie reden fast wie ein Franzos."

In Matthias ging eine Art Seilziehen vor sich. Auf der einen Seite stand der Erobererstolz und raunte: Bekenne dich dazu, Siege über die Frauen sind die sichersten Leimruten. Auf der andern Seite aber zog

eine romantische Neigung, alles zu leugnen und sich als bis in alle Ehejenseitigkeit hinein getreuer Gatte aufzuspielen. Endlich gab der Erobererstolz einen kräftigen Ruck auf die Seite der Wahrheit. Und Matthias sagte, bescheiden aufgerichtet: „Ja, wenn man einmal so ein bißchen in Mode kommt . . ."

„Die schwarzgekleidete Dame . . . heute auf dem Bahnhof . . . nicht wahr, die auch?"

O, diese scharfsichtigen Kinderaugen! dachte Matthias. Und seine Bescheidenheit erglänzte, als habe sie einen Lackanstrich bekommen. „Na . . . nichts besonderes . . . eine kleine Liebelei . . . mehr von ihrer Seite! Sie ist mir nachgereist."

Aus dem Wolkenbaum war ein graues nasses Fell geworden, das über den ganzen Himmel gezogen war. Es regnete mit Überzeugung, aber Matthias und Asta merkten noch immer nicht viel davon und pilgerten am Strand immer weiter hinaus.

„Und du?" fragte Matthias nach einer Weile. Er tat es so vorsichtig, wie man nachts eine knarrende Tür öffnet, hinter der jemand schläft, den man nicht wecken will. „Du hast . . . wohl auch . . . deine Erlebnisse . . .?"

Asta sah ihrem Gatten mit einer schönen Aufrichtigkeit gerade ins Gesicht. „Ich . . . ich lasse mich bewundern. Es macht mir selbstverständlich Vergnügen . . . das ist alles . . ." Dann schüttelte sie sich: „Aber, mein Lieber, jetzt geht es schon bis auf die Haut . . . Ich glaube, wir müssen endlich umkehren, sonst sehen wir in zehn Minuten aus wie Mamas Kaffeesemmeln."

Und Asta setzte sich und wollte die Strümpfe anziehen. Aber das hatte seine Schwierigkeiten, und erst als Matthias auf den Gedanken gekommen war, Asters Füße in seine beiden Taschentücher abzutrocknen, glitt das Seidengewebe über die zappelnden Zehen. Und dann ließ er sich auf ein Knie nieder und begann den Ehrenbecher auszugraben.

„Was machst du da?“ fragte Asta erstaunt.

„Warte nur . . . warte . . .!“ Matthias kniete vor Asters letzter Fußspur, die noch, etwas höher auf dem feuchten Strand, unverfehrt erhalten war. Alle andern hatte das Meer gefressen, aber diese Spur sollte nicht verloren gehen. Und Matthias fing an, den Sand, in dem Asters Fuß abgedrückt war, mit beiden Händen sorgsam in den Silberbecher zu schaufeln. Und als der Ehrenpokal bis zum Rande voll war, setzte Matthias triumphierend den Deckel auf und stülpte die Papphülle über. „So,“ sagte er, „jetzt hat das Ding eine Seele bekommen.“

Asta aber stand da und war so rot wie ein junges Mädchen, das seinen ersten Liebesbrief liest. Ach, das war doch eine seltsame Sache, den geschiedenen Gatten einen so merkwürdigen Reliquienschrein anfüllen zu sehen. Hundert vertrauliche Stunden waren aufstanden und flüsterten heiß und wonneselig durcheinander. Und auf einmal bemerkte Asta auch, daß ihre dünne Spitzenbluse ganz naß geworden war und sehr kühn und frei an ihrem niederlosen Leibe klebte.

„Gehen wir!“ sagte sie hastig.

Als sie über die Strandstiegen kletterten, war auf

einmal ein junger Mann mit einem Regenschirm da. Ein blasser, vornübergebeugter schmalschultriger junger Mann, dem Gott seine Nase windschief ins Gesicht gepflanzt und zwei kleine zwinkernde Schweinsäuglein gegeben hatte. Er schob sich an Asta heran und war nichts als eine Mischung von Schüchternheit und Ergebenheit unter einem Regenschirm.

„Ach, lassen Sie nur, lieber Herr Doktor,“ sagte Asta lustig, „ich bin patschnaß. Daran können Sie nichts mehr ändern.“

Der Jüngling aber bekam ein nervöses Zucken in der schiefen Nase, murmelte etwas, hielt den Schirm mit ausgestrecktem Arm über Asta und ließ sich mit Begeisterung vollregnen.

Matthias erfuhr, daß er es mit Herrn Doktor Hans Lebwohl zu tun habe.

„Ein junger Mann von sehr guten Manieren, wie Sie sehen, Herr Merenus!“ fügte Asta hinzu. Und ihre Augen hatten dabei eine Heimlichkeit mit Matthias. Sie sagten: Ich habe auch meinen Hofnarren, wie du siehst, und dann: Aber vor ihm und andern wollen wir uns lieber Sie sagen.

Vor dem „Hoef van Holland“ wurden die Herren beim Verabschieden für den Abend eingeladen und durften sich umziehen gehen.

Und im „Hoef van Holland“ lernte Matthias noch am selben Abend die andern kennen. Der ganze Hofstaat war da. Herr von Basedow, der vierschrotige Agrarier aus Mecklenburg, der so laut lachte, als wolle er die klirrenden Sektgläser vom Büfett herunterlachen.

Der Expeditur mit dem roten Tatarenbart und dem klassischen Berliner Namen Nicolai. Der rosige Buchdrucker Mändl, der wie ein Porzellanfigürchen aussah und, wenn er mit Asta anstieß, den kleinen Finger vor Wonne als Wegweiser in eine bessere Zukunft wegstreckte. Auch ein Journalist war da, ein gepflegter älterer Herr mit einem eirunden blinkenden Kopf, Doktor Aufwärmer aus Berlin. In einer Ecke saß der Jüngling mit der schiefen Nase und den Schweinsäuglein. Und die schiefe Nase geriet in Zuckungen, und die Schweinsäuglein rutschten unruhig unter den braunen Stirnbogen herum, wenn Asta an ihn das Wort richtete.

Natürlich war auch Mama Rosina da, sehr großartig und pompös in Rot und Grün, wie eine Theatermutter. Ihr ganzes Wesen war Zufriedenheit mit den Natur- und Sittengesetzen, die darauf Bedacht nahmen, daß den Müttern schöner umworbener Töchter ein Doppelzoll an Aufmerksamkeiten entrichtet werden mußte. Sie hatte Matthias Merenus leutselig begrüßt und ihm einen Handkuß gestattet. Es machte ihr ein ungemeines Vergnügen, den verschwundenen Schwiegersohn in Astas Hofstaat zu sehen.

Auch Asta und Matthias hatten an der Geschichte ihren heidenmäßigen Spaß. Da saßen die Herren herum und versuchten einander bei Asta zu verdrängen. Es war ein Gebalge um einen besseren Platz wie vor einer Theaterkassette. Und keiner hatte eine Ahnung, daß Frau Asta Kalawaja die gewesene Gattin des hochverehrten, mit Auszeichnung behandelten Dichters

Matthias Merenus war. Asta und Matthias sagten sich Sie, und auf diesem lustigen Einverständnis spazierten eine Menge Unausgesprochenheiten hin und her. Und Matthias stellte bei sich fest, daß Asta den ganzen Schwarm mit wunderbarer Sicherheit behandelte. Sie hatte offenbar gute Übung im Anziehen und Lockern der Fäden, im Näherrücken und Fernhalten, in allen den Künsten wirkungsvollster Koketterie.

Als es spät geworden war, wurden die Herren entlassen. Nur Matthias wurde zurückgehalten und durfte mit Asta und Mama Rosina auf dem Balkon von Astas Zimmer den Tee nehmen. Es hatte zu regnen aufgehört, und das graue Fell war vom Himmel abgezogen. Der Mond war da, das Meer ergoß sich silbern bis in die schwärzeste Finsternis im Hintergrunde der Welt, und der erfrischende Duft des Regens kam vom Strand herüber. Mama Rosina hatte sich in ein großes Wolltuch eingewickelt, saß in einem Schaukelstuhl und gähnte. Sie brauchte sich in Matthias' Gegenwart keinen Zwang anzutun. Man kannte sich so gründlich wie nur möglich und hatte voneinander nichts mehr zu erwarten. Die Lebensphase Matthias Merenus war abgetan.

Asta und Matthias sprachen dummes Zeug.

„Sie sind alle wahnsinnig in dich verliebt.“

„Ja, es ist sehr possierlich.“

„Ist es möglich, daß ein Mensch eine so schiefe Nase haben kann!?“

„Es gibt eine Menge Leute, die sie für gerade halten, wenn er seine Brieftasche zieht. Er ist sehr reich, sein Vater hat eine große Radfabrik.“

„Der Mond . . . ich habe noch nie einen so großen Mond gesehen.“

„Er sieht aus wie ein silberner Ehrenbecher . . .“ Und Asta lächelte im Mondsilber ihr Granatapfelblütenlächeln.

Dann küßte Matthias Mama Rosina und Asta die Hände und ging.

Asta räumte das Teegeschirr ab, mit einem Anfall häuslicher Beflissenheit. „Wie findest du ihn, Mama?“ fragte sie nebenher.

„Wen?“

„Nun, Matthias!“

Mama Rosina entstieg dem Schaukelstuhl und zog das Tuch um ihre Schultern. „Ach den? Na — er ist ja jetzt doch ein Dichter geworden.“

„Ach was . . . daran denke ich gar nicht mehr. Ich überschätze ihn nicht. Er hat ein gutes Stück geschrieben. Aber als Mensch . . . du, Mama . . . er ist ein verfluchter Kerl mit einem Kindergemüt. Er hat noch immer sein gutes Herz. Das ist wichtiger als ein guter Kopf.“

Mama Rosina gähnte, daß ein ganzes Stück Mondsilber spurlos verschwand: „Fang dir nur nichts mit deinem ehemaligen Manne an. Das wäre eine sträfliche Dummheit. Wenn du durchaus wieder heiraten willst — da ist der Doktor Lebowohl, der ist über alle Maßen verliebt . . .“ Und Mama Rosina ging ins Zimmer und drehte das elektrische Licht an.

Asta blieb auf dem Balkon zurück und preßte die dünnwandigen Teetassen gegen ihr Herz. Die silberne

Kanne stand noch auf dem Tisch wie ein Klumpen geronnenen Mondlichts. Und Asta sah auf das Meer hinaus, sehr glücklich und sehr verliebt in diesen großen, guten, dummen Menschen, der nun wieder in ihrem Leben stand, als ob er niemals weggewesen wäre. —

Und in derselben Minute umarmte Matthias Merenus in der Bar des Hotels Continental seinen Freund Richard Gabrieli und flüsterte an seinem Ohr: „Ich habe meine Frau wiedergefunden, Bester, und . . . und . . . und . . .“

„Du hast dich doch nicht wieder verliebt, Unglücklicher?“ fragte der Maler entsetzt.

„O ja!“ sagte Matthias Merenus.

Achtes Kapitel.

An den Pfählen der Estakade des Fischerhafens schaukelte ein Segelboot, ein bauchiges, abgeriebenes Ding, plump und mutwillig wie ein Elefantenkalf. Zwei Kerle hielten es mit Bootshaken und Seilen fest und waren bis zum Rand voll Bereitwilligkeit, Matthias und Asta ins Meer hinauszufrachten.

„Wollen wir?“ fragte Matthias.

Sie lachte verlegen-vergnügt, als ob sie mit den Zehen in kaltes Wasser geraten sei. Dann sprang sie plötzlich mutig in das bauchige, schaukelnde Ding, gerade zwischen die zwei Kerle, daß sie ob des unerwarteten Hoppers beinahe über Bord gefallen wären. Matthias folgte, und sogleich begannen die Fischer das heillose Durcheinander, mit dem der Fremde von der Umständlichkeit und Schwierigkeit einer Abfahrt überzeugt werden soll.

„Wir werden noch miteinander ins Gerede kommen,“ meinte Asta. Sie war mit Matthias gleich am Morgen am Strand gewesen, dann hatten sie die Fischauktion besucht und waren zuletzt durch den Besserpark am Hafen gebummelt. „Deine Bedenken kommen zum Glück zu spät ...“ sagte Matthias und sah Asta mit

hellen Augen an, so lichtblau wie der Sonnenhimmel über der grünen See. „Jetzt kannst du nicht mehr zurück.“

Die Fischer hatten sich bis zur Spitze der Estakade gestakt und zogen nun das Segel auf. Das Elefantenkalf legte sich auf die Seite und tat einen Satz in den weißen Schaum hinaus. Asta quiekte auf und legte ihre Hand auf Matthias' Arm. Aber der lachte sie so zuversichtlich an, daß sich die kleine kaum flügge gewordene Angst sogleich verkroch. Als Asta wieder aufblickte, sah sie ganz vorn an der Spitze der Estakade einen blassen, vornübergebeugten Jüngling mit einer schiefen Nase zwischen zwei Schweinsäuglein. Er war nichts als eine schwermütige Elegie in einem karierten Überzieher.

„D Gott,“ sagte sie, „der Doktor Lebwohl!“

Matthias wandte sich zurück: „Das ist heute morgen schon das drittemal. Der ganze Tag ist voll schiefer Nasen. Er ist immer hinter dir drein. Wenn ich das Talent und das Recht hätte, eifersüchtig zu werden ... dieser Doktor Lebwohl wäre mein erstes Opfer.“

Sie spielte mit ihren Fingern. Sie stellte die niedlichen Dinger dachsparrenartig gegeneinander und preßte sie ein wenig, daß sich die Spitzen leicht röteten. Matthias fand, dieses lustige Dach müßte eigentlich die allerentzückendste Behausung für Liebesgötter sein, für kleine geflügelte Liebesgötter, die, wie Vienen summend, aus und ein schlüpfen müßten. „Das Talent hast du niemals gehabt,“ sagte Asta, ohne den Blick von ihren rosigen Fingerspitzen zu nehmen, „und das Recht ... hast du aufgegeben!“

Das Elefantenkalb lag noch immer auf der Seite und schien entschlossen, sich nie mehr wieder aufzurichten. Handbreit neben Asta und Matthias brodelte und zischte grauweißer Schaum. Manchmal schossen sie mit wüster Schnelligkeit aus einem grünglasierten Abgrund auf einen blendendweißen sprühenden Kamm. Ein kleiner Regenbogen hing in der Sonne über den Wellen, seine farbige Toröffnung glitt immer vor ihnen her wie das Glück . . . Die karierte Elegie auf der Estakadespitze war schon ganz klein und bedeutungslos geworden.

„Was gibt's denn heute?“ fragte er.

„Ach — Nachmittag die Akademie . . . das Wohltätigkeitsfest zugunsten der armen Fischerkinder. Gesang und Musik und Basar und Schönheitskonkurrenz . . . leider kein Preisfechten, bei dem du wieder —“

Aber Asta sollte ihre Bosheit nicht beenden können. Das Meer schnitt ihr das Wort ab. Plötzlich schlug eine große Welle in das Boot . . . das Elefantenkalb schüttelte sich und tat einen plumpen Satz auf den nächsten Kamm. Asta aber schrie auf und faßte Matthias' vorgestreckte Knie. Die beiden Flämen brüllten aufeinander los, indem sie einer dem andern an dieser Ungeschicklichkeit die Schuld zuschoben.

Aber Asta war schon wieder auf der Höhe und lächelte: „Ich muß dich wohlbehalten zurückbringen! Mein Gott . . . die deutsche Literatur! Welcher Verlust, wenn wir heute hier untergehen!“

Entweder bereute das Meer seinen Mutwillen, oder das Elefantenkalb war gesetzter geworden, oder die

Flämen paßten besser auf: es ging jedenfalls jetzt eine Zeitlang wie ein Gleiten auf Öl und Butter, und das Schaukeln war nur eine Lustbarkeit. Man konnte so etwas wie ein Gespräch führen. „Ich habe darüber nachgedacht, Matthias, wie du nun doch zum Dichter geworden bist. Ich war in deinem Leben eher eine Hemmung als eine Förderung.“

Da war es nun, dessen bange Erwartung bisher auf dem Grunde von Matthias' Seele gelegen hatte. Und er ließ seinen längst vorbereiteten Aphorismus steigen: „Manchmal verdanken wir unsern Hemmungen mehr als unsern Förderungen.“

Aber Asta war keine der Frauen, die sich mit Aphorismen verblüffen und abfertigen lassen, und fragte: „Wieso?“ Was war nun zu tun? Sollte Matthias berichten, wie er, als einmal die erste schmerzliche Verwunderung über die Loslösung dieses anmutigen und reichen Lebens von dem feinen überwunden war, die Einsamkeit als Ansporn zur Arbeit empfunden hatte? Oder sollte er sich auf den Dämon der Genialität berufen, der Eingebungen sendet, wann es ihm gefällig ist? Wenn er seinen Bewunderern und Lobrednern hätte nachsprechen wollen, so hätte er sich auf den Dämon berufen können. Aber da war die Aufrichtigkeit und das „Erkenne dich selbst!“ Und die ganze Geschichte dieser fünf Jahre zog im Fluge vorbei. Zuerst sein Frondienst bei der Zeitung mit den Kollegen, die sich nicht die Mühe nahmen, zu verbergen, daß sie ihm die Schuld an der Ehescheidung zuschrieben. Alles Licht dieser Angelegenheit war auf Asta gefallen,

Matthias stand als schwarzer Bösewicht im Dunkeln. Dann war, inmitten dieser schweigenden Mißbilligung, die Unlust und der Überdruß an fruchtloser und nichtfördernder Arbeit gekommen. Bis dann gegenseitige Abneigung Matthias' Verhältnis zu seiner Zeitung beendete. Dann Jahre des literarischen Fastens und Suchens und immer wieder das Ringen um den Broterwerb bei kleinen Zeitungen. Die Hinterstube des Restaurants im Norden Berlins lag rembrandtesk da. Und die Gestalten um den Tisch mit dem fleckigen Tischtuch, die Wortführer einer Revolution in der Literatur. Alles müsse zusammengeschlagen werden, kein Stein dürfe auf dem andern bleiben. Das soziale Problem sei da und poche an die Tore der Zeit und der Kunst. Und die Abende der endlosen Debatten, die umstrittenen Theaterstücke und Romane, die Verse wie Feuerbrände und Bomben. Aus alledem war der Schrei nach der unmittelbaren Wirklichkeit gedrungen, lodernd, unabweisbar. Und Matthias war aus einem stillen Zuhörer zu einem General der Revolution geworden. Nur daß ihm etwas gegeben war, was den meisten andern versagt blieb. Die Kraft langsamer, zäher, solider Arbeit. Nun waren die Nächte gekommen, die er wieder am Schreibtisch verbrachte. Nur daß ihm jetzt das Papier nicht mehr der böse, unüberwindliche Feind blieb. Daß sich sein Stück, ohne äußeren Zwang und Drang, langsam aufrichtete und wuchs, daß der Inhalt der Debatten zu Gestalten und Handlungen wurde. Und endlich der große Erfolg. Seine Freunde aus der Hinterstube, die Um-

stürzler und Revolutionäre, verleugneten ihn. Sie sagten, der Erfolg sei dem Kompromiß zu verdanken, das er mit dem Abgelebten und Verjährten eingegangen sei. Aber die Welt begrüßte das Genie. Sie war froh, daß ihr dieses unangenehm bedrohliche Neue, diese bittere Wahrheit und Wirklichkeit in so angenehmer und zugänglicher Weise dargebracht wurde.

Das alles drängte empor und wollte ausgesprochen sein. Und Matthias hätte es so erzählt, wie es vor ihm stand, wenn ihm nicht plötzlich eingefallen wäre, daß er es mit einer eleganten, schönen Frau zu tun hatte. Er besann sich und erschrak. O, diese Frauen, die er inzwischen so gründlich kennen gelernt hatte, wollten sie denn die Wahrheit wissen? Wollten sie nicht immer das Ungewöhnliche, das Packende, das Theater der Seele, Kulissen und ein wenig Sentimentalität? Und vor allem Asta, die seine Genialität beschworen hatte, durfte nicht durch einen nüchternen Bericht enttäuscht werden.

Matthias lehnte sich also gegen den Rand des Bootes, an dessen hochgehender Seite er jetzt mit Asta saß, machte das Gesicht, das er in einem Kreis schwärmender Damen anzunehmen pflegte, und sah auf die Woge, die ihnen entgegenschwoll. Dann sagte er: „Ich glaube, daß der Schmerz in mir den Dichter geboren hat.“

Schwindler! dachte Asta gerührt. Sie nahm es doch als Huldigung an das Stück Vergangenheit, das sie darstellte. Und Himmel und Meer machten zu der

ganzen Mogelei die lustigste Miene. Und plötzlich lachte Asta vergnügt: „Also eigentlich habe ich es mir zuzuschreiben, daß wir eine neue deutsche Literatur haben.“

Über Matthias' Leber kroch der Gewissenswurm. Was er gesagt hatte, war nicht ganz wahr und nicht ganz falsch. Und diese Halbheit verursachte einen peinlichen Druck. „Reden wir nicht von der Literatur,“ sagte er, „geben wir uns der Gegenwart hin. Ich bin so glücklich, dich hier draußen ganz für mich zu haben.“

Sie fuhren noch ein Stück hinaus. Dann meinte Asta, es sei höchste Zeit, umzukehren. Sie habe das Gefühl, als kämen mütterliche Flüche über das Meer daher. Matthias erschrak; es war noch etwas anzubringen, und nun hieß es, sich damit zu beeilen. Aber gerade weil er es so eilig hatte, blieb die Eingebung aus. Er fand keine Einleitung und kam sich vor wie ein Musketier, dem die Lunte nicht brennen will. Dabei hatten die Schiffer gewendet, die Spitze der Estakade kam immer näher, und eine große schiefe Nase tauchte schemenhaft am Rande der Begebnisse auf.

„Was hast du?“ fragte Asta den schweigsamen Gatten von Anno dazumal.

Da fuhr Matthias verzweifelt in die Tasche und zog einen zart duftenden rosafarbenen Brief heraus. Und tat so, als wäre ihm das Ding nur so ganz zufällig zwischen die Finger geraten.

„Oh, ein Brief...“ sagte Asta, „von der schwarzgekleideten Dame.“

„Ja!“ sagte Matthias und kam sich fürchterlich durchschaut vor. Als hinge er irgendwo freischwebend im Raum und wäre ganz aus Glas.

„Du willst mir ihn doch nicht am Ende vorlesen. Ich habe keine Lust, eure Heimlichkeiten zu erfahren!“ Und dabei dachte Asta: Ich muß ihm doch gefällig sein, wenn er sich schon so viele Mühe macht.

„O nein,“ sagte Matthias, „ich habe ihn ja selbst nicht gelesen. Du siehst, er ist noch nicht einmal geöffnet!“

„Wahrhaftig!“

Und da zerriß Matthias vor Astas Augen den rosafarbenen Brief in lauter ganz kleine Stückchen und warf sie mit einer Gebärde voll antiker Größe ins Meer.

„Was tust du? Es ist aus?“

„Ganz aus!“

Auf den glasgrünen Wellen um das Boot tanzten rosafarbene Fleckchen, gerieten in wirbelnde Schaumtrichter, wurden verschlungen und wieder ausgespien und endlich in das ruhigere Wasser zwischen den Pfählen der Estakade getrieben, wo einige von ihnen als höchst verwunderliche Boten aus einer andern Welt zwischen dunkelgrünen Algen und schwärzlichen Muschelsolonien ihre Wanderung beschloffen. Dann war man an der Landungsstelle, die zwei Flämen zogen die schmierigen Mägen ab und grinsten, und der Jüngling im karierten Überzieher half Asta überflüssigerweise aus dem Boot. Und Asta und Matthias sagten einander wieder „Sie“ und lächelten einander nur hinter Doktor Hans Lebwohls Rücken an.

„Sie kommen nachmittags zum Fest?“ fragte Asta.
„Ja ... und Sie müssen die Königin sein,“ sagte Hans Lebwohl, und aus den schmalgeschnitzten Augenlein brachen Strahlen wie aus Blendlaternen, und die Nase stand vor lauter Entschlossenheit fast gerade im Gesicht.

Sie waren nachmittags natürlich alle da und nahmen Asta sogleich in die Mitte. Herr Nicolai drehte an seinem Tatarenbart und verzapfte neue Berliner Wiße. Doktor Aufwärmer teilte seine Aufmerksamkeit zwischen Asta und dem Fest, über das er Notizen machte, um sie zu einem Feuilleton zu verwenden. Der nette, niedliche, rosige Herr Mändl trippelte von einem zum andern. Hans Lebwohl stand auf seinem Entschluß wie eine Statue auf ihrem Sockel und sagte vorläufig nichts. Dann wurde die ganze Gesellschaft von Herrn von Basedow in ein Champagnerzelt mitgenommen und saß unter einem rot und weiß gestreiften Sonnendach. Asta plauderte und lachte, und Mama Rosina, in einem phantastisch odaliskenhaften Kleide, sog den Weihrauch ein, der auf allen Herzensaltären brannte.

Matthias wurde respektvoll mitgenommen. Man fühlte sich durch die Anwesenheit des berühmten Dichters geehrt, aber bildete einen Geheimbund, eine Phalanx der Mehrberechtigten gegen den Spätgekommenen, man duldete nur seine Gegenwart im Vorhofe. Matthias übte sich in reinen, von keiner Voreingenommenheit getrübbten Urteilen. Wir wollen annehmen, sie ist eine fremde Frau, und ich kenne ihre Süßigkeit nicht. Auch dann muß zugegeben werden: sie ist bildhübsch, sie verdient alle Bewunderung.

Im Pavillon des Kasinogartens sang jemand. Das übliche Basargewimmel wogte zwischen den Verkaufsständen. Schon pendelten die jungen Damen herum, mit den Körben am Arm, in denen Rosen lagen, das Stück zu fünf Frank, zugunsten der armen Fischerkinder von Blankenberghe. Diese Rosen sollten der Wahl der Rosenkönigin dienen, der Siegerin in der Schönheitskonkurrenz dieses Tages. Und selbst in den armseeligsten, verschüchtertsten Frauenherzen war der Duft dieser Rosen wie eine ganz leise, schimmernde Hoffnung auf das Glück, daß sich wenigstens eine zu ihnen fände. Und jetzt stieg auch Hans Lebwohl von seinem Entschlußpostament und trat in das Gefilde der Tat. „Hören Sie, Herr von Basedow,“ flüsterte er dem Agrarier zu, „Frau Asta muß selbstverständlich Rosenkönigin sein.“

Herr von Basedow staunte den Jüngling an. „Wieso?“

„Wir kaufen alle Rosen auf und legen sie ihr zu Füßen.“

Und dann ging Hans Lebwohl fort und einem kleinen Fräulein nach, das in einer weißen Kleiderwolke durch das Gewimmel trieb. Und nach einer Weile kam das weiße Kleiderwölkchen unter das Sonnendach geschwommen und schüttelte den Inhalt seines Korbes vor Frau Asta hin. Da erhob sich auch der Agrarier und wuchtete durch die Menge einem blonden Hofratsstöchterlein aus Wien nach. Und das blonde Mädel kam, machte einen zierlichen Bocksfischknir und gab Frau Asta mit einem ein ganz klein wenig neidvollen Lächeln drei Duzend Rosen. Hundertachtzig

Frank, triumphierte Mama Rosina in sich hinein. Zwischen den Champagnerkelchen auf dem weißen Tischtuch lagen gelbe Teerosen und weiße vollblütige, blattschwere pomphöse Dinger und zartrosafarbene Marschall Nil, Rosen wie Bürgermädchen, schlicht und keusch, und prangende Damen von Welt, kecke schlanke Knospen und wissende Zentifolien, Rosen wie junge Frauen und wie Theaterprinzessinnen. Schon ein ganz kleiner Rosenhügel. Durch eine Lücke des rot und weiß gestreiften Zeltdaches kam ein Sonnenstrahl und bezauberte sich am Funkeln des Weines in den feinen Gläsern, tanzte über die ganze vielfarbige Rosenwelt und küßte Asters Hände, die ordnend in dieser Welt walteten, mit taumelnder Verliebtheit. Und Asta lachte nach allen Seiten und freute sich jungmädchenhaft des Rosenregens. Denn auch die andern Trabanten hatten nun den Sinn des Spiels begriffen und jagten den jungen Damen nach und schickten ihre Beute an Asters Tisch. Und die Leute, die vorübergingen, lachten und freuten sich und gönnten der schönen Frau ihren Sieg.

Aber auch Miß Maud Jenkins aus Chicago war da, eine blonde, sportsmäßig gebildete amerikanische Schönheit, und ihr Bräutigam, einer der künftigen Milliardäre des Westens. Miß Maud war hochfahrend, kalt, überlegen spöttisch, Mister Jonathan Sweller lämmelhaft, großhändig, geldbewußt, und zusammen gaben sie eine Übersicht über die unangenehmen Eigenschaften des Amerikanertums ohne eine einzige seiner angenehmen. Sie hatten wenig Freunde. Um so wichtiger war es Jonathan Sweller, seine Braut zur Siegerin zu

machen. Und so entspann sich ein scharfer Wettbewerb. Die Amerikaner standen zu Miß Maud. Der Kontinent und sogar Old England war mit allen guten Wünschen für Frau Asta. Miß Maud erwartete ihren Sieg mit kalter Ruhe als schuldigen Tribut, Frau Asta vergaß ganz, daß sie eine mondäne Frau war, und klatschte in die Hände, wenn eine neue Sendung Rosen kam.

Es ging gegen vier Uhr. Mit dem Glockenschlag vier sollten die Rosen den Preisrichtern abgeliefert werden. Noch wußte niemand, wie die Sache ausgehen werde. Alle andern kleinen Anläufe zu abgesonderten Unternehmungen, alle abseitigen Rosensammlungen waren aufgegeben worden, alle Aufmerksamkeit war auf die beiden großen Rivalinnen gerichtet. Frau Asters Trabanten rannten schweißstriefend herum, schlugen sich mit den Abgesandten Jonathans um die letzten Rosen, die es noch gab, und kamen keuchend mit jedem einzelnen Stück zum Tisch. Nur Matthias beteiligte sich nicht an dem Getümmel. Er saß neben Asta wie der Orgelpunkt in der Fuge, freute sich mit ihr und ahnte nicht, daß seine Unbesonnenheit den dräuenden Zorn Mama Rosinas über ihn heraufbeschworen hatte. Als es vier schlug, lag ein Haufen Rosen vor Asta, ausreichend, einen ganzen Venusberg auszuschnücken.

Ein kleiner Bursch mit einer Schildmütze kam heran und begann die Rosen in einen Korb zu packen. Dann lud er seine bedeutungsschwere Last, von Doktor Lebowohl und Herrn von Basedow unterstützt, auf die Schultern. In diesem Augenblick kam eine junge

Dame ganz nahe an Matthias Merenus vorüber, eine heiße, duftende, unbesonnene junge Dame aus Wien, die sich ihn für ihre Schwärmerei erwählt hatte. Sie benutzte den Augenblick, da alle Aufmerksamkeit dem Groom mit der Schildmütze galt, und kreuzte ganz dicht an ihm vorbei, eine allerliebste kleine Barke, mit nichts als Überschwang an Bord, die Segel von Begeisterung geschwellt.

„Dem Dichter!“ sagte sie und warf Matthias eine dunkelrote schwere Rose zu.

Matthias fing das Wort, den Blick und die Rose mit der fröhlichen Überraschung des Verwöhnten. Aber dann wandte er sich Asta zu, machte eine kleine Höflichkeitsverbeugung und reichte ihr sein Geschenk. „Legt's zu dem übrigen!“ sagte er.

„D nein!“ entgegnete Asta mit einem hellen Gesicht und befestigte die Rose am Halsausschnitt ihres Kleides. War das noch eine Rose? Es war ein Symbol.

Dann standen sie einander vor den Preisrichtern gegenüber. Miß Maud, kalt und ruhig, scheinbar gleichgültig gegen ihre Rivalin, Frau Asta nervös und angespannt und ohne zu verbergen, daß sie die Amerikanerin neugierig musterte.

„Sie ist schön!“ sagte sie zu Matthias Merenus. Mama Rosina aber hatte sich vertrauensvoll an Herrn von Basedow gewendet und flüsterte an seinen kantigen Familienschrankschultern, daß sie es nicht überleben würde, ihre Tochter unterliegen zu sehen. Mister Jonathan kummelte auf drei Stühlen und glogte Asta an. Die Preisrichter machten würdige Gesichter, jede

Falte eine ausgeprägte Überzeugung von der Wichtigkeit ihres Geschäfts. Sie zählten die beiden dem Anschein nach gleich großen Rosenberge auf erhöhtem Tisch vor den Augen des Publikums.

Herr von Basedow hatte schon heimlich Sekt bestellt, um den Sieg zu feiern. Asta biß mit weißen Zähnen in ein Baisé, das ihr Herr Mändl dargebracht hatte. Hans Lebmwohl war ein einziges Beben der Erwartung, seine Nase zuckte und schlug, als wolle sie sich von seinem Gesicht lösen und voraus auf den Tisch fliegen.

Die Rosenberge waren fast ganz abgetragen und in die Körbe zurückgewandert, die lichten Rosen rannen durch die Finger der Preisrichter. Das Gesumm der Menge verkroch sich unter einem Gewölbe des Schweigens. Jetzt war die Zählung zu Ende, die beiden Herren wandten sich dem Vorsitzenden zu und nannten ihm ihre Zahlen. Eine kleine Verlegenheit torkelte da oben um den erhöhten Tisch, der Vorsitzende sprach leise mit den beiden Zählern, lächelte, sprach nochmals mit ihnen und schlug dann mit einem Hammer gegen die silberne Glocke.

„Meine verehrten Herrschaften,“ sagte er, „ein seltsamer Zufall hat es gefügt, daß wir keiner der beiden reizenden Damen den Preis zuerkennen können. Die Stimme des Volkes hat keine vor der andern auszeichnen wollen. Sie finden in jedem der beiden Körbe genau dieselbe Zahl, nämlich fünfhundertdreizehn Rosen . . .“ Das Volk murmelte, und der Vorsitzende sah nach links, von wo ihm Miß Mauds Schneekühle entgegenwehte, und dann nach rechts in Frau Asters

warmer Sonnengefilde. Da war es, als sei eine Erleuchtung über ihn gekommen, eine Sendung vom Heiligen Geiste, und sein schwarzes Schnurrbärtchen richtete sich fröhlich auf, die Fliege an seinem Kinn zuckte im Schmunzeln der Befriedigung. „Ich habe gesagt, daß wir keiner der beiden reizenden Damen den Preis zusprechen könnten,“ fuhr er langsam und genießerisch fort, „wenn wir nur nach der Zahl der Rosen in den Körben entscheiden wollten. Aber dort, an der Brust einer der schönen Bewerberinnen, sehe ich ihre fünfhundertundvierzehnte Rose . . . und so erkläre ich denn im Namen der Preisrichter Frau Asta Kalawaja aus Berlin als Rosenkönigin und Siegerin in der Schönheitskonkurrenz.“

Ein Champagnerpfropfen sprang aus dem Getöse der Menge empor, als sei er durch die allgemeine Freude herausgetrieben worden. Aus den Tiefen seiner Schrankbrust brüllte Herr von Basedow: „Hurra, hurra, hurra!“, wie wenn es Gott, König und Vaterland beträfe. Mama Rosina sank in stummer Rührung an Asters Schultern. Doktor Hans Lebwohl war wie ein Schwamm mit aller Süßigkeit und Glückseligkeit der Welt getränkt. Getragen von der Volksgunst und der allgemeinen Zufriedenheit Europas schritt der Präsident auf Frau Asta zu, überreichte ihr ein Diplom und ein silbernes Toilettennecessaire und beglückwünschte sie. Dann sammelten sich alle die jungen Damen, die Rosen verkauft hatten, als Ehrengeliebt um Asta, und die Krumusik spielte den Mädelhymarsch. Es war überaus erhebend und ehrenvoll, und ehe Asta sich ins

„Hoek van Holland“ gerettet hatte, war sie dreißigmal abgeknipt.

Am Abend gab es dann ein kleines intimes Beisammensein. Mama Rosina war noch bunter als gewöhnlich und strahlte einen Glanz aus, als habe sich der ganze Kalawajasche Familienruhm in ihr entzündet. Asters Laune rieselte seidenweich und gnadenspendend um die Herzen ihrer Getreuen. Jedem wurde ein Blick und ein Wort zuteil, ein Anteil an dem Dank für die gewonnene Schlacht. Da bekam Herr von Basedow seine allergalantesten Anwandlungen und sprach Toaste, die donnerten nur so durch alle vier Stockwerke des „Hoek van Holland“. Doktor Aufwärmer sprach einen geistvoll zugespitzten, Herr Mändl einen zierlich gebredschelten, mit etwas altväterischem Blumenflor geschmückten Trinkspruch, sogar Herr Nicolai meinte, die schöne Frau Asta sollte zur Erquickung der Menschheit noch hundert Jahre leben, und das Beste daran sei, daß nun in die Zeitung komme, Berlin hätte wieder mal „jessiecht“.

Nur zwei sprachen nichts. Matthias Merenus saß ein wenig mürrisch da, weil er sich die Entscheidung des Sieges beimaß und nun keinen Vorzug vor den andern zu genießen schien. In der Unparteilichkeit von Asters Gnadenbezeugungen erblickte er eine ganz besonders gesteigerte Koketterie. Und auch Doktor Hans Lebwohl schwieg, weil er nicht reden konnte. Er war vor lauter Glück todunglücklich, und aus seinen Schweinsäuglein flossen beharrlich dünne Tränenbächlein.

Dann stießen sie alle zusammen an auf die Jugend,

auf die Schönheit, auf die Liebe. Besonders die Liebe! Und von dem Geläute der Gläser, den um sie zusammenfließenden Wirbeln der Empfindung von ihrem Untergrund losgerissen, rief Asta in den Lärm: „Kinder, ihr seid doch alle miteinander liebe Kerle!“ Und dann packte sie Hans Lebwohl bei den Schultern und gab ihm unter die schiefe Nase einen ganz ehrlichen Kuß. Es war kein Kuß für Hans Lebwohl allein, es war ein Kuß für alle, und jeder andre hätte ihn bekommen können, der in diesem Augenblick neben Asta gestanden hätte. Aber für Hans Lebwohl war dieser Kuß das Schicksal, er brannte sich wie fressendes Feuer durch alle Stockwerke seines Wesens bis zu den Fundamenten, wo die entscheidenden Dinge liegen.

Matthias Merenus aber verlor in diesem Moment die Besinnung. Eine Schraube war los geworden, ein Kreisel raste in seinem Gehirn. Er wurde ganz gelb vor Eifersucht, erhob sich, schlug an sein Glas und sagte: „Rosen sind Ketten, und Ketten können Rosen werden. Tief sind die Geheimnisse der Rosen, und selig sind, die ihre Geheimnisse wissen.“

Es war ein offener Unsinn, aber Matthias Merenus machte eine sonderbare Miene dazu, daß sich alle betroffen ansahen und Mama Rosina sich höchst ärgerlich räusperte.

Asta lachte laut, als habe Matthias etwas höchst Lustiges gesagt, und als sich das Erstaunen in der wiederkehrenden Sektlaune reslos aufgelöst hatte, flüsterte sie Matthias zu: „Schweig doch, du wirst uns noch verraten!“

Dann begann Herr von Basedow aus den untersten Fächern seines Gedächtnisses heraus echt mecklenburgische Geschichten zu erzählen, und alle mußten zuhören.

Da benutzte Asta die Gelegenheit zu einer Wiederholung ihrer Warnung: „Du mußt vorsichtig sein, Matthias!“

„Du verleugnest mich also?“ knirschte Matthias.

Aber da sah ihn Asta an, mit einem Blick voll Zärtlichkeit, der aus einem kleinen Zögern zu voller Hingabe wuchs, einem Blick, süßer als alle Düfte der fünfhundertsiebzehn Rosen, mit denen sie gesiegt hatte. Alle Erinnerungen hielten sich im wunderbaren Licht dieses Blickes an den Händen und schwebten einen Ringelreihen auf einer Frühlingswiese. „Nein ...“ sagte sie, „ich möchte dich nachher sprechen. Komm auf die Terrasse im ersten Stock ... aber gib acht, daß du der Mama nicht in den Weg läufst ... sie war sehr wütend, weil wir heute miteinander auf der See waren.“

Nach der Siegesfeier war es Matthias nicht schwer, sich aus dem ungeordneten Rückzug zu verlaufen. Während Herr von Basedow mit den Getreuen im Flur des Hotels einen Lärm vollführte, den der verschlafene Oberkellner nur mit gerunzelter Stirn hingehen ließ, fand Matthias eine Tür, hinter der er sich verkroch. Beim Licht eines Zündholzes sah er sich in einem Raum, in dem Besen, Gießkannen und Aufwischtücher verwahrt wurden. Er setzte sich auf eine Gießkanne und wartete, bis es im ganzen Hause ruhig

geworden war. Und inzwischen stiegen seine Hoffnungen aus der Kumpelkammer geradeswegs in die Gefilde der Seligen. Dann schlich er ganz leise hervor, sah den Portier in seiner Loge schlafen und begab sich durch Schlaf und Schnarchen in den ersten Stock. Links und rechts träumten weißlackierte Türen mit schwarzen Zahlen und Reihen von Stiefeln, Schuhen und Schühchen, leer wie philosophische Begriffe. Dann kam eine Glastür mit Mondlicht dahinter und Strandkörben auf einer weitgedehnten Terrasse.

Leise trat er hinaus, leise klirrte eine lockere Glascheibe. Unten auf dem Strand brüllte jemand ins Rauschen der einsetzenden Flut: „Ganze Kompagnie ... rechts schwenkt!“ Und Matthias sah den braven Herrn von Basedow, auf einem Stock reitend, vor der Front der Getreuen, aufgeregt wie ein General, der an Kaisers Geburtstag Truppenparade hält. Herr Doktor Aufwärmer war linker, Hans Lebwohl rechter Flügelmann, Mändl und Nicolai schwankten in der Mitte; und so zog die ganze Kumpanei am Strande der Nordsee dahin, bis unter die Hüte voll Liebe, voll Seligkeit und voll Champagner.

Matthias aber, dem Helden aus hundert Abenteuern, dem Jünger Casanovas und des Chevalier Faublas, war es zwischen den Schatten der Strandkörbe zumute wie einem Gymnasiasten, der zu einem Stellbichein mit der Tochter seines Direktors jagt.

Und dann kamen zwei weiche Arme aus den Strandkorbsschatten. „Liebst du mich noch?“ flüsterte Asta.

„O du!“ Und Matthias drückte die Lippen auf den

weißen Arm, von dem der Spitzenärmel zurückgeglitten war.

Aber da klirrte die lockere Scheibe der Glastür. „Mein Gott, die Mama!“ hauchte Asta.

Es war wirklich Mama Rosina, die ihr Triumph nicht schlafen ließ, und die plötzlich eine romantische Sehnsucht bekommen hatte, sich noch mit Mond und Sternen und Meer zu unterhalten. Sie schwebte in einem türkischen Schlafrock, dem Nachfolger des Schrecknisses mit den violetten Bändern, über die Terrasse und trat mit einem süß-bekommenen Seufzer an die Brüstung.

Asta und Matthias saßen zusammengekauert hinter zwei Strandkörben.

„Was nun?“ fragte Matthias ratlos.

„Hier können wir nicht bleiben. Sie wird uns entdecken.“

„Wohin also?“

Asta schwieg eine Weile und kauerte weich und warm im Dunklen neben Matthias. Dann faßte sie seine Hand: „Zu mir — auf mein Zimmer!“ Und sie schlichen Hand in Hand davon, und die Glastür hatte ein Einsehen und klirrte nur ganz wenig.

Mama Rosina war es gewesen, als bewege sich etwas im Dunklen hinten auf der Terrasse. Geister der Mondnacht, dachte sie, Wünsche, Seufzer, Ahnungen!

„Hurra! Hurra! Hurra!“ brüllte Herr von Basedow weit hinten auf dem Strand und ritt mit seinen Getreuen eine Attacke gegen einen unsichtbaren Feind.

Mama Rosina aber träumte weiter und sah Asta an der Seite Hans Lebwohls in die Zukunft schreiten.

Neuntes Kapitel.

Am nächsten Tage brannten Aſta und Matthias miteinander durch. Sie fuhren direkt nach Berlin und hinterließen die Nachricht, ſie hätten es ſich überlegt und wollten einander wieder heiraten.

Als Aſta ſo plötzlich mit dem Allerunwahrscheinlichsten verſchwunden war, fanden die Getreuen, daß die Weltordnung ein bedeutendes Loch habe, ſetzten ſich darum herum und ſtarrten ins Unverſtändliche. Mama Roſina hatte Krämpfe, daß der ganze Kalawajaſche Stammbaum bis in die Wurzelspitzen, bis in die Nähe Stanislaus Poniatowski's erſchüttert wurde. „O, ſie wird wieder unglücklich werden!“ ſagte ſie ſchluchzend.

Aber Doktor Aufwärmer, der ſich als Journaliſt zu Geiſtesgegenwart und Welteinſicht verpflichtet fühlte, meinte: „Das können Sie nicht wiſſen, gnädige Frau!“

„Aber ich weiß es!“ ſchrie Mama Roſina. „Weil ſie doch ſchon einmal mit ihm verheiratet war!“

So erfuhren die Getreuen, daß Aſta's erſter, geheimnißvoll verhohlener Gatte Matthias Merenus geweſen ſei. —

Aſta und Matthias aber bewohnten vorläufig zwei

nette Zimmer eines kleinen Hotels in Charlottenburg, denn ſie wollten, ehe ſie mit Behagen und Ruhe darangingen, ihr Neſt zu bauen, noch ein wenig in die Welt hinausfahren. Und Matthias hatte ſein Junggeſellenheim vor Antritt ſeiner Reiſe aufgelassen und die Möbel beim Spediteur eingeleſt. Sie fühlten ſich vogelfrei und quietſchvergnügt und genoſſen den Berliner Spätsommer, als wären ſie in einer wildfremden Stadt. Und an dieſer unerschütterlichen Fröhlichkeit änderte auch der Brief nichts, den ihnen Mama Roſina nachſchleuderte. Er war wie eine Bannbulle angefüllt mit Vorwürfen, Drohungen und Warnungen; und wenn jedes ſeiner Worte das phyſiſche Gewicht gehabt hätte, das ihm ſeinem inneren Gehalt nach zukam, ſo hätte die Poſt ſeine Beförderung ablehnen müſſen.

„Aber Dunkel Anton ſollten wir auffuchen,“ meinte Aſta, denn das erſchien ihr ſo als eine Art Rechtfertigung vor dem Kalawajaſchen Familienforum.

Matthias ſeufzte.

„Du mußt mir das nachfühlen,“ ſagte Aſta.

Matthias fühlte es ihr nach und ergab ſich. Aber ehe er bei Tante Katharine einzutreten wagte, hielt er genaue Muſterung, ob nicht wieder irgendwo etwas heraushänge oder hervorſtehe. Und er ließ ſich geduldig die Schuhſohlen beſchauen und mit dem Reißbeſen abbürſten und freute ſich auf den Augenblick, wo er die Wohnungstür wieder von außen zumachen würde. Tante Katharines Reich war womöglich noch ſauberer als früher, und man merkte, daß ſie noch

einige Verfeinerungen ihrer Reinigungsmethoden er-
funden haben müsse.

Onkel Anton saß in einer durchsichtigen Verklärung
auf einem Fauteuil, dessen Überzug wie eine Wolke
japanischer Kirschblüten war. Aber wenn es eine
Steigerung von rein gibt, so kam sie Tante Katharine
zu, und sogar das Lächeln, mit dem sie den Besuch
empfing, strömte einen Seifenduft aus.

„Da sind die Ausreißer!“ sagte Onkel Anton mit
einer Wallung von Wärme und Freude.

Aber seine Gattin sandte ihm einen Blick zu, daß
seine Augen sogleich den Gipsengel auf dem Ofen
auffuchten. „Es ist schön, daß Sie uns besuchen,
Herr Merenus,“ sagte sie. „Ich muß sagen, daß ich
Ihren Schritt nicht ganz billigen konnte. Aber dieser
Besuch beweist, daß Sie wenigstens nachträglich die
richtigen Formen einzuhalten wünschen. Ich bin
immer und in allen Dingen für Ordnung. Wenn ich
auch in die berühmte Familie Kalawaja nur hinein-
geheiratet habe und in manchen Dingen nicht für voll
genommen werde, so glaube ich doch die wahren Inter-
essen der Familie am besten zu vertreten, wenn ich
auch in ihren intimen Angelegenheiten die Ordnung
allen andern voranstelle.“

Matthias verbeugte sich und schwieg. Asta aber
versuchte eine Entgegnung, daß man Mamas Ein-
willigung niemals hätte bekommen können und daß
die Trauung auf dem Standesamt sogleich vor sich
gehen werde, sowie die Papiere beisammen seien.

Hierauf machte Tante Katharine den Vorschlag,

Asta möge der Ordnung wegen bis zur Trauung bei
ihr wohnen. Da lächelte Asta ihr unschuldsvollstes
Lächeln und meinte, das dürfe sie der Tante nicht zu-
muten, sie bei sich aufzunehmen, weil ein Besuch in
einem so musterhaft geregelten Haushalt doch immer
Unordnung und Verwirrung verursache. Man sah es
der Tante an, daß sie die äußere Ordnung in der
Familie und die innere Ordnung in ihrem Hause
gegeneinander abwog. Schließlich gab der Gedanke
die Entscheidung, daß Asta bei aller Nettigkeit doch
vielleicht einige der genialischen Neigungen ihrer
Mama geerbt haben könne. Tante Katharine bestand
also nicht weiter auf ihrem Vorschlag und verließ das
Zimmer.

In diesem Augenblick nahm Onkel Anton den Blick
von dem Gipsengel und heftete ihn, kläglich und hilfe-
suchend, auf Matthias: „Oh, mein Lieber, was für
schöne Zeiten waren das! Damals, wie wir uns den
Kaffee selbst gekocht haben ... und manchmal un-
geputzte Stiefel hatten.“

Matthias nahm gerührt die Hand des alten Herrn.
Er wußte nicht, was er sagen sollte. „Ja ... ja ...“
meinte er endlich, „du mußt uns besuchen, sobald wir
eingerichtet sind.“

Aber da kam Tante Katharine und hinter ihr das
Dienstmädchen in Schwarzweiß-Manier mit einem
Präsentierbrett, auf dem vier Gläschen Wein standen.
Man trank, und Asta brachte ihre Bitte an, Onkel
Anton möge als Trauzeuge walten, und die Tante
nickte Gewährung. Der Besuch verlief glimpflich,

aber als Matthias draußen war und niemand im Hause gewahrte, setzte er sich auf das Stiegegeländer und fuhr vor Vergnügen ein ganzes Stockwerk hinab. Und unten angelangt, hob er die Schwurfinger empor und sagte: „Niemals wieder!“

Sie hatten jetzt eine Menge Einkäufe zu besorgen, Reisekoffer und den Inhalt dazu, und dabei schwankten ihre Pläne zwischen den vier Himmelsrichtungen. Matthias Merenus hatte von seinem Agenten die zuletzt eingelaufenen Lantiemen geholt, und nun standen so viel Tore in die Welt offen, daß sie nicht wußten, für welches sie sich entscheiden sollten.

Über Asta kam das Einkaufsfieber. Sie lief bei Wertheim aus einer Abteilung in die andre, und Matthias sah lächelnd das Anwachsen eines Verges niedlicher Überflüssigkeiten. Manchmal stugten die Verkäufer oder Verkäuferinnen und besahen Asta mit der respektvollen Aufmerksamkeit, die man jemand entgegenbringt, dessen Bild man aus den illustrierten Blättern kennt. Dann nickten Matthias und Asta einander heimlich zu, und neidlos gestand Matthias die Überlegenheit der Schönheit über den Ruhm. Sie hatte eben einen Zerstäuber gekauft — man braucht ihn unbedingt in überfüllten Eisenbahnwagen und schlecht gelüfteten Hotelzimmern! — und kämpfte mit einem zehnpferdigen Verlangen nach einem Taschenwecker — mein Gott! wie leicht könnte man sonst einmal einen Zug verschlafen, auf die Hausknechte ist kein Verlaß. Die Verkäufer standen vor Asta, ganz Ohr und Untertänigkeit und pudelhupferische Grazie.

Sie machten die wirkungsvollsten Posen, die je das Herz einer schönen Käuferin eingenommen haben, als plötzlich drüben zwischen der Uhrenabteilung und dem Küchengeschirr ein blasses Gesicht auftauchte, mit einer schiefen Nase und zwei Schweinsäuglein. Asta fuhr zusammen, denn die Begegnung war eine unholde Überraschung.

Hans Lebwohl stand da wie ein Phantom aus der Vergangenheit. Er troff von Bitternis, und die Enttäuschung umwehte ihn wie eine Wolke. Er schob sich aus dem Schatten bis an den Rand des Sonnenvierecks vor, lächelte trübe, grüßte Asta und Matthias und verzog sich wie ein phantastischer Nebel in der Richtung der Fleckenstifte, Seifen und Puzpasten.

Asta sah ihm verdutzt nach. Matthias aber fühlte sich wie an einen Spieß gesteckt. Das Mißtrauen, die Partisane mit dem Widerhaken, war ihm durch und durch gerannt. Eine peinliche Erinnerung griff nach seiner Heiterkeit. Der Kuß, dieser Kuß damals ... dieser Kuß!

Und als Asta ihre Einkäufe beendet hatte und er mit ihr auf der Straße stand, fragte er mit einer etwas bepelzten Stimme: „Woher weiß denn der, daß wir in Berlin sind?“

„Von Mama natürlich ... von wem denn sonst? Das war eine unangenehme Begegnung ... nicht wahr?“ Und Asta wollte sich in Matthias einhängen, vertraulich sein, dumme Eindrücke verjagen.

Aber Matthias preßte den Arm fest an, so daß Asta nicht hineinkonnte, und wollte nichts von Bestechung

wissen: „Unangenehm?“ sagte er. „Warum unangenehm . . . wenn man ein gutes Gewissen hat . . .!“

„Aber . . . Matthias!“

„Na ja . . .“ Und er blieb stehen, mit richterlichen Augen und tragischer Stirn: „Ich hoffe, du hast ihm keinerlei Anlaß gegeben, sich irgend etwas einzubilden . . . du hast ihm nicht durch irgendwelche Gunstbezeugungen in den Kopf gesetzt, er könnte . . .“

„Matthias — denk an unsern Vertrag!“

Da kam Matthias zu sich, entrundete die Stirn und ließ die Augenbrauen herab, indem er eine Entschuldigung murmelte. Aber es war nicht zu leugnen, es war eine kleine, ganz kleine Szene gewesen, grünlich überhaucht von Eifersucht. —

Zwei Tage später erinnerte sich Asta wieder daran. Sie standen zum zweitenmal in dem Zimmer, an dessen Wänden die Geschichte Jakobs zu sehen war, und noch immer sah Gott-Vater durch das Loch im Himmel des zehnten Bildes auf die Paare, die sich hier einfanden, um sich die staatliche Erlaubnis zum „Wachset und mehret euch!“ zu holen. Sie warteten auf den Ständesbeamten, und hinten traten Onkel Anton und der pensionierte Gutsverwalter von einem Fuß auf den andern. Und Onkel Anton dachte an die Historie der menschlichen Verirrungen, und daß Jakob einer der ausgemachtesten Esel der Weltgeschichte gewesen sei; sieben Jahre Zeit zum Überlegen und keine Spur besserer Einsicht. Aber es gab Nachfolger, vom Alten Testament bis zum allerjüngsten Berlin! So entzückend und preisgekrönt Asta war . . . o, er an Matthias'

Stelle wäre nicht durch ein militärisches Aufgebot sämtlicher europäischer Großmächte in diesen Raum zu kriegen gewesen.

Asta aber drückte Matthias' Arm und sagte: „Matthias . . . unsern Vertrag . . . erinnerst du dich genau?“

Ja — sie hatten einen Vertrag abgeschlossen, einen festen Vertrag durch Handschlag und Kuß, in jener Wundernacht des Wiederfindens an der Nordsee.

„Ich erinnere mich!“ sagte Matthias.

„Niemals eifersüchtig zu sein. Ich nicht auf dich . . . und du nicht auf mich. Nicht auf unsre Vergangenheit und nicht auf unsre Gegenwart.“

„Niemals!“

„Ich wiederhole es dir, weil du vorgestern einen Anfall bekommen hast. Sag' mir nichts . . . es war so. Wir sind reife Menschen, Matthias, keine Kinder mehr. Und wir haben beide die Welt kennen gelernt. Nein . . . ich wiederhole es dir in dieser Stunde: du bist gründlicher als ich. Ich bin immer nur bis an den Rand gelangt. Aber es war nicht ihr Verdienst, wenn es dabei geblieben ist. Noch einmal: ich habe die Erinnerung an unsre erste Liebe niemals verraten. Das mußt du immer wissen. Aber die Welt macht nun Ansprüche an uns. Und ich muß dir sagen: es freut mich, bewundert zu werden. Ist es sehr lächerlich von mir, wenn ich weiß, daß ich schön bin? Man hat wundersame Kräfte in sich, wenn man angebetet wird. Es ist ein königliches Vergnügen. Wir wollen es einander nicht stören. Nicht wahr? Eifersucht ist eine sehr kleinliche Leidenschaft, und wir wollen einander

angehören wie reife Menschen, ohne Kleinlichkeit. In Freiheit und Vertrauen!"

Das war ein warmer und ehrlicher Strom von Wahrheit, und Matthias fühlte sich von ihm wunderbar erfaßt und gehoben. Seine Seele sang wie ein sanftgestrichenes kristallenes Glas, und er sagte, indem er Asta die Hand reichte: „In Freiheit und Vertrauen!"

Und da trat auch schon der Standesbeamte ein. Es war noch immer Herr von Hennigsen, um genau soviel älter wie alle die anderen Anwesenden und also in seinem Beruf kein junger Hund mehr. Er kannte die Welt aus der Perspektive des Standesamtes und trug ein erfahrenes Lächeln unter dem schwarzen, nach vorn gehörnten Schnurrbart. Er war eine Kreuzung von Würde und Zynismus geworden, auf einem Wächterposten über menschlichen Eitelkeiten und Schwächen. Als er einen Blick in die Papiere geworfen hatte, sah er überrascht auf, musterte das Paar und nahm sich eine sehr deutliche Huldigung heraus, wie jemand, der die Macht hinter sich weiß. Er verbeugte sich und überreichte Asta die Kamelie aus seinem Knopfloch.

„Meinen herzlichen Glückwunsch!" sagte er und verbeugte sich noch einmal, ein wenig ironisch überlegen und ein wenig neidvoll. Dann ging er, aber in der Tür, zwischen dem dritten und dem vierten Bild aus der Geschichte Jakobs, wandte er sich noch einmal um, und es sah aus, als wolle er seine Augen zurücklassen.

Und dann saßen Matthias und Asta in dem kleinen Hotelgarten unter der breitgespannten, staubbepuderten Linde und sogten aus Strohhalmen in sehr bedächtigen

Andante das schmerzlich-süße Geprickel eines Cherry-Cobler. Das war ein mondäner Nachgeschmack zum Standesamt.

„Und nun . . . wohin?" fragte Asta und sah Matthias, mit dem Strohalm zwischen den Zähnen, von unten an.

„Es wird Ernst — wir müssen uns entscheiden."

Aber schon wandelte das Ende aller Plannacherei und Reiseentschlossenheit heran; es knirschte über den Gartenkies, trug gestreifte, unten umgestülpte Hosen, einen Panamahut und einen blauen Sommerrock, ließ den Zwicker an einem schwarzen Band baumeln, kurz und gut, es sah ganz genau so aus wie Doktor Aufwärmer aus der Zahl der Blankenbergher Getreuen.

Asta hatte ihn zwischen den Büschen herankommen sehen und sich mit Unbefangenheit gerüstet. Sie gewöhnte sich allmählich daran, die ganze Gesellschaft wieder auf ihren Spuren eintreffen zu sehen.

Aber Doktor Aufwärmer war diesmal durchaus nicht darum hier, um Asta seine Huldigungen darzubringen, obzwar er ihr die Hand küßte und mit behutsamem, gelindem, zu nichts verpflichtendem Vorwurf meinte, sie hätte ihnen damals eine seltsame Überraschung bereitet. Er trug eine höhere Mission in sich, und sein Kommen galt nicht der Fortsetzung eines Flirtes, sondern einem Geschäft. Vorläufig erkundigte er sich erst einmal zur Einleitung nach der gnädigen Frau Mama.

„D, die ist nicht gekommen . . . sie ist noch immer sehr böse und will nichts von uns wissen. Sie hat

mir geschrieben, daß sie vorläufig noch in Blankenberghe ist und nicht früher nach Berlin kommen will, als bis wir es verlassen haben."

"Dann hat sie ihren Plan geändert. Denn wie ich sie vor acht Tagen in Blankenberghe zum letztenmal gesprochen habe, hat sie ihre Absicht geäußert, Sie bis zur Trauung zappeln zu lassen und Sie gleich nachher mit ihrer Verzeihung und ihrem Besuch zu überraschen."

In Matthias' Innerem entstand ein verworrenes Getöse, über das sich eine gellende Stimme erhob, die unaufhörlich schrie: „Kette sich, wer kann!“ „D, sie kommt,“ sagte er, „sie kommt, sie kommt ganz bestimmt . . . spätestens morgen ist sie da.“ Und er drückte wütend an der Klingel am Lindenbaum, um auf den Schrecken noch einen Cherry-Cobler zu bestellen.

Doktor Aufwärmer hatte seinen Zwickel aufgesetzt und betrachtete abwechselnd Matthias und Asta mit einer Miene respektvollen Interesses, mit Rührung und Wohlwollen und leicht angedeutetem schmerzlichem Verzicht. „Ja . . . wer das geahnt hätte,“ sagte er, „daß die Rosenkönigin von Blankenberghe die Gattin des berühmten Matthias Merenus ist! Sie haben uns ganz wunderbar getäuscht. Ihr Spiel muß Ihnen sehr viel Vergnügen gemacht haben.“

„Wir haben uns prächtig unterhalten,“ gestand Asta einfach.

„Sie haben das Recht dazu, sich über die andern lustig zu machen . . . zwei Edelmenschen wie Sie. Es ist geradezu wie eine besondere Fügung des Schicksals, ein außerordentlich feiner Zug der Regie des Lebens,

daß sie in dem Augenblick des Wiederfindens beide ausgezeichnet worden sind. Herr Merenus als Erster an Kraft und Gewandtheit . . . und Sie, gnädige Frau, als die schönste und anmutigste Frau von ganz Blankenberghe. Der Vorsitzende der Preisrichter hat mir gestanden, daß es ihm sehr peinlich gewesen wäre, der Amerikanerin den Sieg zusprechen zu müssen. Alles hat über Ihren Triumph gezubelt . . . Sie können sich denken, daß Ihr Verschwinden so etwas wie eine Sensation war. Ja . . . es ist sogar eine kleine europäische Sensation daraus geworden . . . eine der entzückendsten europäischen Sensationen der letzten Zeit, keiner von den unangenehmen Vorgängen, von diesen schmierigen Affären . . . sondern ein feines, graziöses Spiel . . . Sie haben doch mein Feuilleton gelesen: ‚Das Maskenspiel von Blankenberghe?‘“

„Nein,“ sagte Asta und schlug ihre Kinderaugen auf, „wir sind in der letzten Zeit gar nicht zum Zeitunglesen gekommen; wir waren sehr beschäftigt . . .“ Und ein ganz leichtes Rot stieg den zarten Hals in den Spitzenauschnitt der Bluse hinab, als würfen die Rosen von Blankenberghe ihren Widerschein bis hierher.

Doktor Aufwärmer aber war gekränkt, so gekränkt ein Journalist nur sein kann, der über eine schöne Frau ein gutes Feuilleton geschrieben hat, das diese schöne Frau nicht kennt: „D . . .“ sagte er, „man spricht überall davon. Ganz Berlin spricht von Ihnen. Ich werde mir erlauben, Ihnen mein Feuilleton morgen selbst zu überreichen.“

„Aber wir reisen morgen ab, Herr Doktor,“ sagte

Matthias zähneknirschend, biß ein Stück Strohhalbm ab und spuckte es in das sogenannte Gras, das so spärlich war wie echte Liebe.

„Sie reisen schon morgen? Und wohin?“

„Das wissen wir nicht,“ sagte Matthias mit eiserner Stimme, „aber wir reisen unbedingt.“ Das war hingepflanzt wie ein Leuchtturm — bums, da stand es.

Und da krochen Falten über Doktor Aufwärmers Stirn hin, äußere Anzeichen aufsteigender Gedanken, und seine Augenbrauen zogen sich zusammen, so daß das Bild eines einem plötzlichen Einfall Nachsinnenden vollständig war. „Ich möchte Ihnen wohl einen Vorschlag machen, wenn ich wüßte, daß Sie mich nicht gleich damit davonjagen.“

„Sprechen Sie nur!“ meinte Matthias zerstreut, denn er dachte angestrengt nach, wann wohl morgen der erste Frühzug abginge.

„Hören Sie: mein Herausgeber hat eins von diesen neuen Behikeln angeschafft, ein Automobil. Das Zeug fährt wie der Teufel. Ich habe eine Idee: machen Sie Ihre Hochzeitsreise im Automobil.“

Matthias sah Asta an. Und Asta sah Matthias an. Und etwas Neues, Glänzendes, Knatterndes, unheimlich Kraftvolles stand im Augenblick vor ihnen, ein Strom von erdentbundenen Mächten brauste. Ferne Gegenden und bunte Szenen rasten ihnen entgegen, und es war eine freie, fliegende Fahrt in die Unendlichkeiten. In raschen heftigen Herzstößen pulste das Glück der Überwindung aller Schwere.

Doktor Aufwärmer sah, daß er ohne Kampf gesiegt

hatte. „Mein Herausgeber hat mir schon längst aufgetragen, jemand zu suchen, der für unser Blatt eine solche Reise macht. Ich habe keinen Würdigen gewußt. Nun aber: Hosanna! Habe ich Hoffnung, daß Sie annehmen?“

„Ja ... aber ... wie komme ich denn eigentlich dazu?“

„Matthias Merenus fragt, wie er dazu kommt! O, Sie Bescheidenheitsproß! Matthias Merenus und Frau Asta; kann unser Automobil ehrenvoller eingeweiht werden? Das ist jetzt das Allerneueste ... das Automobil. Und unsere Zeitung geht immer voran. Gefährlich ist es ja gar nicht mehr. Haben Sie keine Lust? Es ist herrlich. Ich bin gestern gefahren. Ich sage Ihnen, man glaubt, man fliegt. Für Sie als Dichter ist das etwas Unbezahlbare. Welche Impression: denken Sie, man glaubt zu fliegen. Aber nun kommen die Bedingungen ... nein, bitte, lieber Freund, seien Sie nicht so unvorsichtig. Solche Dinge wollen besprochen sein. Also: mein Herausgeber stellt das Automobil und den Chauffeur und zahlt alle Reisekosten. O, bitte ... nein, bitte ... selbstverständlich! Das wäre schön. Hingegen ... beachten Sie! ... hingegen fahren Sie ... also, gnädige Frau, erschrecken Sie nicht ... mein Herausgeber will selbstverständlich nicht so etwas Gewöhnliches wie etwa eine Italienfahrt, sondern etwas Außerordentliches, kurz: Sie sollen nach Konstantinopel ... und noch etwas: Sie schicken uns von dieser Reise durch den Balkan ab und zu, etwa jede Woche einmal, einen kleinen Reisebericht, so etwas

Duftiges und Lustiges, etwas Heiter-Überlegenes, kurz: einen echten Matthias Merenus."

Es gab keine Bedenken mehr in Matthias, er sah himmelhohe Berge und wildtösende Bergwässer und bis an die Zähne bewaffnete, turbangeschmückte Räuberbanden und fuhr auf einem fauchenden, sprühenden, rasselnden Teufelsding mitten zwischen ihnen durch, daß sie links und rechts in den Graben flogen. Und wenn er die Rockärmel schüttelte, so flatterten ungeheure Mengen beschriebener Papierblätter heraus und wehten hinter ihm her. Und das waren die Reiseberichte . . .

Und da sprang die Freude in Matthias hoch wie ein Geiser. Er erhob sich, goß den Rest seines Cherry-Cobler auf den Boden hin und sagte: „Dieses letzte Glas der heimatischen Scholle! Wir fahren noch heute abend!“

Zehntes Kapitel.

Gleich hinter Wien kamen sie nach Asien und fauchten auf blendenden Landstraßen über den madjarischen Globus. Die Staubgebirge standen noch lange hochgewirbelt hinter ihnen in der sommerlich stillen Luft.

In den Städten hatten sich Matthias und Asta Zeit gelassen, in Leipzig hatten sie an einem Nachmittag in Auerbachs Keller zwei Flaschen Wein getrunken, in Wien hatten sie im zweiten Kaffeehaus gegessen, wo sie einander zum erstenmal gesehen hatten, und Matthias hatte eine Menge kleiner Mädels mit den buntesten Ballons und den größten Lebkuchenherzen beglückt. Er hatte sogar einen Augenblick daran gedacht, beim Oberkellner eine Matthias Merenusche Lebzeltstiftung für Mädchen im Alter von zwölf Jahren zu errichten. Aber er hatte im Hinblick auf die moralische Bedenklichkeit der Oberkellner davon abgesehen.

Die Einrichtung der Oberkellner, der Hoteldirektoren, Portiers, Stubenmädchen und aller um die Fremdenbeherbergung Beflissenen war überhaupt ein Gegenstand seiner Empörung geworden. In dieser Kaste trieb eine unglaubliche Taktlosigkeit ihr Unwesen. Doktor Aufwärmer hatte dafür gesorgt, daß die Welt von der sensationellen Hochzeitsreise des wiedervermählten Ehe-

paares erfuhr. Alle Zeitungen verzeichneten die amüsante Geschichte, und alle illustrierten Blätter brachten noch einmal die Bilder der Wiedervereinigten. Der „Dichter der ‚Unerprobten‘ und die preisgekrönte Schönheit von Blanckenberghe“ wurden überall von ihrem Steckbrief erwartet. In jedem Hotel fand zunächst ein allgemeines Klopfen statt, aus allen Räumen, Stockwerken und Abteilungen schlängelte, wand sich, wuchtete das Personal heran und drückte sich unter allerlei Vorwänden um die berühmten Gäste. Das ganze Haus schien ein dämonisches Wesen mit hundert frechen, neugierigen Augen. In den Speisesälen machten die Oberkellner die übrigen Gäste auf die große Sehenswürdigkeit aufmerksam. Und wenn die beiden Reisenden irgendwo länger als vierundzwanzig Stunden blieben, so trugen am zweiten Tag sämtliche Stubenmädchen Astas Frisur. Die ganze Welt schien aus bewundernden Blicken und bedeutsam gestellten Worten zu bestehen, bäumte sich ihnen entgegen, kollerte und schlug Räder. Asta trug das Kropfgeblähe und Farbengespreite mit Gelassenheit und Unbefangenheit, in Matthias sammelte sich zutiefst ein kleiner Bodensatz tintenschwarzer Galle. Jede dieser augenverdrehenden Aufmerksamkeiten, jedes Flüstern und Wispern sickerte als glühheißer Tropfen hinzu.

Darum war er gottesfroh, als sie auf den ungarischen Globus kamen, denn nun glaubte er Europa entronnen zu sein, und das Rascheln der Zeitungen und illustrierten Journale verhallte am Horizont der Begebenheiten. Der barbarische Punkt Budapests, die letzte Klippe am Felsgestade westlicher Kultur, war

vorüber, nun lagen die Pustten vor ihrem Fahrzeug hingebreitet, die großen Einsamkeiten und Schwermütigkeiten der Ebenen mit hochgereckten, hageren Brunnenarmen, mit malerisch in die Landschaft gelümmelten Hirten, mit Schafherden, deren Rückenwellen im Abendrot wie ferne Hügelketten waren. Ringsherum nichts als lauter Umgebung unter einem ganz unwahrscheinlich hochgespannten Himmel, der von all den schmelzenden Geigentönen voll zu sein schien, die jemals aus den Zigeunergeigen der ungarischen Pustten zu ihm aufgestiegen sind. Und durch all diese langhin gedehnte faule Romantik pochte das Automobil seinen unbändigen Takt. Der Chauffeur ließ es mit der äußersten Geschwindigkeit rasen, und wenn es mit richtigen Tigersätzen vorwärtsprang, wandte er sich um, schob die Brille auf die Stirn und funkelte Asta aus schwarzen Augen an. Er war voll Heimatstolz und Übermut, denn er war selber ein Ungar, halbes Zigeunerblut, erfolgssicher und verwöhnt, denn er hatte zuletzt bei einer Baronin gedient, die feinetswegen ihrem Gatten hatte davonlaufen wollen. Istvan war jedoch kein Freund der großen Affären und zog das solide Verhältnis vor, und so war die Leidenschaft der Baronin an ihrer Enttäuschung sanft zerronnen. Jetzt aber war der Rausch der Heimat über Istvan gekommen, hatte ihn kühn und abenteuerlich gestimmt und trieb ihn zu wilden Wünschen.

Hinter Maria Theresiopel gab es einen längeren Aufenthalt. Befagter Istvan mußte schleunigst abgeschafft werden. Halb lachend, halb empört hatte Asta ihrem

Gatten mitteilen müssen, daß ihr der Chauffeur eine Liebeserklärung gemacht habe. Istvan flog mit so urgermanischer Schwungkraft aus der Bahn der Hochzeitsreise, daß ihm das Zigeunerblut vor Schrecken in den Adern gefror. Aber der Zwischenfall hatte sein Peinliches, denn Matthias mußte erst nach Berlin um einen andern Chauffeur telegraphieren, und inzwischen saß man mitten auf der Pusta in einem unwirtlichen Dorf. Bei so naher Betrachtung zeigte sich die ungarische Romantik merklich von Schmierigkeit umrandet. Es traf sich noch glücklich, daß man die Bekanntschaft eines Gutsbesizers machte, der Matthias Merenus und seiner Gattin seine Gastfreundschaft mit so viel Liebenswürdigkeit aufzwang, daß man sie annehmen mußte. Fünf Tage dauerte der Aufenthalt auf dem Schloß mit dem unaussprechlichen Namen. Matthias wollte ihn benutzen, um in einem kühlen Gartenzimmer das erste der versprochenen Feuilletons zu schreiben. Aber die Feder war wie ein Borsttwisch, das Papier klebte an seiner Hand, und der Sitz war mit hundert Nadeln gespickt. Denn durch das offene Fenster kam das Plaudern und Lachen einer Gesellschaft, die sich um Asta versammelte und von Tag zu Tag anwuchs. Es war, als trage der Wind den süßen Duft Astatas über die Pusta hin, und als würden alle Gutsbesizer in zwanzig Meilen Umkreis von ihm angezogen, wie die Bienen oder die Ameisen einen Korb reifen Obstes zu finden wissen. Und Matthias schmiß, wenn er das Gewirbel des Schwarmes hörte, seine Feder hin und ging hinab, saß finster, vorwurfsvoll und übellaulig

neben Asta und störte die madjarischen Galanterien im Reime.

Am Abend des fünften Tages sagte der gastfreie Hausherr: „Gnädige Frau sind allerliebste, entzückendste Frau, was mir jemals untergekommen ist, ober Herr Gemahl ist, verzeihen schon, ekelhafter Kerl!“

Es war die höchste Zeit, daß der neue Chauffeur eintraf. Ein langer, hagerer, blonder Mensch mit einer geraden, etwas hingestreckten Nase, die sich aus einem rötlich punktierten Wimmerlgesicht erhob. Er war vertrauenerweckend durch eine glückliche Zusammensetzung aus Gewissenhaftigkeit, Vorsicht und Langeweile und durch die Bedachtsamkeit, die seinen Handgriffen anhaftete. Er hatte etwas Lehrhaftes an sich, etwas Asketisches und Bußfertiges, wie ein Heuschrecken-Johannes mit Automobilbrillen.

Matthias und Asta bestiegen den Kraftwagen, Herr Thomas Quast aus Halberstadt bastelte feierlich an Hebeln und Kurbeln, dann winkte Asta mit einem spitzen gesäumten Taschentuch und ließ eine Menge unerfüllter Hoffnungen, einen ganzen Scherbenberg gebrochener Wünsche hinter sich.

Sie setzten ihre Reise im Tempo einer Sonntagspredigt fort. Herr Quast fuhr ungemein salbungsvoll durch die ungarische Ebene und über Belgrad ins Serbische hinein. Die wildfühnen Berge drängten sich an die sogenannte Straße heran, und die schmutzigen bunt geborenen krochen aus ihren Steinhäufen und hinter zerrissenen Fellen und Fegen hervor und wurden Bildsäulen des Erstaunens. Istvan, der Zi-

geuner, hatte die Pulse jauchzen und springen gemacht, Herr Quast aus Halberstadt rüttelte sie in eine sanfte Schläfrigkeit. Die Gefahr, in einem Straßengraben zu enden oder an einem Baumstamm zu zerschellen, lag meilenfern, Matthias fühlte sich in voller Sicherheit, denn der harenen Blondheit dieses Wiedermannes war auch keinerlei Empfänglichkeit für die Zündungen der Liebe zuzutrauen.

Sie wackelten durch immer trozigere Naturschauspiele des Balkans, durch Felsengen und Trümmerfelder, an fahlen Abtürzen dahin. Auf jedem Felsvorsprung saß eine alte Türkenballade und sang von abgeschnittenen Köpfen und von Geschundenen und von Gefährten. In jeder Felschlucht schliefen die Echos von Büchsen-schüssen, und um die Ruinen der alten Wachttürme schwebten Schauer von Heldenmut und von Verzweiflung. Dann kamen sie aus den Engpässen auf die freundlich ausgebreitete Ebene von Sofia. Minarette und Kirchtürme standen nachbarlich gespannt, das Zigeunerviertel bettelte sich an europäisch gekleidete Straßen heran.

Abends machten Matthias und Asta einen Spaziergang am Konak des Fürsten vorüber und sprachen von der orientalischen Frage und fühlten sich weltenfern von Europa.

Plötzlich sagte jemand hinter ihnen: O, Matthias, sei nicht soo!"

Matthias fuhr herum. Ein Mensch stand da, inmitten eines noch undurchdringlichen Schleiers von Bekanntheiten. Wer war er? Vergessene Tage, nebelhafte Vergangenheiten umwölkten ihn, ein scharfes

kleines Vogelgesicht schaute vor, und eine bekannte Phrase bot sich als Leitmotiv. Dieses „Sei nicht soo!“, das Matthias doch hundertmal gehört hatte.

„Na, du erkennst mich also nicht? Philipp Roth, genannt der ‚Sei-nicht-soo!‘!“

Ja, wahrhaftig, Philipp Roth . . . Schulbänke, ein Katheder, Professor Tiger, der Vielgeplagte, mit den Knallerbsen unter den Sesselfüßen, heimliches Zechen in Hinterstübchen, ein Schuldiener im Türrahmen, dann der Fechtboden, im wirbelnden Staub ein angstvolles Vogelgesicht hinter einem schwarzlackierten Drahtgeflecht, Außenquarten auf ein geducktes Haupt . . . und dann ein breiter, grauer Strom, immer mehr anschwellend, Fluten von lärmenden Tagen und Jahren, bis Philipp Roth weit drüben am Strand der Vergessenheit verschwunden war. Und da war das altbekannte „Sei nicht soo!“, der Refrain auf jede Außenquart.

„Ein Schulfreund, Asta! Ein alter Genosse von derselben Metbank! Ausgerechnet in Sofia, mittendrin in der orientalischen Frage. Meine Frau!“

Philipp Roth winkte ab: „Ich weiß . . . ich weiß! Ich weiß alles aus den Zeitungen.“

Gottes Donner! Da war man sogar in Sofia auf seinen Ruhm und seine kleine Sensation festgenagelt und konnte sich nicht einmal empören, denn es war eine gutmütige Freude und eine ehrliche Begeisterung, die da zum Reigen antraten.

„Ich bin stolz auf dich,“ sagte Philipp Roth, „ich habe von deinen großen Erfolgen gelesen . . . und ich gratuliere dir zu deiner Frau . . . die Schönheitsrichter

von Blankenberghe haben keinen Justizirrtum begangen."

Und dann war keine Rede mehr davon, daß Matthias und Asta sich losreißen durften. Philipp Roth führte sie in sein Heim, schleppte seine kleine nette Frau heran, zeigte seine beiden schwergewichtigen Babys, und dann fuhren sie alle miteinander in den Park, wo die elegante Welt von Sofia zusammentrifft. Und der Metbankgenosse erzählte seinen irregulären Lebenslauf und unterbrach sich nur dann, wenn er Matthias das Denkmal eines ermordeten Ministerpräsidenten zeigen wollte.

Jenseit der trennenden Tage hatte Philipp Roth die Juristerei aufgegeben und sich um einen menschenwürdigeren Beruf umgesehen. Allerlei Bohrversuche auf den Minenfeldern des Lebens waren gefolgt, und zuletzt hatte er hier in Sofia eine goldführende Ader getroffen. Seine juristischen Anfänge waren hinreichend gewesen, um ihn zum Sekretär der orientalischen Bahnen zu befähigen, und dann hatte er die Tochter eines reichen Mannes geheiratet. Der Schwiegerpapa war der Besitzer des „Roten Krebsen“, und wer in Sofia ein gutes Glas Münchner Bier trinken wollte oder nach einer Flasche Wein aus den ürstlichen Besitzungen bei Euxinograd Verlangen hatte, der setzte sich in die Glasveranda des „Roten Krebsen“.

Eine Weile später läuteten richtige Münchner Maßkrüge zum überraschenden Wiederfinden, und Weingläser mit goldgelbem Euxinograder klingelten dazu.

„Und nun gehen wir ins Variété!“ sagte Philipp

nach dem Abendessen, und als Matthias sich mit der Reiseumüdigkeit entschuldigen wollte, fügte er hinzu: „Der gnädigen Frau wird's Spaß machen ... und du, Matthias, sei nicht soo!“

Sie hatten wirklich ein Variété in Sofia, und es war bunter als sonstwo auf der Welt. Aus allerlei Flickern und Lappen, aus nichts als Abfällen aller Brettellbühnen Europas zusammengesetzt. Da war die aufgedunsene Sängerin ohne Stimme, der Zauberfünfler, der Uhren zerstampft und wieder ganz macht, der Akrobat auf dem Schwebereck, der musikalische Clown, lauter älteste Nummern, die man anderswo gar nicht mehr sehen und hören wollte. Aber vor einem unverwöhnten Publikum wurden sie noch einmal bedeutsam und bekamen Beifall. Noch einmal, ehe sie unterliefen, krächte die Sängerin sich selbst zur Ehr' und andern zu Dank. Noch einmal durfte Signor Bellini es wagen, in der Nähe Europas Kaninchen aus dem Zylinder hervorzuzaubern. In zwei Wochen würden sie weitergetrieben werden, weiter nach Osten, immer weiter, ohne Hoffnung auf Wiederkehr auf die Bühnen und in die Gunst der gefräßigen großen Städte.

Es war ein ganz unblasiertes Publikum, das da in einem blaugrau aufgetürmten Wolkengeschiebe saß. Baumlange Offiziere mit Bauerngesichtern quiekten vor Vergnügen und klatschten wie besessen, wenn Signor Bellini endlose Papierstreifen aus dem Munde zog. Nur unmittelbar vor der Bühne saß der englische Konsul, über drei Stühle gelümmelt, und las in einer

Zeitung, so groß wie ein Leintuch, ohne einen Blick auf die Bühne zu werfen. Die Toiletten der Damen zeigten schon den orientalischen Hang zu barbarischem Gepränge, es war eine höchst absonderliche Komposition von Kindlichkeit und Raffinement in diesen Weiblichkeiten. Selbst Philipp Roth's kleine Frau war nicht frei davon.

Da kam nun Frau Asta in ihrer schlichten Eleganz, in der vornehmen Unaufdringlichkeit der mondänen Frau, gelassen wie die Selbstverständlichkeit in eigener Person. Die Wirtin schob drei Herren von einem der besten Tische ab und räumte ihn für Herrn Philipp Roth und seine Gäste. Und um sie flüsterte es, und die Aufmerksamkeit wich von der Bühne.

Hinten, nahe der Wand, saß eine Gruppe junger Leute mit harmlosen Gesichtern und bunten Krawatten, eine kleine Gesellschaft von bulgarischen Kavaliern. Philipp Roth sandte einen Gruß hinüber, dann beugte er sich zu Matthias: „Du ... die dort drüben, die gerade begrüßt haben, das sind mazedonische Bandenführer. Wenn es hier zu Ende ist, gehen sie vielleicht in die Berge, über die Grenze und überfallen morgen ein türkisches Dorf.“ Matthias fand, sie sahen aus wie Gymnasten, die eine geheime Verbindung haben und hinter dem Rücken der Lehrer kneipen.

Da stand einer der jungen Leute auf und kam auf Philipp Roth's Tisch zu. Nach einigen Worten der Einleitung war die Vorstellung vorgenommen, und dann kamen auch die andern heran. Und es dauerte kaum zwanzig Minuten, da saßen auch drei Offiziere

zwischen den übrigen, Prachtmenschen, mit braunen Gesichtern und spielenden Muskeln unter den Leinwanddecken. Der englische Konsul hatte bereits geruht, einige Male von seiner Zeitung auf und nach Asta hinüberzusehen. Nun erhob er sich, kam mit feierlicher Langsamkeit herüber und ließ sich ohne Umstände zwischen einem der Offiziere und Asta nieder. Da war nun das offizielle und unoffizielle Bulgarien mit der europäischen Diplomatie, der deutschen Literatur und westlicher und östlicher Frauenanmut zu einer merkwürdigen Tischrunde vereinigt.

Es schwirrte französisch, deutsch und bulgarisch durcheinander.

„Sie sitzen mit zwei berühmten Leuten beisammen, Sir Clifford,“ sagte Philipp Roth und war so wichtig, als hätte er Matthias und Asta erfunden.

Matthias gab dem Schulfreund einen zornmütigen Kenner unter dem Tischtuch.

„Ou ... ich weiß ...“ sagte Sir Clifford, „ich habe schon gesehen Ihre Bild in die ‚London News‘.“

Und Asta war schon wieder der Mittelpunkt dieser Stunde, sie strahlte in ihrer lustigen Schönheit, fing alle süßbewegten Huldigungen auf und gab leichte Gnaden zurück, mit unfehlbarer Sicherheit. Es war wie ein Spiel mit goldenen Bällen. In Matthias aber saß verbissener Ingrim und würgendes Mißtrauen. Je länger er mit Asta beisammen war, desto verdächtiger wurde ihm ihre spielerische Sicherheit. Was anfangs nur wie ein leichter Hauch seine Seele überflogen hatte, wurde jetzt schweres Gewölk. Der

Vodensatz seiner Beobachtungen war aufgewirbelt und trübte seine Besonnenheit. Das war die Vergeltung für eine Stunde der Eitelkeiten auf der See, in einem Fischerboot, das behaglich auf der Seite lag und sich durch glasgrüne Wogen arbeitete. Er war damals nicht wahr gewesen, und die Lüge lag in ihm und flüsterte ihm zu, daß auch Asta gelogen habe. Er hatte eine Maske vorgenommen und Heimlichkeiten zurückbehalten, und nun zischte es in ihm: Hast du hinter ihre Maske gesehen, und kennst du die Heimlichkeiten ihrer letzten fünf Jahre?

Er war es müde, immer wieder die begehrlichen Männlichkeiten von allen Seiten heranschwärmen und sich um Asta versammeln zu sehen, als sei er selbst gar nicht vorhanden, als biete sich jedem die Hoffnung auf Beute.

Scharf und böse sah er über diese Angeregten und Aufgeregten hin, über diese Sprechenden und Lachenden, diese Werbenden und mit Blicken Kosenden, und er war entschlossen, ein Ende zu machen. Da plötzlich nagelte es ihn wie mit einem Lanzestich an seinen Stuhl. Drüben, in der Nähe der Eingangstür, sah er eine lange Nase in einem blassen, sehnächtigen Gesicht, wie einen schiefen Turm der Betrübniß in fahler Ebene. Zwei kleine Schweinsäuglein zwinkerten vor innerer Bewegung, eine schmale Hand legte sich zitternd um ein Bierglas.

Es quoll polypenhast um Matthias. Dieser Lebewohl war schon wieder da, er saß da und gloszte seinen Liebes Schmerz hinaus, als sollten seine Blicke an Astas

Gesicht festkleben. Matthias Merenus zog die Lanze mit einem Ruck heraus, stand auf und sagte: „Wir gehen, Asta!“ Und als Asta ihn mitten aus einem Lachen heraus sehr erstaunt ansah, faßte er sie am Arm und zog sie derb empor. „Wir gehen!“ wiederholte er.

Asta wurde sehr blaß, lächelte aber sogleich wieder und sagte: „Du hast recht, wir sind sehr müde! Auf Wiedersehen, morgen!“ Und ehe noch jemand Ursache, Verlauf und Ausgang des Vorfalles recht verstanden hatte, folgte sie ihrem Gatten, der sie mit dem Mantel erwartete. Keine Einrede erhob sich, nur Philipp Roth sagte, starr wie ein Besenstiel: „Sei nicht soo!“

Das Häufchen verliebten Elendes neben der Eingangstür erhob sich voller Demut und Hingabe. Asta stutzte, eine Zorneswelle kam über ihre Seele, aber ein gütiges Lächeln schwebte hinterdrein, und in mildem Verzeihen schritt sie an Hans Lebewohl vorüber.

Draußen trotteten Matthias und Asta schweigsam nebeneinander durch die bulgarische Finsternis der Nebenstraßen. Aber Asta hatte ein Bedürfnis nach zärtlichem Verstehen und suchte Brücken. „Was ist dir denn eingefallen, Matthias?“ sagte sie mit mäßigem Vorwurf. „Was soll denn das heißen, mir einen solchen Skandal zu machen?“

„Ich habe keine Lust mehr, eine lächerliche Figur zu sein,“ sagte Matthias, rauh wie ein Dorngestrüpp und ganz ungewöhnlich böse. „Ich darf so neben dir dahertappen ... und kein Mensch geniert sich, dir den Hof zu machen. Ganz unverschämt noch dazu ... als ob ich gar nicht da wäre ... Und du nimmst

daß alles entgegen, als ob es so sein müßte . . . auch du genierst dich nicht im mindesten, tust auch, als wäre ich nicht vorhanden."

"O Matthias," lachte Aſta, "der arme Doktor Lebewohl hat dich ganz aus dem Häuschen gebracht. Ich kann doch nichts dafür, daß er so rettungslos verliebt ist. Es ist ja wirklich zu dumm, daß er mir so auf den Fersen bleibt. Aber die Zeitungen verraten ihm doch unsern Weg."

"Na ja . . . der Doktor Lebewohl . . . und der englische Konsul und die Bulgaren und Räuberhäuptlinge und Oberkellner und Gutsbesitzer und Chauffeure . . . und ich bin der Idiot, ich muß mir das alles ansehen. Ich spiele eine unwürdige Rolle. Ich verbiete dir . . ."

Da schoß der Stolz in Aſta wie eine Feuerfäule hoch: "Und ich verbitte mir diesen Ton. Du sprichst von deiner Frau, Matthias, und nicht von deinen verlassenen Freundinnen. Ich bitte um reinliche Scheidung. Und dann mache ich dich darauf aufmerksam, daß wir ja als reife Menschen miteinander leben wollen. In Freiheit und Vertrauen! Ich erinnere dich an unsern Vertrag. Noch eine solche Szene . . . und ich . . . und ich . . ." Aſta stockte und erschrak über ihre Heftigkeit und endete mit einem Murmeln: ". . . und ich weiß nicht, was ich tue."

Ein Feuer war auf das Dorngestrüpp gefallen, eine mächtige Faust hatte die Igelstacheln geknickt. Matthias war ganz kleinlaut und kroch in sich zusammen. Er verbrachte eine schlechte Nacht.

Als sie zum Frühstück kamen, da fanden sie ein höchst absonderliches Arrangement vor. Mitten auf dem Tisch stand Aſtas Bild, offenbar aus einer illustrierten Zeitschrift herausgeschnitten, sauberlich aufgeklebt und mit Blumen umkränzt. Und ein pompöser Blumenstrauß stand davor, an dem hing ein Zettel mit der Aufschrift: "Der schönsten Frau!"

Der aufwartende Kellner grinste, aber er wußte in seinem bulgarischen Französisch nicht mehr zu sagen, als daß die Herrlichkeit von einem fremden Manne gebracht worden sei.

Aſta lachte verlegen. Matthias verdrehte die Augen, daß man das Weiße sah, und schlang das Frühstück zornwütig in sich hinein. Als sie fertig waren, sagte er: "Wir fahren!"

"Was?" verwunderte sich Aſta. "Wir wollen fort? Wir haben doch mit deinem Schulfreund einen Ausflug verabredet."

"Wir fahren sofort!" wiederholte Matthias, und jedes Wort knirschte wie die Säge in einem Anorren.

Eine Stunde später meldete Herr Duast aus Halberstadt, daß er zur Abfahrt bereit sei. Mit dem Automobil-Johannes war eine Veränderung vorgegangen. Er hatte sich aus dem Bedachtsamen und Lehrhaften ein wenig ins Fesche gewandelt. Sein blonder Asketenschopf war in der Mitte gescheitelt und mit bulgarischer Pomade festgeklebt, im Knopfloch des Staubmantels steckte eine Rose, und wenn er Frau Aſta ansah, so krochen ihm die Augen aus dem Kopf. Die Verbeugung, die er machte, als er vor seiner Herrin den

Wagenschlag öffnete, war so, als habe er in seinem Unterleib ein neues Scharnier entdeckt.

Philipp Roth, der gerade ankam, um seinen Freund abzuholen, erwischte nur noch einen Schatten von ihm und ein Stück grünen Reifeschleiers, der aus einer Staubwolke wehte.

Sie fuhren zuerst auf der Straße nach Philippopol weiter. Aber nach dem zwanzigsten Kilometer tippete Matthias Herrn Quast auf die Schulter und deutete auf einen Feldweg, der in einem Bogen zurück, Bitosch zu, und dann in die Berge hineinführte. Herr Quast wandte den Wagen.

„Wohin fahren wir?“ fragte Asta.

„Nach Mazedonien!“ antwortete Matthias.

Erstes Kapitel.

Nun wurde Matthias Merenus wieder fröhlich wie ein Cooperscher Indianer, der die Bleichgesichter auf eine falsche Fährte gebracht hat.

Jetzt lag Europa wirklich und endgültig und unzweifelhaft jenseit aller Berge. Man konnte das jeden Abend merken, wenn man ins Quartier kam. Hammelfleisch und Käse und Käse und Hammelfleisch folgten einander in zäher Zusammengehörigkeit, und man mußte froh sein, wenn der Reigen nicht überhaupt durch einen Han unterbrochen wurde, wo man auf dem absoluten Nullpunkt der Verpflegung stand. Die Betten bestanden aus Stroh und Decken und waren reichlich belebt. Ein einziges von ihnen hätte genügt, um alle Flohtheater des Westens für zwanzig Jahre mit Akteuren zu versehen. Aber daneben gab es noch eine ganze Menge undressierbarer Tiergattungen. Man saß auf kleinen Stühlchen mit Strohsitzen, trank schwarzen Kaffee, und die Dorfbewohner versammelten sich und gaben einander zu jeder Bewegung der Fremden wortreiche Erklärungen.

Die Berge wurden steiler, und manchmal sah man zwischen zerrissenen Wänden auf einen fernen Schneegipfel. Die Struma kam und verschwand in düsteren

Schluchten. Ab und zu fiel in den Bergen ein Schuß, und man brauchte sich nicht sehr anzustrengen, um dabei an Raub und Mord und Blutrache zu denken. Immer wilder wurde es, und Herr Quast begann bedenklich den Kopf zu schütteln, bis er eines Tags mit der Anfrage herausrückte, ob man nicht bald in eine Stadt kommen würde. Die mazedonische Lebensweise sagte seinem norddeutschen Gemüt nicht länger zu. Und außerdem ging der Benzinvorrat zu Ende.

Asta hatte der abenteuerliche Abschnitt ihrer Hochzeitsreise zuerst sehr viel Spaß gemacht, sie tauchte aus der mondänen Welt in die Ursprünglichkeit, warf alles von sich und sprühte in heiterer Laune. Allmählich aber begann sie nächtliche Zerstoßenheiten, Hammelfleisch, Käse, schlechte Straßen und Herrn Quasts tagtägliches Irrfahren als Plagen zu empfinden.

Nur Matthias freute sich inmitten der wilden Bergwelt auf den glühendheißen Straßen, auf den verkasteten Einöden, die alle Hitze zurückstrahlten, wie ein Schneekönig. Da fauste Doktor Hans Lebowohl irgendwo auf der geraden Strecke nach Konstantinopel. Mochte er suchen, mochte er das ganze Goldene Horn abklappern und seine schiefe Nase auf der Galatabrücke, über die alle Fremden kommen müssen, spazierenführen. Den war man los! Gott sei's getrommelt und gepiffen! Der war vom Lebenswege beseitigt. Dafür konnte man schon einige Unvollkommenheiten der Bergpflegung, des Fahrzeugs und Herrn Quasts hinnehmen.

Das Fahrzeug war der dritte Verbündete in der Verschwörung gegen das mazedonische Abenteuer. Noch

hafteten der Erfindung die Eierschalen des Werdens an. Es gab absolute Unerklärlichkeiten, psychologische Rätsel in dem Mechanismus. Plötzlich, auf einem Bergrücken oder auf schmalem Felsensteg neben einem Abgrund, hielt das Ding an, schnaufte noch einmal und zuckte dann nicht weiter. Herr Quast stieg dann ab, bastelte mit einem sehr ernststen Gesicht an Hebeln und Schrauben, als verstünde er etwas davon, und sprach die Hoffnung aus, man würde sogleich weiterfahren können. Aber das Ding stand und stand, eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden. Dann, als sei nun genug aufgetrumpft, um die menschliche Ohnmacht zu erweisen, begann es in seinem Inneren zu knistern, dann zitterte der Kasten ein wenig, es gab mehrere unvermutete Rucke, und endlich setzte es sich in Bewegung. Aber nach rückwärts — und es dauerte wieder eine kleine Weile Höllenangst, bis es Herr Quast zu geregelter Tätigkeit gebracht hatte.

Eines Abends kam man nach Demirkapu. Man war am Morgen von Kastanca ausgefahren, hatte über Stock und Stein hundert Kilometer gemacht und war jetzt dreißig Kilometer vom Ausgangspunkt entfernt. Eine Gansherde stob in wildem Wahnsinn auseinander. Die Hütten duckten sich vor dem knatternden Ungetüm, das ganze Dorf war ein einziges Maulaufreißen. Ein Hahn stand unweit des Dorfeinganges, der sah aus wie die orientalische Frage in höchster Bedrängnis. Dem Fremden standen nicht bloß Tür und Tor, sondern auch Dach und Wände offen. Der Wind konnte aus jeder Himmelsrichtung hineinblasen, wie es ihm nur einfiel.

Der Wirt kam heran und wartete angstvoll auf Matthias' Gruß. Allah mochte wissen, welche gefährliche Großmächtigkeit da eingekehrt war, die den leibhaftigen Teufel im Dienst hatte. Es war ein sehr verschüchtertes und ängstliches Dorf, denn vor zehn Tagen war ganz in der Nähe ein Fremder ermordet worden. Man wußte nicht, wer er war, und nicht, wer ihn umgebracht hatte, aber das war sicher, daß dieser Mord über kurz oder lang von irgendwem an dem ganzen Dorf gerächt werden würde. Das war so Balkanzeremoniell und mazedonische Weltordnung, der Name Allahs sei gepriesen! Darum war nach der Ansicht des Wirtes Vorsicht und Höflichkeit mehr als je am Platz.

Matthias wandte die Zeichensprache an, führte die gekrümmten Finger der rechten Hand mehrmals hastig zum Mund und klappte dazu mit den Kinnladen wie ein Nußknacker. Das heißt in allen Ländern: Essen!

Der Wirt nickte betrübt mit dem Kopfe. Das heißt auf dem Balkan: Nein! Dann aber brachte er doch eine Schüssel heran, in der lag ein gelblichweißer Klumpen in einer Tünke von Essig und Olivenöl. Oben auf saß ein Schwarm blauschillernder Fliegen, als sei er dazu abgerichtet, beim Servieren dabeizusein.

„Aha, Ziegenkäse!“ sagte Asta.

Sie saßen im Obergeschoß in einem kahlen Raume, scheuchten mit kleinen Wedeln aus Gansfedern die Fliegen weg und stocherten in dem Käse.

„Wie lange sollen wir denn noch in diesem gesegneten Lande bleiben?“ fragte Asta nach einer Weile.

Matthias bekam einen kleinen Erstickenfallsanfall, weil ihm eine Fliege noch im letzten Augenblick auf den Bissen Käse gekrochen war, den er eben in den Mund gesteckt hatte. Dann fragte: „Ist es denn nicht interessant?“

„O ja! Aber ich muß gestehen, ich habe die Spiralfahrerei satt! Ich habe den Eindruck, daß wir niemals mehr aus diesen Bergen herauskommen. Und dann fange ich an zu fürchten, daß uns das Automobil eines schönen Tags überhaupt den Gehorsam weigert ... womöglich irgendwo im hintersten Balkan ...“

„Aber, meine Liebe ... ein freies Leben führen wir ...“

Astas Laune war nicht aufzuheitern. „Weiß Gott, ich finde, fünf Tage genügen gerade. Wo sind wir denn eigentlich? Das weißt du selber nicht genau. In der Nähe von Monastir. Das erklärt ein Unbekanntes durch ein andres. Und mit einem solchen unzuverlässigen Behüfkel ... und einem solchen konfusem Chauffeur. Wenn wir wenigstens einen Führer kriegen könnten ... aber von diesen Kerlen setzt sich ja keiner in den Wagen. Mit einem Wort ... wenn es dir darum zu tun war, unsre Spur zu verwischen, so ist das gründlich geschehen ... und wir könnten jetzt wieder schauen, auf unsern Weg zu kommen.“

Matthias aber sah Asta streng an und sagte: „Ich weiß schon ... du vermißt hier die übertünchte Höflichkeit Europas. Hier versammeln sich keine Verehrer um dich.“

„Man braucht gewisse Kulturgüter, um in Stimmung zu bleiben. Du hast ja auch hier noch nicht ein einziges Feuilleton geschrieben.“

Matthias verspürte einen grimmigen Leberdruck. Der kam von lauter ungeschriebenen Feuilletons. Seit Budapest hatte er seinem Blatt noch keine Zeile geschickt, und es war wirklich höchste Zeit, etwas von sich hören zu lassen. „Gut,“ sagte er, indem er sich heldisch erhob, „ich werde dir beweisen, daß ich keine Kulturstimulantien brauche. Jetzt gehe ich mir Demirkapu ansehen, und nachher schreibe ich ein Feuilleton. Gehst du mit mir?“

Aber Asta hatte keine Lust, war müde und verdrießlich, und so ging Matthias allein. Er begann sogleich eifrig aufzupassen und klappte sein Gehirn wie ein Notizbuch auf, um alles genau einzutragen. Vor einer der Hütten, über deren Tür der Namenszug des Sultans schwarz auf weißer Tünche gemalt war, saß ein kleines Häuflein Menschen — Albanesen in hohen weißen Mützen, Bulgaren, Türken — um einen Mann, der einen Bogen Papier mit umständlichen Schriftzeichen bemalte. Der Mann trug einen Beamtenfes und eine Art Uniformrock von unaussprechlicher Schmierigkeit und schrieb, was ihm einer der Türken bedachtsam diktierte. Die andern hockten ernsthaft wie die Raben, hörten zu und erwarteten, bis an sie die Reihe kam. Das war die Kaiserlich Ottomanische Post.

Und Matthias erschien dieses Schauspiel als ein Wink des Himmels, eine Mahnung an die Pflicht.

Er ging aus dem Dorf hinaus und den Berg hinan, an den es angebaut war. Eine Höhle klappte, und aus dem Schatten blickten ihm ein paar Rippen entgegen. Überreste irgendeines Tieres, das da verendet

war. Dann stand er oben und sah über eine gewaltige Bergwelt. Unten in der Schlucht krümmte sich die Straße zwischen überhängenden Felswänden, die sie dem Blick entzogen. Ein Knattern und Fauchen kam von da herauf, die hastigen Herzschläge des Automobils, das Herr Quast noch zu irgendeiner Probefahrt gezwungen hatte. Gänse kreischten, der Schrei eines Steinadlers fiel aus Lüften, fern aus einer Mulde stieg eine schlanke, braune, abendgoldene Rauchsäule, auf einem scharfkantigen Bergrücken stand eine winzige Menschengestalt, über deren Schulter ein langes Gewehr aufragte, dünn wie ein Zahnstocher. Im Westen wälzte sich eine ungeordnete Wolkenwirtschaft, aber der ganze übrige Himmel machte ein fröhliches blaurotes Abendgesicht, wie ein Weintrinker.

Warum ist sie nicht mitgegangen! dachte Matthias. Ich hätte ihr vergönnt, das zu sehen. Aber man wird doch immer wieder enttäuscht. Sie ist eine verwöhnte Prinzessin und will ihr Publikum.

Voll von Schönheit und von starken Worten, die das ganze Gewicht und die Prägung dieser Stunde trugen, stieg Matthias hinab. Vor der Tür des Hauses stand das Automobil. Aber plötzlich drehte sich der ganze Balken um Matthias im Kreise: dieses Automobil war nicht braun wie das seine, sondern rot, und der Mann, der sich eben daneben eine Zigarette anzündete, war nicht der brave Herr Quast, sondern ein fremder Mensch, ein schwarzer Kerl mit einem verwegenen Gesicht.

Matthias machte einen Tigersprung: „Wem gehört das Automobil?“

Der schwarze Kerl sah ihn an, paffte einmal, grinste und zuckte die Achseln.

Gott allein mochte wissen, welche der siebenunddreißig Sprachen des Balkans dieser Mensch sprach. Aber da kam die Antwort die Stiege zum Obergeschoß hinab. Die Antwort war Doktor Hans Lebwohl, und es war eine Antwort zum Erbarmen. Er tappte längs der Mauer, und man sah ihm an, daß seine Kniebänder nicht mehr Spannkraft hatten als alte Zugstiefeletten, sein Gesicht hatte die Farbe des landesüblichen Ziegenkäses, und seine Nase hing schief in den Luftraum hinaus wie die leibhaftige Kummernis. Er hob den Kopf, als er an Matthias vorüberkam, sah ihn mit trübem Blick an, nickte und wankte seinem Automobil zu.

Matthias stand nur und schaute. Doktor Lebwohl bestieg den Wagen wie einen Richtblock und gab dem schwarzen Kerl einen Befehl. Dann raste Matthias die Stiegen hinauf, und sein Gemüt war ein einziges Automobilgeknatter.

„Der Mensch ist ja schon wieder da!“ schrie er.

Asta lächelte vergnügt, ihre schlechte Laune und Verdrießlichkeit war verweht. Europa war wieder hinter ihr drein. „Ja . . . Gott weiß, wie er uns gefunden hat.“

„Was will er denn eigentlich? Ich drehe ihm den Kragen um . . . Was untersteht er sich?“

„Er ist nicht bei Sinnen. Er liebt mich bis zum Wahnsinn.“

„Er hat dir also eine Liebeserklärung gemacht. Nicht wahr? Er wagt es, dir, meiner Frau, nachzufahren . . .

und ich bin der Niemand, auf mich wird keine Rücksicht genommen — was?“

„Ich sage dir ja, er weiß nicht, was er tut. Man muß nur Mitleid mit ihm haben. Aber ich habe ihm meine Meinung gesagt, so gründlich, daß ihm jetzt wohl keine Hoffnung bleibt.“

Matthias fraß alles in sich hinein, allen Zorn und alles Mißtrauen, und das quoll in seinem Inneren auf, wurde riesengroß und füllte ihn ganz aus. Er vergaß, daß er sich vorgenommen hatte, die Schönheit dieses Abends in starken, vollen Worten zu schildern, und ging in gehässigem Schweigen zu Bett.

In der Nacht wurde aus der westlichen Wolkenwirtschaft ein wildes Wetter. Und Matthias lag schlaflos im Donnern und Blitzen, als habe er das Wetter aus seiner Seele herausgesendet, und fand es ganz in Ordnung, daß der Regen einen Weg durch das Dach gefunden hatte und neben seinem Lager niederplantschte.

Der Morgen war naß, mürrisch und unheilswanger, draußen und in Matthias' Gemüt. Irgend etwas brütete in ihm. Nur fort! dachte er. Nur fort!

Als sie eben das Automobil besteigen wollten, kam ein Mensch die Dorfstraße entlang gelaufen, mit langen Sprüngen über die Wasserlachen und einem furiosen Armgefuchtel. Dazu brüllte er irgend etwas mit einer heiseren Stimme. Köpfe fuhren aus den Öffnungen der Hütten und verschwanden sogleich wieder, als sei der Brüllende der Bote einer Gefahr.

Der Wirt, der neben seinen Gästen stand, antwortete

heftig, aufgeregt und ebenso heiser. Er begann auch mit den Armen zu fuchteln, drehte sie in den Gelenken wie Propellerflügel, deutete auf Matthias, auf Asta, auf sein Haus, in die Ferne. Und als der furiose Hampelmann herangekommen war, gab es eine dramatisch bewegte Zwiesprache, aus der Matthias nur das eine klar wurde, daß etwas geschehen sei. Ein banges Gefühl wuchs aus den Unheilsahnungen dieses Morgens. Dann wandte sich der Wirt ihm zu; auf der Sonnenbräune und dem Schmutz seines Gesichtes stand das Entsetzen eingekerbt, die Augen waren vorgewälzt, der struppige Hängebart zitterte über den Lippen.

Matthias erriet, daß sie ihm folgen sollten. Sie liefen die Dorfstraße hinauf. Kein Mensch war zu sehen, als sei das große Sterben über Demirkapu gekommen. Am andern Ende des Dorfes war der zweite Han. Das rote Automobil stand vor dem Tor, und Hans Lebwohls Chauffeur lehnte an der Wand und sah aus, als friere er.

„Was gibt's denn eigentlich?“ schrie Matthias.

„Herr ...“ antwortete der Mann in einem mühsamen Französisch, „mein Herr ... er ist tot!“

Das war die grausame Wahrheit. Doktor Hans Lebwohl lag im Gastzimmer auf seinem Strohsack und war mausetot. Er sah ganz zusammengeschrumpft aus, wie ein Gasballon, dem die Luft entwichen ist, die Hände waren gelb und leicht gekrümmt, die Nase ragte über einen offenen schwarzen Mund. Eine schauerliche Müdigkeit war über die Leiche gebreitet.

Auf dem dreibeinigen Stuhl neben dem Bett stand ein Glas mit dem Rest einer Flüssigkeit, aus der sich ein weißlicher Bodensatz abgesondert hatte. Und ein Brief war da: „Geliebte Frau Asta! Ich bin ohne Hoffnung, ich gehe. Seien Sie recht glücklich.“ Ein schlichter Abschied, ein herzliches Verzeihen.

Matthias stand da, schwer atmend, zwischen Ergriffenheit und Zorn. Dann sah er Asta an. Sie hielt den Brief des Toten in der Hand und schluckte leise.

Da entschied es sich in ihm mit einem heftigen Ruck zum Zorn: „Das ist ein ganz niederträchtiger Streich. Das setzt allem die Krone auf ... er fährt uns nach, um sich in deiner Nähe umzubringen ... damit wir noch zum Schluß recht viel Ungelegenheiten haben. Ein Gentleman!“

Sie hörte auf zu schlucken und sah Matthias peinlich verwundert an. Dann sagte sie langsam und begütigend: „Er ist tot, Matthias!“

Matthias aber war taub und blind, wie ein Hochwasser brach seine eifervolle Wut die Dämme des Gerechtigkeitsgefühls, der Wismut warf einen fahlen Schein über Astas geliebtes Wesen. Er mußte etwas haben, was er zerhämmern konnte. Er glaubte die Gewißheit zu haben, durch Astas Vergangenheit betrogen zu sein. „Er ist tot ... ja!“ schrie er. „Aber er wäre es nicht, wenn er nicht Ansprüche auf dich gehabt hätte. Weiß ich, was zwischen euch vorgegangen ist? Ich bin der gläubige Narr ... ich! Weiß ich, was ich von deiner Gefallsucht noch zu erwarten habe? Wer der nächste sein wird?“

Da hob sich Frau Asta hoch empor, und Matthias fühlte sich von ihr weggeschoben, von einer unwiderstehlichen Kraft ergriffen. Ein blankes Eisfeld lag zwischen ihm und ihr, eine feindliche Kälte wehte herüber, daß sein heißester Zorn erstarb. „Es ist meiner unwürdig,“ sagte Frau Asta, „dir angesichts dieses Toten eine Antwort zu geben. Du hast dich mir enthüllt, mein Lieber, du bist sehr armselig und ohne Vertrauen . . .“

Sie ging hinaus. Matthias aber wollte nicht gleich hinter Asta dreinlaufen und gab sich den Anschein, als müsse er Europa an diesem Totenbett vertreten. Es dauerte eine Weile, bis er die Koffer untersucht und sich mit dem Chauffeur verständigt hatte, daß die Leiche nun am besten nach Monastir zu bringen und daß von dort an den Vater Hans Lebwohls zu depeschieren sei.

Dann wanderte er die Dorfstraße entlang zu seinem Han und fühlte sich so unbehaglich in seiner Haut, als seien alle Igelstacheln seines Zornes mit einem Male nach innen gewachsen. Der Platz, auf dem sein Automobil gehalten hatte, war leer. Es war keine Sinnestäuschung der Aufregung. Er sah die Eindrücke der nagelgespickten Gummireifen, er sah auf der zerweichten Straße eine Spur, vom Han fort, beim Dorf hinaus, in die Welt hinein . . . Gottes Donner! Und da hing ein Zettel, mit einer Haarnadel an die Lehmwand geheftet, wie ein Brief der heiligen Behme.

„Ich dachte, wir wollten einander angehören in Freiheit und Vertrauen. Du hast unsern Vertrag gebrochen. Du hättest nicht vergessen dürfen, daß ich

kein dummer Backfisch bin, sondern ein reifer Mensch! Ich habe dich geliebt und möchte mich nicht gern allzusehr enttäuschen lassen. Lebe wohl!“

Matthias tat einen Sprung, riß das Papier herunter und zerknüllte es in der Faust. Und dieser Herr Duast, das zweibeinige Pflichtbewußtsein, hatte Asta zur Flucht verholfen! Auf einmal brannten sich alle merkwürdigen Kleinigkeiten heiß in Matthias' Kopf: der gesalbte Scheitel, die Blumen im Knopfloch, alle Widerstände und Einwendungen gegen die Weiterreise, die so ganz nach Aastas Wunsch waren! O! dieser Automobil-Johannes war bestochen, er war wie alle andern Aastas gefälliger Diener.

Aber noch war ein zweites Automobil und ein anderer Chauffeur, die jetzt keinen Herrn mehr hatten. Heute noch mußte Asta wieder eingefangen sein. Und Matthias rannte wieder die Dorfstraße hinauf und vergaß alle europäische Kulturwürde in einem ungestümen Verlangen nach Rache.

Inzwischen aber waren die Dorfältesten zu einer Beratung zusammengetreten. Sie hockten in der Scheune des Milan Christić im Kreise auf der Erde und waren betrübt. Denn, o — was war geschehen? Jemand war im Dorf gestorben und zwar nicht etwa an Cholera oder an Typhus, wie sich's gehört, sondern an Gift, das war kein Zweifel. Und dieser Jemand war ein Fremder, ein Europäer, und das war eine verdamnte Bescherung. Denn daß er sich selbst vergiftet hatte, das konnte man glauben oder auch nicht. Das hing ganz von der Regierung ab. Der Teufel hatte da

wieder einmal hineingespuckt. Es war eine schlimme Sache. Noch war der erste Mord ungeführt, und da lag schon wieder so ein unheilvoller Leichnam. Niemand konnte wissen, was daraus entstehen würde. Zum mindesten konnte die Regierung diese Geschichte zum Anlaß nehmen, dem Dorf als Sühne eine neue Abgabe aufzuerlegen. Sie würde sagen: Bei euch liegen die Toten nur so herum . . . das kostet euer Geld, Gott sei mit euch.

Es war wirklich aller Grund vorhanden, seine Zigaretten in tiefer Betrübniß zu rauchen.

Aber es erwies sich wieder, daß Milan Christić ein gescheiter Mann war, auf den das Dorf stolz sein durfte. Wo andre eine Mauer sahen, fand er immer noch eine Tür. „Brüder,“ sagte er, als die andern die Nägel bis auf die Wurzel abgekauft hatten, „Brüder, ich weiß, wie wir diese verdammte Geschichte von uns abwenden. Hat den Fremden etwa einer der Unsern getötet? Nein, das wissen wir ganz genau. Aber die Regierung wird sagen: Ja, meine Lieben, aber tot ist tot, und ihr habt die Unannehmlichkeiten! Es ist also nur so, daß sich der Fremde selbst umgebracht hat, oder so, daß er von dem andern Fremden umgebracht worden ist. Nun, bei Gott, den gestorbenen Leichnam kann man nicht etwa befragen, ob er sich selbst das Gift eingegossen hat. Aber da ist ja noch der andre, zu unserm Glück. Denn warum? Was ist geschehen, Brüder? Gestern, wie der andre Fremde fortgegangen war, ist der jetzt Verstorbene gekommen und mit der Frau beisammen gewesen! Gut — merkt

euch das, Brüder! Und heute, hat es nicht an der Leiche einen heftigen Zank gegeben? Warum, frage ich euch? Sollen wir darauf eine Antwort geben? Nein . . . aber ihr versteht, was ich meine. Darum sage ich, wir packen den Fremden und schicken ihn der Regierung. Sie soll mit ihm machen, was sie will. Aber sie soll nicht sagen können, bei uns im Dorfe stirbt ein Fremder und wir tun nichts.“

Es war klar, daß dieser Milan Christić ein Liebling Gottes war, und die Männer standen auf, und jeder umarmte ihn, und dann gingen sie miteinander fort, um den Fremden zu packen.

Matthias Merenus hatte dem Chauffeur des Toten gerade nach unendlichen Mühen begreiflich gemacht, was er von ihm wolle, und der hatte sich eben bereit erklärt, Asta in Lebwohls Automobil nachzusetzen, als die Männer aus Christić Scheune hervorkamen und sich um Matthias aufstellten. Milan Christić aber trat vor, bat ihn um Gottes willen um Verzeihung und sagte ihm, er müsse jetzt nach Monastir. Matthias hatte natürlich keine Ahnung, was die Männer von ihm wollten, und versuchte ein freundschaftliches Grinsen auf sein Gesicht zu zaubern. Dann reichte er Christić die Hand und wollte in das Automobil steigen, denn es war schon so viel Zeit verloren, daß jede Viertelstunde wichtig war. Aber da schüttelte Christić den Kopf und legte Matthias die Hand auf die Schulter. Matthias merkte nun, daß man etwas andres von ihm wollte, als ihm einen ehrenden Abschied bereiten. Und da wurde er sehr ungeduldig, sagte, sie könnten ihn

alle miteinander gern haben, und wollte in den Wagen springen. Es ging aber nicht, denn Milan Cristić hatte ihn hinten beim Hosensboden und beim Rockfalten gefaßt, und zwei andre Banditen hielten seine Arme. Er tobte gegen die Kerle an, und sie schrien auf ihn ein, und der Chauffeur schrie, und jeder in einer andern Sprache, und es war wie zu Zeiten der babylonischen Sprachenverwirrung.

Möglich kam Matthias die furchtbare Vermutung, daß die braven Bergbewohner ihn im Namen der balkanischen Justiz festhalten wollten. Er gab sich einen heftigen Ruck, kriegte eine Hand frei und fuhr mit ihr in die Brusttasche. Dadrinnen war der Abschiedsbrief Hans Lebwohls, in dem schwarz auf weiß stand, daß er sich selbst getötet habe. Den riß er jetzt heraus, schwenkte ihn in der Luft und gab ihn dann dem Anführer der Bande. Milan Cristić drehte den Brief herum, besah ihn vorn und besah ihn hinten, dann gab er ihn seinem Nachbarn, der drehte und besah ihn ebenso, und so wanderte der Brief von einem zum andern, bis er wieder an Matthias zurückkam. Da stimmte dieser ein Höllengelächter an, über sich selbst, über seine Borniertheit und über die ganze trottelhafte Balkanwelt.

Ein Ochsenwagen kam aus Milan Cristićs Hof. Matthias fühlte sich kraftvoll hinaufgehoben, zwei Kerle mit endlosen Gewehren setzten sich neben ihn auf das Strohbandel und ließen ihn nicht aus den Augen. Es half ihm nichts, er wurde auf dem knarrenden Ochsenwagen nach Monastir gerüttelt, während

die Leiche des Hans Lebwohl auf dem Automobil im langsamen Trauertempo hinterdreinfuhr. Denn die Bauern hatten nun einmal mehr Vertrauen zum Ochsenwagen als zum Automobil, und eine Leiche braucht man nicht zu bewachen. —

Zwei Tage lang saß Matthias bei der Gendarmerie in Monastir. Er wurde in höflichem Gewahrsam gehalten und von Flöhen halb aufgefressen. Da sich kein Mensch in der Geschichte auskannte, wartete man auf den österreichischen Konsularagenten, der gerade auf einem Jagdausflug war. Am dritten Tage war Matthias schon so weit herunter, daß er seinen Namen zu den vielen andern auf die Wand seines Gefängnisses kriegelte, aber da kam der Konsularagent heim und befreite ihn.

Als Matthias nach Berlin zurückkehrte, fand er bereits einen Brief von Asters Anwalt vor, in dem er dringlich gebeten wurde, in eine einverständliche Scheidung zu willigen. Und Matthias setzte sich, trozig und bis in die Knochen beleidigt, hin und schrieb, er habe nichts dagegen einzuwenden.

Zwölftes Kapitel.

Über der Glaswand im zweiten Stock war eine lange, schmale, schwarze Tafel angebracht, auf der stand in strengen, sicheren Goldbuchstaben: Frauenbund „Zukunft“, Weistrich und darunter etwas kleiner: Vegetarisches Speisehaus „Freya“, Punkt. Und wer den inneren Sinn dieser Tafel recht zu deuten mußte, dem war es klar, daß nach dem Frauenbund „Zukunft“ nur noch das vegetarische Speisehaus „Freya“ kam, dann aber schon nichts mehr auf der Welt. So groß war dieser Punkt, und so bedeutsam saß er an seiner Stelle.

Die kleine blonde Frau Anna Gabrieli stand, noch ein wenig atemlos vom Stiegensteigen, vor der Glaswand, las die Tafel, prägte sich ihre Bedeutung ein und klingelte dann. Die Glocke hinter der Glaswand hatte eine so laute Stimme, daß die blonde Frau zusammenfuhr. Es war, als rufe diese Glocke so schrill und schnell, um Unentschlossenen den Rückzug unmöglich zu machen. Sie war keine von den zögernden leisen Melderinnen, die noch im letzten Augenblick ein Wegschleichen von der Tür gestatten. Wer da einmal geläutet hatte, mußte bleiben, bis geöffnet war.

„Kann ich Frau Vera Norden sprechen?“ fragte die

blonde Frau das Mädchen mit dem Gesicht, das aus-
sah wie ein Trumf-Ns.

„Bitte,“ sagte das Mädchen und nahm eine kleine
geschmeidige Karte entgegen, „die Damen sind im
Klubzimmer.“

Hinter einer Tür war ein Stimmenwirbeln, und
im Vorzimmer roch es nach Zigaretten und Stiefel-
wichse. Frau Anna blickte rasch in den Spiegel und
fand, daß sie sehr bescheiden und liebenswürdig aus-
sah. Dann klappte die Tür, eine blaue Wolke quoll
heraus, das Mädchen sagte: „Bitte!“, und Frau Anna
betrat das Klubzimmer des Frauenbundes „Zukunft“. Aus
einem der Schaukelstühle schwang sich eine schlanke
Dame in dunklem Seidenkleid und stand sehr ernsthaft
und vornehm vor der blonden Frau.

„Die Damen waren so liebenswürdig, sich für das
Bild meines Mannes zu interessieren,“ begann Frau
Anna, „das Sekretariat hat uns verständigt...“

„Warum kommt er nicht selbst?“ brummte jemand
aus einem Klubfessel in der Ofenecke unter einem
Bildnis Bebel's. Die Sprecherin füllte den Sessel
vollgewichtig aus, sie hatte etwas Mammuthaftes
an sich, etwas Vorsintflutliches, man hatte den Ein-
druck, wenn sie sich aus ihrer lässigen Dahingefunken-
heit erhebe, müsse sie zermalmend durch das Leben
stapfen.

„Verzeihen Sie,“ lächelte Frau Anna porzellanhaft
zierlich, „mein Mann versteht nichts von Geschäften.
Er überläßt sie mir und lebt nur seiner Kunst.“

„Sehr sympathisch... so ein freimütiges Geständnis,“

sagte eine elegante junge Dame, die aus einer rötlich-
blonden hochgestellten Frisur und einem Spitzenkleid
bestand. Sie legte den Arm auf ein kleines Rauch-
tischchen aus Mahagoni und ließ die Zigarette zwischen
den Zähnen wippen.

Richard Gabriels Bild hieß „Das Erwachen“. Unter
einem schwerbewölkten Himmel auf unfruchtbarer harter
Erde regte sich ein nacktes Weib in leisem Vermundern
über einen tausendjährigen Schlaf. Es stützte sich
halbauferichtet auf den linken Arm, und die rechte
Hand war noch halb traumbefangen gegen die Stirn
gehoben. Noch schlangen sich die Fesseln alter Ge-
fangenschaft um ihre Glieder, aber schon das Erwachen
allein schien den Bann gebrochen zu haben, und unter
den Fingern der stützenden Hand begann es aus dem
kahlen harten Boden zu sprießen. Wiesenblumen küßten
das ewig junge Fleisch. Dem Weibe gegenüber aber
kauerte der Mann, düster, haßerfüllt und staunend,
mit hageren Knien und einer brutalen Stirn unter
wirrem Haargestrüpp. Zu seinen Füßen lag die Peitsche.
Es war ein progammatisches Bild, eine gutgemalte
Allgemeinverständlichkeit. Und die Idee dazu war Frau
Annas eigenstes Eigentum.

„Wir wollen das Bild Ihres Mannes kaufen,“ sagte
die dunkle Dame, die vor der Malersfrau stand, „bitte,
nehmen Sie Platz!“

Nun fiel das Seitenlicht der Fenster auf Frau Vera
Nordens Gesicht. Seine ernste Schönheit leuchtete vor
der dunklen Rauchtapete. Eine gedankenvolle Stirn,
ein herbgeschlossener Mund, ein tiefbeschatteter Blick,

und dabei trotz allem ein leichtes Schmunzeln unter der noch faltlosen Haut. Und das alles so bekannt... so bekannt...

„Es liegt uns daran, dieses Bild zu erwerben,“ fuhr Frau Norden fort, „es drückt die Seele unserer Bewegung aus. Es sagt, was wir wollen. Sie sehen, wir haben schon eine Wand dafür freigemacht. Wenn Sie also einen annehmbaren Preis machen...“

Möglich lag ein ungeheures steinernes Rund vor Frau Anna, ein Krater mit Sitzreihen, die Ruine römischer Grausamkeiten, Mondschein auf den obersten Stufen, tief unten rotes Fackellicht. Und Frau Anna mit einer andern Fremden ganz oben, vorn und hinten bläulich, und ein sehr wohlzogener Herr mit weltmännischen Manieren, dem das Mondlicht in einen blendendweißen Hemdkragen rann. Dann ein Vormittag in Frascati — eine rasch angeflogene herzliche Sympathie, eine Freundschaft in der Fremde.

„Nun...“ ermunterte Frau Vera lachend.

„Ja, mein Gott, Frau Baronin, jetzt erkenne ich Sie erst... O, aber so was! Ich hatte ja keine Ahnung, daß die berühmte Vera Norden mit der Frau Baronin identisch ist.“

Das Mammut im Klubfessel räusperte sich. Es klang, als gehe jemand mit Nagelschuhen über groben Kies. Fräulein Alice von Puttvis lächelte, Frau Wanda Westl verzog das Gesicht, und nur Frißi Pernick blieb ernsthaft, wie es sich für ihre Überlegenheit und Einsicht in alle Menschlichkeiten schickte.

„Ja, das war vor vier Jahren in Rom. Man

bleibt nicht immer auf demselben Punkt, man entwickelt sich. Nun habe ich einen Kriegsnamen.“

„Ein Hurra für Vera Norden!“ brummte das Mammut.

„Der Abend im Kolosseum und die Terrasse von Frascati werden mir unvergeßlich bleiben,“ sagte Vera Norden mit einem kurzen Dank nach dem ausgefüllten Klubfessel hin.

„Mein Mann hat so sehr bedauert, Sie nicht kennen gelernt zu haben. Als er aus der Campagna zurückkam, waren Sie fort. Wir haben Sie vergebens in Ihrem Hotel aufgesucht. Er hatte so furchtbare Lust, Sie zu porträtieren. Er war schon von meiner Schilderung ganz entbrannt...“

„Ja, der Baron hatte kein Sitzfleisch. Seine Entschlüsse kamen über Nacht. Er war ein Musterbeispiel für die Launenhaftigkeit des Mannes.“

„Bravo!“ sagte Frau Wanda Westl und merkte sich das neue Schlagwort.

Eine Menge Fragen wimmelten hinter Frau Annas Porzellanstirn unter der blonden Haarüppigkeit: Wo war der Herr Baron Maxenegg hingekommen? Warum sprach seine Frau von ihm in einem so merkwürdig verstaubten Tone, wie von einer vollkommen abgetanen Sache? Warum grinste und grimassierte die starkgeistige Weiblichkeit im Umkreise dazu? Wieso, zum Teufel, war diese Frau zu einer Führerin der Frauenbewegung geworden, zu einem dunkelgekleideten Hauptweib männermordender Kohorten — sie, der blauweiße Schmetterling von Frascati?

„Wollen wir nicht zuerst das Geschäft abtun?“ meinte Frau Vera Norden.

„O, bitte!“ Da waren alle andern Gedanken so gleich ausgelöscht, und Anna Gabrieli war nichts andres als der tapfere Kamerad ihres Gatten, seine Helferin, seine Verbündete, die zähe Vertreterin seiner Rechte. O, wenn die da gewußt hätten, daß ihn Frau Anna überredet hatte, das „Erwachen“ zu malen, indem sie darauf hingewiesen hatte, es sei ein todsicherer Tip, die neuen Weiber würden gewiß anbeißen, und er könne dann wieder drei Monate malen, was ihm beliebe.

Dreitausend Mark sei etwas zuviel für die beschränkten Mittel des Vereins, meinte Frau Vera Norden, eigentlich müsse man doch sein Geld sozialpolitischen Zwecken der neuen Bewegung zuwenden, und die Kunst könne man nur in zweiter Linie berücksichtigen. Die Malergattin machte ein Gesicht wie eine betrubte Puppe: sie könne nicht heruntergehen, zwei Jahre hätte Richard an diesem Bild gemalt, und es sei die Summe seiner Weltanschauung...

Frau Anna war mit diesem tapferen Plaidoyer noch nicht fertig, da flog die Tür mit einem Krach auf. Die Rauchwolken wirbelten, ein junges Mädchen stand auf der Schwelle, wie ein Kriegerbruf. Sie trug ein Köpfchen von wehmütiger Häßlichkeit auf schiefen Schultern, sie hatte lange Arme mit roten, von dunklem Flaum besetzten Handgelenken, die Merkmale der Stiefkinder des Lebens und der Liebe waren ihr aufgeprägt. Aber jetzt war sie ganz aufgepeitschte Schwermut, ein

Flodern der Begeisterung, ihre entzündeten Wangen und ihre schönen, klugen Augen sprachen von aufgewühlten Energien in der kümmerlichen Hülle. „Er kommt,“ sagte sie atemlos, „ich war eben auf dem Bureau. Er hat dem sozialpolitischen Verein angezeigt, daß er die Einladung annimmt und auf dem Kongreß sprechen wird.“

Es gab einen kleinen Tumult. Fräulein Adele Messerschmidt, das Mammut im Korbsessel, schlug mit den breiten Pfoten auf die Armlehnen des Klubsessels und schrie „hurra!“, Frau Wanda Westl sagte: „Mein Mann muß mit, der muß dabei sein, wenn du ihn skalpierst, Vera!“, und Fräulein Alice von Puttvis lehnte sich zurück und war ein angeregtes Lächeln zwischen rotblonder Frisur und weißem Spitzenkleid. „Sehr interessant!“ äußerte sie in eine blaue Rauchwolke hinein.

Frau Vera Norden hatte die Augen niedergeschlagen und sann eine kleine Weile nach. Das junge Mädchen sah die Führerin mit höchster Spannung an. Da warf Vera den Kopf zurück. Ihre Sicherheit schien ein wenig umwölkt und zaghaft. „Nein,“ sagte sie, „das könnt ihr nicht von mir verlangen... daß ich meinem Mann auf der Rednertribüne entgegentreten soll.“

Ein Donnergrollen der Enttäuschung kam vom Klubsessel unter Babels Bildnis. Das junge Mädchen war erblaßt. Alice von Puttvis pfiß durch die Zähne.

„Nein...“ fuhr Frau Vera fort, „ich habe ihn sieben Jahre nicht gesehen. Fast vier Jahre lang

kämpfen wir gegeneinander. Soll er übermorgen vor zweitausend Menschen erfahren, daß Vera Norden seine Frau ist? Man hat doch auch seine Erinnerungen. Ihr müßt euch um eine andre Rednerin umsehen. Adele soll sprechen."

Adele Messerschmidt erhob sich turmhast von ihrem Sitz, daß der Klubfessel nur als ein schwaches Ähzen zurückblieb. Sie wuchtete vor Vera hin, und man sah, daß sie die Führerin um einen schwarzlockigen Tituskopf überragte. „Nein, meine Liebe," sagte sie, „du bist als Rednerin angemeldet, du darfst nicht zurücktreten. Ich habe nur die Kraft ehrlicher Überzeugung, aber du hast die Gabe, auch andre zu überzeugen, die Kraft des Wortes. Und dann, wenn ich auftrete . . . wie sieht denn das aus? Ich kenne mich doch. Wenn sie mich sehen, schreit das blöde Volk: Aha ja, das sind die neuen Weiber . . . ganz wie in den Witzblättern! Aber du . . . elegant, schön, vornehm, das ist etwas andres. Da sagen sie: Die hätte es nicht nötig und tut es doch, hm, da muß was dran sein!"

Und da geschah es, daß eine blonde zierliche Frau, die von dem allen nichts verstand, durch eine plumpe Hülle hindurchsah auf ein ehrliches, braves, makellofes Herz.

Fritzi Pernitz aber, die bisher geschwiegen hatte, sagte sanft und einsichtsvoll: „Wir müssen sehen, daß wir uns anders helfen. Das sind Gefühlsachen, die sich nicht so von Vereins wegen entscheiden lassen." Sie hatte auch für den Fall von Veras Weigerung

schon eine ausgearbeitete Rede in ihrer Schreibtschlade.

„Übrigens," donnerte Adele Messerschmidt, „wer weiß denn, daß er dein Mann ist? Wir, deine nächsten Freundinnen, und er — der es im Augenblick deines Auftretens sehen wird. Aber er wird sich fassen . . . Unverschämtheit ist eins der vorzüglichsten Merkmale der Männer."

„Bravo!" sagte Wanda Westl und legte die neue Sentenz zu den übrigen.

Frau Vera Norden, die berühmte Kämpferin für die Freiheit der Frau, aber sah alten Dingen in das schmerzlich-süße Antlitz. Da fühlte sie ihr Handgelenk umfaßt, und zwei Augen brannten in den ihren. Ein Krampf strömte in sie über, sie fühlte, ein leidender Mensch war daran, sein Aufrechtes zu verlieren, ein hohes Bild stürzen zu sehen. Das kümmerliche Mädel preßte ihre Hände: „Du mußt sprechen . . . niemand spricht so wie du. Und wenn du nicht sprichst, so ist es . . . eine . . . Feigheit!"

Fräulein Alice von Puttvis lächelte boshaft und verzog: „Ja . . . es scheint so. Sie getrauen sich nicht, mit Ihrem versloffenen Gatten anzubinden."

Da warf Frau Vera Norden alle Bedenken ab wie einen nassen Mantel. Eine ganz geringe Beimengung von Bitterkeit und Überlegenheit war in dem Ton ihres Entschlusses: „Meinetwegen . . . ich will mir nicht solche Dinge nachsagen lassen. Ich werde also übermorgen sprechen."

„Hurra! Hurra für Vera Norden!" schrie Adele

Messerschmidt und umarmte ihre Freundin mit Inbrunst.

„Es ist gut,“ sagte Vera, „sprechen wir nicht mehr davon! Wollen Sie sich nicht auf mein Zimmer bemühen, Frau Gabrieli, wir können dort unser Geschäft in Ruhe beenden!“

Vera Norden wohnte mit einigen andern Damen bei Adele Messerschmidt, die auch die Inhaberin des vegetarischen Speisehauses „Freya“ war und den Frauenbund „Zukunft“ bis zur Schaffung eines eignen Heims beherbergte. Adele Messerschmidt war die Vertreterin einer sektiererischen Richtung, die behauptete, Vegetarismus sei nur die andre Seite der Frauenbewegung. Das Fleisessen sei nur durch den Mann in die Welt gekommen, durch seine nichtsnutzigen Jagd- und Mordinstinkte. Aber es war schön von ihr, daß sie auf ihre Hausgenossinnen keinen Zwang ausübte und es keiner nachtrug, wenn sie die individuelle Überzeugung hatte, ein Schnitzel aus Kalbfleisch sei besser als eins aus Schrotmehl und Graupen. Sie ließ ihren Pensionärinnen die persönliche Freiheit des Speisezettels und berechnete für Fleischgerichte wegen Umständlichkeit und Verrat gegen die eigene Überzeugung einen Preisaufschlag.

Frau Vera hatte zwei hübsche, freundliche Zimmerchen im Messerschmidtschen Stockwerk. Ihr Wesen war strenge Sachlichkeit, durch ein wenig genialische Unordnung gemildert. Alles, was da war, gehörte zu den Unerlässlichkeiten des Lebens, aber es war mit einer lustigen Leichtfertigkeit hingeschmissen wie ein

Impromptu. Die Achse dieser Räume aber ging durch den mächtigen Schreibtisch. Da lagen Bücher übereinander wie die Erdschichten nach einer geologischen Umwälzung, und einen halbbeschriebenen Bogen Papier überzackelte das Spitzenwerk eines Niederleibchens, daß die bedeutungschwersten Wortfragmente durch anmutiges Garnrankenwerk guckten. Die Gipsbüste der Mary Wollstonecraft auf dem Sockel über dem Schreibtisch, die hier allein die Kunst vertrat, trug zwei blaueidene Strumpfbänder um den weißen Hals.

Frau Gabrieli saß in einem tiefen Stuhl und starrte Vera Norden an. Was für eine sonderbare Geschichte! Frau Vera Norden als Gegnerin ihres Gatten, des Barons Mayenegg! Der soignierte Herr mit den blendenden Hemdkragen und bunten Westen, ein Mensch mit Bügelfalten, der nur auf den Turf oder unter einen Lüster mit baumelnden Glasprismen zu passen schien, auf der Rednertribüne eines Kongresses über die Frauenfrage! Zwei parallele Fragen: Wie war aus der Frau Baronin Mayenegg Frau Vera Norden geworden? Wie hatte sich so viel aristokratische Gemessenheit der Öffentlichkeit preisgegeben?

„Nun?“ fragte Frau Vera, und ihr Lächeln war genau so wie vorhin, als sie Frau Anna eingeladen hatte, sie zu erkennen.

„Ich muß gestehen, Frau Baronin, ich verstehe kein Wort davon!“

„Sie werden anfangen, es zu verstehen, wenn Sie nicht mehr Frau Baronin zu mir sagen. Bitte, machen

Sie sich mit dem Gedanken vertraut, daß ich niemals Baronin Magenegg gewesen bin."

"Aber ... damals in Rom. Das war also gar nicht der Baron Magenegg?"

"O ja. Aber ich war niemals seine Frau."

"Ja!" Anna Gabrieli hatte das Gefühl, sie fause irgendwo auf einer schrägen Bahn hinab, den Kopf voran und die Füße beschämenderweise hoch in den Lüften.

"Ja," fuhr Vera Norden ruhig fort, „der Baron Magenegg und ich waren bloß ... Freunde. Wir waren uns sehr zugetan, bis wir eben einander überdrüssig wurden. Der Mann, dem ich übermorgen gegenüber treten werde und der mein Gatte war, heißt Matthias Merenus!"

"O," sagte Anna, die nun langsam wieder zu sich kam, „Matthias Merenus, der ist ja ein alter Freund meines Mannes."

"Ich weiß es. Und er kennt auch mich ... vom Sehen wenigstens. Ich war deshalb damals ganz zufrieden, als der Baron plötzlich den Ticks bekam, Rom zu verlassen. Damals war ich in meinen Überzeugungen noch nicht so fest."

Jemand lachte. Und das konnte niemand anders sein als Mary Wollstonecraft, an deren gipserner Halsgrube die blau seidnen Strumpfbänder zu hüpfen schienen.

"Aber wie ist denn das möglich?" fragte Anna Gabrieli noch immer fassungslos.

"Ach, meine Liebe," sagte Vera Norden, „das Leben;

es ist das Leben. Seit ich in die Frauenbewegung eingetreten bin, befehlen wir uns grimmig, mein Mann und ich, denn er ist der wildeste Gegner unsrer großen Sache. Und er hat keine Ahnung, daß ich es bin, mit der er schon so oft die Klinge gekreuzt hat. Ist es nicht ein prächtiger Spaß?" Sie erhob sich und reichte Anna Gabrieli die Hand. „Also, dreitausend Mark, nicht wahr? Nun gut, wir sind einverstanden, weil Sie es sind. Grüßen Sie Ihren Mann von weiland Asta Merenus!"

Dreizehntes Kapitel.

Als sich Matthias Merenus am Morgen des Kon- greßtages erhob, lächelte er sehr sinnig und be- dachtsam. Er fühlte sich stark und schlagfertig wie ein Ritter vor seiner ersten Schlacht, sein Gemüt und sein Wille waren rein, und seine Zuversicht stand in ihm wie eine Rolandsäule. In der Nacht war er in München angekommen, und er hatte bis in den Tag hinein geschlafen, um sehr frisch zu sein. Abends sollte er der Meute der neuen Weiber gegenübertreten und seine Ansichten verfechten. Er freute sich darauf, auf Mensur zu stehen und links und rechts Abfuhren auszuteilen. Bis unter die Hutfrempe fühlte er sich voll guter Witze, scharfer Wendungen, schneidiger Worte, und alles war mit dem Chrysam heiliger Über- zeugungen gesalbt und von persönlichen Erfahrungen wirkungsvoll beleuchtet.

Er wusch sich mit Walfischwollust, striegelte sein nasses Haar und band sich unter leichtsinnigem Ge- pfeife eine kornblumenblaue Krawatte. Als er das Hotel verließ, meldete der Portier, daß ein Herr hier gewesen sei und Herrn Merenus zu sprechen gewünscht habe. Auf die Auskunft, daß Herr Merenus spät nachts angekommen sei und noch schlafe, habe er ge-

äußert, dann wolle er später wiederkommen, man solle nur Herrn Merenus nicht stören, denn der würde heute seine fünf Sinne noch brauchen.

Matthias nickte huldvoll, zerbrach sich den Kopf nicht weiter, wer der Herr gewesen sein könne, und trat ins Münchner Straßenleben ein. Das bimmelte, klingelte, schob und grölte vergnügt um ihn herum, daß er selbst noch freier und heiterer wurde. Da waren die lieben gigantischen Maßkrüge der Frauen- kirche wieder, die ganze Vierarchitektur dieser einzigen Stadt, und der blaßblaue Herbsthimmel darüber war nur ein ungeheures Spruchband mit der Devise: „Hopfen und Malz, Gott erhalt's!“

Matthias Merenus bummelte durch den Englischen Garten, die Hände auf dem Rücken, und paffte aus einer Zigarette wie ein Schuljunge, der's noch nicht kann. Keinerlei schlimme Ahnung warf einen Schatten auf seine silbern-kühl blinkende Seele. Er empfand nur ein köstliches Gefühl der Freiheit von der journa- listischen Lohnslaverei seiner Tage. O, seine Über- zeugung stand da, erzen, unüberwindlich wie der Kolosß von Rhodos! Er war nur durch ein Erdbeben oder die allgemeine Weltvernichtung unterzukriegen. Ein wenig prickelnde Neugierde war auch da: wie diese Frau Vera Norden wohl aussehen möchte. Das Überweib mit den geschwellenen Phrasen, auch eine von denen, deren ganzes Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren gewesen wäre, wenn sich jemand zur rechten Zeit gefunden hätte.

Und so verging ihm dieser herrliche Herbsttag in

hochgestimmter Schlachterwartung mit Spaziergängen und Münchner Viererinnerungen. Im Handumdrehen war der Abend da, und Matthias stieg zwischen vielem Volk die breiten Saalstiegen zum Turnier hinauf. Die Herren, die seine Einladung vermittelt hatten, empfingen ihn mit ernster Feierlichkeit im Künstlerzimmer hinter dem Saal. Sie gehörten zum Ausschuss des sozialpolitischen Vereins und hatten, wie der Obmann mit Nachdruck zu verstehen gab, an den Verhandlungen nur ein sozusagen akademisches Interesse.

„Für uns ist die Frauenfrage nur ein Teil des sozialpolitischen Problems — nicht wahr? Wir sind weder Anhänger der Frauenbewegung noch unbedingte Gegner — nicht wahr? Aber es liegt uns daran, diese Dinge zur öffentlichen Erörterung zu bringen — nicht wahr? So eine Aussprache ist immer förderlich. Wir haben uns deshalb erlaubt, Sie einzuladen, Herr Merenus, als hochgeschätzten Verfechter der gegnerischen Ansicht — nicht wahr?“

Matthias war noch immer in hochgemuter Sankt-Georgs-Stimmung und bewegte sich unter den Gehrocken mit vieler Ungezwungenheit. Er trug einen Smoking, der drückte den Ernst der Situation aus, aber die kornblumenblaue Krawatte besagte durch ihre Stilwidrigkeit: Es liegt mir aber nicht viel daran. Und wenn er die würdigen sozialpolitischen Herren betrachtete, so lächelte er innerlich: Schlappschwänze... aber ihr sollt was zu hören kriegen. Wer ist schuld daran, wenn die Weiber übermütig werden, als die Männer, die den Schwindel glauben?

Dann trat er in den Saal hinaus und nahm auf den Bänken der Sozialpolitischen Platz. Gegenüber, auf der andern Seite des breiten Podiums, saßen die Frauen. Am Tisch der Vorsitzenden wucherte ein massives Frauenzimmer mit einem Tituskopf.

„Ist das Vera Norden?“ fragte Matthias.

„Nein, das sei Adele Messerschmidt.“ Man war mit Matthias so ungemein liebenswürdig wie mit einem Pantanten, vor dem man einige Angst hat. Die Worte hatten einen merklichen Karbolgeruch an sich. Fräulein Adele Messerschmidt wuchs riesenhaft hinter dem Tisch hervor und trompetete in den dichtgefüllten Saal, daß die Versammlung eröffnet sei. In diesem Augenblick fiel Matthias etwas ein, und er fragte den Obmann, welcher der Herren ihn denn heute im Hotel aufgesucht habe. Einer sah den andern an, und niemand war dort gewesen. Matthias hätte dem Besucher gern zugelächelt, um ihm zu zeigen, daß seine fünf Sinne tabellos beisammen waren.

„Frau Vera Norden hat das Wort!“ brüllte Adele Messerschmidt.

Matthias Merenus wandte den Kopf. Da stand hinter dem Rednertisch eine Frau, schlank, im schwarzen hochgeschlossenen Seidenkleid, und sah beherrschend über den Saal. Ihr Blick ging über die Menschenreihen hin, über die vielen Frauen, in denen die noch ungeweckte Begeisterung wartete, wick dann langsam zur Seite und hielt für eine Sekunde auf Matthias' Gesicht.

Es tat einen Krach in Matthias, und die fünf

Sinne, die er so schön beisammen gehabt hatte, fielen auseinander. Er war ins Chaos getaucht, Wille und Vorstellung waren entzweigerissen, die Urteilsthraft kugelte irgendwo unter dem Sessel herum, und die reine Vernunft war wie von einer Explosion nach der Decke des Saales geschleudert und klebte dort oben neben dem Gaslüster.

Und dann war irgendwo im Weltall eine Sanitscharenmusik. Es trommelte und dröhnte und trompetete, und Paukenwirbel rutschten über Matthias' Zwerchfell von einem Ende bis zum andern. Ein Gepressel von Worten ging von der Rednertribüne nieder, etwas Klingendes baute sich inmitten des allgemeinen Getöses auf, tönende Säulen von Gedanken traten in Erscheinung und wurden fest. Matthias Merenus verstand nicht, was Asta da oben sagte, aber er fühlte, daß ihre Rede einen stählernen Körper hatte, Kopf und Fuß aus gehämmerten Überzeugungen, Hände wie Zangen, zwischen denen man machtlos war. Und Asta sprach unbarmherzig mit grausamer Klarheit und immer hinreißender. Sie schloß mit einem triumphierenden Ausblick in die Zukunft der Frau, und eineinhalbtausend Menschen brüllten Beifall.

Dann wurde es sehr still, und jemand zog Matthias Merenus zum Podium hin.

Matthias bemerkte, daß der Boden des Saales seltsamerweise aus einer Mischung von Teer und Butter bestand. Man sank bei jedem Schritt bis über die Knöchel ein und konnte die Stiefel kaum wieder herauskriegen. Dann war etwas Hölzernes da, unter Mat-

thias' Hand, das war das Rednerpult; aber es bot ihm auch keinen Halt, denn es hing an einer Schnur in der Unendlichkeit und pendelte gelassen hin und her. Und eineinhalbtausend Menschen waren nichts als Auge und Ohr, ein einziges abscheuliches Ungeheuer ohne jedes Erbarmen. Dann begannen die Sitzreihen hinauzusteigen und sich abzurunden, bis Matthias auf dem Grunde eines mörderischen Trichters saß, dessen Wände wie ein Ringelspiel um ihn liefen. Er fing an zu sprechen. Aber alles war rein weggewischt, die schönsten Schlagwörter lagen in unerreichbarer Tiefe, und es schien Matthias, als habe er ein Garnknäuel im Munde, das von den Zähnen bis zu den Stimmbändern reichte und in hundert Jahren nicht abgehaspelt werden konnte. Dann war es ihm auf einmal wieder, als sei er leer wie ein Luftballon und müsse immer höher steigen in die Unermeßlichkeit einer europäischen Blamage hinein.

Und als er am allerhilfslosesten war, da geschah es, daß in einem seltsamen Frauenherzen plötzlich eine heiße Zärtlichkeit erwachte. Ein mütterliches Gefühl für das große Kind da oben, eine verwirrte Sehnsucht, ein Drang nach versöhnender Milde.

Aber das Publikum sah und hörte nur, daß der Redner unrettbar verloren war, daß er aus einer Konfusion in die andre geriet, und nachdem es eine Weile bloß gelächelt hatte, begann es zu meckern und endlich zu grölen und zu johlen. Fünf Minuten später war Matthias Merenus erledigt und wankte durch Teer und Butter dem Ausgang zu.

Auf der Treppe war auf einmal jemand da — ein Herr und eine Dame. Der Herr umarmte Matthias und sagte: „O, du Esel!“

Da merkte Matthias, daß es Richard Gabrieli war.

„Na, du bist aber sauber abgestochen. Heiliger Strohsack noch einmal! Ich habe dich warnen wollen. Dreimal war ich in deinem Hotel. Ich habe dich schonend vorbereiten wollen, daß Vera Norden deine Frau gewesen ist. Na, jetzt mußt du senkrecht ins Hofbräu-Sanatorium.“

Matthias grinste wie ein tibetisches Götzenbild. Dann drückte er Richards Hand und sagte: „Du hast halt immer ein Verständnis für mich gehabt.“ Hierauf gingen sie ins Hofbräuhaus, und Matthias trank dreizehn Maß, bis die Blamage ausfiel wie ein höchst vergnügliches Volksfest. — —

Am nächsten Mittag erhielt Matthias einen Brief: „Erwarte mich heute nachmittag um vier Uhr an der Endstation der Elektrischen in Nymphenburg. Ich möchte dich gern sprechen. Deine Asta.“ Also nicht Vera Norden, sondern Asta, dachte Matthias. Was kann sie von mir wollen? Ich werde hingehen und ihr meine Meinung sagen. Es ist eine Gemeinheit, werde ich sagen, eine Gemeinheit, eine Heimtücke, mich so zu überrumpeln. Ich habe dich geliebt, ich war zweimal mit dir verheiratet, das hättest du bedenken müssen. Es ist keine Kleinigkeit, die eigne Gattin plötzlich als Überweib gegen sich stehen zu haben. Das muß einen Stärkeren hinschmeißen als mich.

„Nein,“ sagte Matthias, „ich werde nicht hingehen.“

Es ist am besten, wenn ich nicht hingehe. Damit zeige ich deutlich an, daß ich nichts mehr mit ihr zu tun haben will. Sie soll es merken, daß ich sie verachte. Schluß und Jubel!“ . . .

Um vier Uhr wartete Matthias bei der Endstation der Straßenbahn in Nymphenburg. Frau Vera Norden kam, schlank, vornehm, in einem dunklen, am Hals geschlossenen Kleide, sprang vom Trittbrett herab und reichte Matthias die Hand. „Wir haben uns einen prächtigen Tag für unsern Ausflug ausgesucht,“ sagte sie.

Matthias sah Asta nicht an, sondern starrte in den blaßblauen Himmel und dann auf die bunten Kronen der Kastanienbäume, so angelegentlich, als müsse er die Blätter zählen. „Ja . . . es ist sehr schön heute . . . hoffentlich hält das Wetter noch einige Tage“ . . . murmelte er.

Sie gingen durch die dunkle Allee, an deren Ende das Schloß liegt, wie ein heiteres Fest hinter langen Arbeitstagen. Auf den Wegen lagen überall kleine Blätterhäufchen, von sorgfältigen Händen zusammengeharft. Da alles Blühen der belebten Natur vorüber war, blühte der Stein in unbändiger Fröhlichkeit im Goldgeriesel eines reinen Lichts. Matthias und Asta betraten den Park, und Asta sprach von der Anmut des Kokos. Auf den Wasserflächen der Bassins ruderten die Schwäne zwischen den schwarz gewordenen Kastanienblättern. Die ganze Welt war eine helle Verständigkeit, und Matthias spürte widerstrebend, wie ihm die Fähigkeit entglitt, sich noch länger über seine lächer-

liche Niederlage zu erbosen. Kleine Brückchen leiteten über stille, beschaulich den Himmel spiegelnde Wasserläufe, die Amalienburg stand da wie ein allerliebster Einfall, ein zierliches, verschnörkeltes Gedichtchen im anacreontischen Stil.

„Ich habe unlängst einen Essay über das Kokoko geschrieben,“ sagte Asta. „Das Kokoko ist die Unzweckmäßigkeit in ihrer lieblichsten Steigerung, Galanterien aus Stein. Unsre Zeit will in Kunst und Leben die Zweckmäßigkeit. Die Schönheit des Kokokos ist das Überflüssige, die Laune, unsre Schönheit ist das Zweckmäßige, das Gesetz.“

Matthias sah Asta von der Seite an. Sie war noch immer schön, die Jahre schienen nur alles Verschwimmende schärfer zusammengefaßt zu haben, um es deutlicher darzustellen. Ihr Gang war ein sicheres Schreiten, und ein kühner Wille leitete jede Bewegung. Plötzlich sah Matthias mit einem süßen Erschrecken die entzückende Rundung des Ohres und die Stelle dahinter, die er in vergangenen Tagen so heiß geküßt hatte.

Asta ließ Matthias Zeit zu vergleichenden Betrachtungen. Dann wandte sie den Kopf: „Und du . . . seit deinem großen Erfolg mit den ‚Unerprobten‘? . . . Man hat nichts mehr von dir gehört. Ich habe von einem Jahr zum andern vergebens gewartet. Ich hätte mich sehr gefreut, die Welt über einen neuen Matthias Merenus jubeln zu hören. Du warst wie ein Meteor . . . bums! in die Höhe . . . aah! Dann Nacht und Schweigen. Jetzt brennst du als El-

funze im Tempel der allgemein männlichen Überhebung.“

Das war eine brennbittere Medizin, und Matthias spürte sie wie eine ätzende Säure an den Magenwänden. Er schämte sich bis in die Fußsocken. Asta sah es und freute sich über die Wirkung. Es schien ihr dringend notwendig, den letzten Rest an Hochmut, an jahrtausendaltem männlichem Selbstgefühl zu vernichten. Matthias stand neben einer üppig aufgebäumten Vase, aus der steinerne Früchte und Girlanden quollen, und starrte in ein Wasserbecken. Zwischen zwei bunten Baumwipfeln spiegelte sich ein betrübtes Gesicht. „Ja . . . es war nichts,“ sagte er, „es ist mir nichts mehr gelungen. Ich habe eine Menge von Stücken geschrieben. Aber die Direktoren haben immer wieder lebhaft bedauert. Ich habe einen ganzen Schreibtisch voll davon. Die Muse hat mich nur einmal geküßt. Ich bin vielleicht keiner von denen, bei denen man lange bleibt.“ Aber kaum hatte er das gesagt, so suchte er den Eindruck zu verwischen: „Na . . . einmal habe ich ja noch einen Erfolg gehabt. In Frankfurt an der Oder . . . mit einem Festspiel zu Ehren des dortigen Gesangsvereins. Darauf bin ich schleunigst wieder Journalist geworden. Es ist immer noch anständiger, als Festspiele zu schreiben.“

Frau Asta sah ihn an, und ein ganz blödsinnig gerührtes Herz füllte ihre Brust aus. Es war ihr einen Augenblick, als müsse sie ihm etwas unendlich Liebes und Zärtliches sagen. Da war seine schöne Wahrhaftigkeit wieder, die unverstellte Lebensgeradheit, die

keine Masken vornahm. Und sie erinnerte sich eines Morgens auf dem Meer in einem schaukelnden Fischerboot und eines verwöhnten Dichters, der ihr mit sentimentalem Schwindel beikommen wollte. Und wie auf einer schäumenden Woge hob sich der Rhythmus ihres Lebens wieder ihm entgegen. Aber noch bewahrte sie ihre ärztliche Weisheit. „Wie ist es dir eingefallen,“ fragte sie, „gerade gegen die Frauenfrage loszugehen?“

Da flatterte schon wieder ein wenig zaghafte Heiterkeit in Matthias' blankgeägtem Seelengrunde: „Na ... wir müssen doch jeder unsre persönliche Note haben. Unsre Zeit will nicht den Polyhistor, sondern den Spezialisten. Wenn heute einer über alles und jedes schreibt, so rümpft man die Nase über ihn oder merkt sich nicht einmal seinen Namen. Goethe hat Glück gehabt. Heute würde man sagen, er ist ein oberflächlicher Kerl, der in alle Töpfe guckt. Ich habe mir die Frauenfrage zum Spezialfach genommen. Sie ist meine persönliche Note. Und außerdem ... ich habe ja Gelegenheit gehabt, mich in meinem Fach auszubilden. Ich habe eine Überzeugung einzusetzen.“

Frau Asta lächelte bloß und sah einem davonrudernden Schwan nach. Ganz fern, am Ende der prächtigen Herbstkulissen, jenseit des buntgesprenkelten Bassins schimmerte die Parkfassade des Schlosses in märchenhafter Versunkenheit. Es begann Abend zu werden, und kein Mensch war weit und breit. Man hätte glauben können, dieser Park sei eigens dazu geschaffen worden, um zwei Menschen sich miteinander aussprechen zu lassen.

„Und du?“ fragte Matthias Merenus.

„D ... ich! Was du von mir gelesen und gehört hast, ist auch nichts andres als eine Summe meiner Erfahrungen. Ich bin kein kleines Mädel mehr. Ich habe sehr scharf sehen gelernt. Und gerade an einer kritischen Wende meines Lebens hat mich der glückliche Zufall mit den neuen Zielen der Frau bekannt gemacht. Ich habe eben damals eine junge Dame kennen gelernt, eine begeisterte Anhängerin der Bewegung. Die hat mich in eine Frauenversammlung mitgenommen. Ich war erstaunt und begeistert, denn da war alles in feste Formeln gebracht, was ich im Gefühl mit mir herumgetragen habe. Es hat nicht lange gedauert, und ich war vorn und oben, wo du mich jetzt siehst.“

Matthias Merenus empfand Asta sehr vorn und sehr oben und sich selbst sehr hinten und sehr unten. Es war besser, von dem gefährlichen Thema loszukommen und allgemeine Menschlichkeiten anzurufen.

„Wie geht es Mama Rosina?“ fragte er.

„Gut. Sie ist vor zwei Jahren gestorben.“

„D!“ —

Der Abend war da, mit breiten Schatten über allen Beeten und Wasserflächen, mit leichten Geräuschen in den Gebüsch und einer letzten rotbestrahlten Wolke in einer Lücke zwischen dunklen Baumwipfeln. Es war Matthias, als raschle eine schiefgezogene Schlafrockschleppe irgendwo über dürre Blätter. Aber er hatte keinerlei Triumphgefühle, daß ihn das Leben über Mama Rosinas Widerspenstigkeiten hatte siegen

lassen. Dann saßen sie in einem kleinen Gastzimmer, aßen Weißwürste und tranken Löwenbräu. Ein Begehagen wuchs aus allen Winkeln, aus dem breitgespannten Stammtischgespräch, dem Klappern der Zinndeckel am Schanktisch, dem Summen der Gaslichter, und wurde zu einem Empfinden wiederzufundener Lebensgemeinschaft.

„Prosit!“ sagte Asta und stieß mit Matthias an wie ein Student. „Es lebe der physiologische Schwachsinn des Weibes!“

„Prosit!“ erwiderte Matthias. „Nieder mit der Bestie im Manne!“

Sie lachten sich an und tranken. Asta setzte ihr Glas auf die Porzellanschale, deren Rand die verwischten Spuren von Bierhieroglyphen trug. „Hast du schon über die Ehe nachgedacht?“ fragte sie unvermittelt wie eine göttliche Eingebung.

„O ja!“ sagte Matthias erstaunt. Dann kletterte er in seine Begriffsvorratskammer: „Eine Zwangsversicherung zugunsten der Frau. Na ja! Und die Liebe als Mäusespeck im Universum. Das habe ich gestern auch sagen wollen. Aber Gott hat nicht gewollt. Ich war versiegelt.“

Asta strahlte ihn in heiterer Überlegenheit an: „Wir aber sagen, Mann und Weib sollen sich in starker Selbstständigkeit gegenüberstehen. Die Ehe sei ein Bund zweier reifer Menschen, die wissen, was sie wollen und was sie sind. Kein Zwang, sondern Übereinkommen soll sie zusammenhalten. Deshalb bin ich immer für eine Altersgrenze nach unten eingetreten.“

Die Ehe soll keine jugendliche Torheit und keine Über-eilung sein, sondern aus kluger Erwägung hervorgehen. Junge Menschen sollen sich lieben und sich meinetwegen besitzen. Zur Ehe gehört Erfahrung und Lebensklugheit. Wir beide sind erst jetzt in das Alter getreten, in dem ich eine Ehe für erlaubt ansehe.“

Eine Soldatin der Heilsarmee war ins Zimmer gekommen. Sie ging von Tisch zu Tisch und bot ihre Zeitung an. Der Vindehut überschattete ein ergebenes Gesicht, ihre Schultern waren ganz Demut. Die Stammgäste machten ihre Wige. „Hört's m'r auf mit dera ewigen Säligkeit. Solang es net wißt's, was oben für a Vier g'schenkt wird, is die ganze Heilsarmee für die Kas.“ Rings an den Wänden hingen Bierplakate: Kellnerinnen, mit zehn schäumenden Krügen in jeder Hand, nach denen sich eine durstige Menge streckt; ein Biertrinker, der mit dem Ausdruck äußersten Wohlgefallens mit einem Maßkrug liebäugelt und dabei die Hand auf den runden Bauch legt; der König Gambrinus, hoch zu Faß, umgeben von den Vertretern aller Völker der Erde. Und alles das — Stammgäste, Plakate und die lebendige Kellnerin beim Schanktisch — grinste. Die Ruferin in der Bierwüste aber verzog keine Miene, setzte tapfer ihren Rundgang fort, still ergeben und in Gottes Namen.

Matthias Merenus brachte es nicht über sich, sie abzuweisen, und kaufte eine Zeitung.

„Das ist auch etwas Neues im Geist der Frau,“ sagte Asta, „die Demut auf der Straße, die Erniedri-

gung vor aller Welt, nach der jahrtausendlangen Demütigung im Hause. Aber es ist noch nicht das Richtige. Was die Frau lernen muß, ist: der Demut entsagen, sich selbst finden, gleichberechtigt neben den Mann treten. Die Damen des Kokos waren Persönchen, wir wollen Persönlichkeiten sein."

Matthias sah seine wiedergefundene Gattin immer nur an, etwa wie der Altertumskenner die neuausgegrabene Wiederholung einer schon bekannten Statue. Gesicht und Haltung und Gewandfalten sind fast dieselben, aber Ausdruck und Wesen sind im Grunde anders. Asta war schön, so schön wie die harmonische Zweckmäßigkeit. Und mit maßlosem Erstaunen beobachtete Matthias eine absonderliche Wandlung in sich. Von der Geringschätzung der Frau war er über den Nervenchof des gestrigen Abends zum fäustballenden Ingrimme fortgeschritten. Jetzt aber wuchs etwas in ihm und wuchs und wuchs und gebot Stillschweigen und Respekt.

"Die Gleichberechtigung ist Sinn und Seele der Ehe," fuhr Asta fort. "Wenn wir jetzt uns wieder vereinigen wollten, so denke ich mir unser Beisammensein so. Warum sollen sich zwei Menschen nicht vereinigen, die ganz verschiedene Ansichten haben, wenn sie sich nur sonst sympathisch sind und in den wichtigsten Lebensgefühlen Gemeinsamkeiten haben? Du könntest bei deiner Meinung bleiben und ich bei der meinen. Du schreibst weiter gegen unsere Bewegung, und ich vertrete unsre neuen Ziele. Das Heim ist aber der neutrale Boden. Selbstverständlich führen

wir auch getrennte Kassen und tragen zu den gemeinsamen Ausgaben entsprechend bei. Etwa so: du bezahlst von deinen Einkünften deine Kleidung und deine Bedürfnisse, weiters die Wohnung und das gemeinsame Vergnügen; ich bezahle meine Kleidung selbst und außerdem den Lebensunterhalt, also das Essen, etwa noch Heizung und Bedienung. Was sagst du dazu? Wäre das nicht ein Experiment, das sich der Mühe verlohnte?"

Matthias Merenus fühlte sich in eine Retorte gestopft und durchaus als chemischer Stoff behandelt. Er hatte eine katholische Anwandlung aus der Zeit, bevor er Asta zuliebe den Protestantismus angenommen: er wollte einwenden, die Ehe sei kein Experiment, sondern ein Sakrament. Aber da hob der Respekt einen warnenden Finger. Der wippte in seinem Inneren auf und ab, und eine Stimme flüsterte: Sei starken Geistes und blamiere dich nicht. Und da sagte er mit gelassenem Mut: „D ja ... es wäre interessant!"

Da streckte ihm Asta eine fluge schmale Hand über das rotgeblühte Tisch Tuch zwischen zwei Krügen Löwenbräu entgegen. Sie lächelte: „Ich weiß, daß ich eine Dummheit begehe, Matthias ... ich sollte mir vielleicht einen andern dazu aussuchen. Aber was kann man gegen seine alten Sympathien. Möchtest du das Experiment mit mir wagen, Matthias? Eine Ehe ... eine Ehe im neuen Geist ... ich und du ... zwei Menschen jenseit der jugendlichen Gärungen ..."

Er saß da, zusammengerüttelt, überschauert und heiß

überflammt zugleich. Es war eine entsetzte Freude, ein betäubender Klapp auf sein Geistesleben, dann hörte er jemand sagen: „Ich bin . . . ich bin sehr stolz, daß du . . . aber ich möchte doch vorher . . . kann ich es mir bis morgen überlegen?“

Asta zog die Hand zurück. Sie war nicht im mindesten beleidigt. „Ich freue mich, daß du so klug und besonnen bist.“ Und sie begann sogleich von andern Dingen zu sprechen.

Dann gingen sie miteinander heim. Ein Nachtwind hatte sich aufgemacht, und die gelichteten Baumkronen neigten sich gegeneinander. An der Endstation der Straßenbahn wartete der schläfrige letzte Wagen. Alles, Nacht und Stille und die fröstelnde Schläfrigkeit, legte sich hüllenhaft um zwei Menschen, daß ihre Wärme zusammenströmte. Matthias saß eng an Asta gedrückt und spürte ihren vollen Arm. Sie sah heiter und wach nach den gleitenden Straßenlaternen. Wenn der Wagen über eine Weiche rumpelte und sie gegen Matthias stieß, lächelte sie zukunftsicher. Und dann war München da, mit noch erhellten Straßen, und lachende Menschen kamen in den Wagen und spannen den Rest ihrer Gespräche zu Ende. Und in all dieser fremden lärmenden, bewegten Welt hatte Matthias einen Menschen, der schon zweimal sein gewesen war und sich über alle Trennungen hinweg die Zugehörigkeit zu ihm bewahrt hatte. Und noch etwas fiel ihm ein: es war keine Mama Rosina mehr da; niemand würde versuchen können, in dieser neuen Ehe die Regie zu führen, die mütterliche Autorität war ein blasser,

abgeschiedener Schatten, sanft bedauert und betrauert, aber im Jenseits wohlverwahrt. Da wichen die Gedanken wie der Schatten von der Sonnenuhr. So unvermerkt, wie eine neue Epoche der Weltgeschichte eintritt, war eine Entschließung da.

Matthias stieß Asta an: „Asta!“

„Nun?“

„Asta . . . ich will nicht bis morgen warten.“ Das waren zwei Augen voll angstvoller Reue. „Ich bin so glücklich . . . Ja! Ja! Ja!!!“

Und da brach aus aller Klugheit Asters ein Licht, so stark, daß es alle weibliche Experimentalsoziologie überstrahlte: „Es ist ja mordsdumm von mir, Matthias . . . aber ich muß es dir sagen . . . o nein . . . das sage ich dir nicht.“

Vierzehntes Kapitel.

Herr von Hennigsen hatte einen schweren Kagenjammer. Der kam von der gestrigen Zecherei im Kabarett zur rotgeränderten Fledermaus mit nachfolgendem „Ende nie!“ Eine sinnvolle Feier anlässlich seiner Beförderung in die höhere Dienstklasse. Aber die Standesbeamtschaft hatte man ihm gelassen, die hatte er behalten dürfen; und nun stand er im grauen Morgenelend und sah die Jahre seiner Tätigkeit an sich vorüberziehen wie einen Geisteraufzug in einer Moritat des guten Papa Kaupach. Und hinten irgendwo war eine Menge, die murmelte unaufhörlich „Khabarber, Khabarber!“ Und das waren die unzähligen Paare, die er vor dem Tische des Trauungszimmer zusammengegeben hatte. Es war ein sehr bedrohliches Gemurmel, und Herr von Hennigsen schauerte bis in seine übernächtigen Seele.

Da stand schon wieder so ein Paar.

Das waren Herr Matthias Merenus und Frau Asta, geborene Kalamaja, zweimal verehelichte und geschiedene Merenus, mit dem Schriftstellernamen Vera Norden. Noch immer konnte man an den Wänden die ungeheure Ausdauer des Erzwaters Jakob bewundern. Aber die gute Rahel war schon etwas schäbig ge-

worden, und Jakob selbst sah aus, als hätten sich sämtliche in diesem Zimmer gestiftete Malheure auf seinen Scheitel gehäuft. Das kam alles von den vielen Rücken, die sich im Laufe der Jahre gegen diesen biblischen Ehegobelin gelehnt hatten.

Herr von Hennigsen warf aus schmalen geröteten wässerigen Augenspalten einen Blick auf die Papiere, die vor ihm lagen. Da zuckte es im grauen Morgenebel, eine blendende Helle schoss in seinen Jammer und gab ihm das Bewußtsein seiner Würde. Herrgott von Spandau! Er hatte vollständig vergessen, daß er heute zum drittenmal das Vergnügen hatte, Herrn Matthias Merenus mit seiner Gattin zusammenzufügen. Das war ein seltene Feier, und er hatte sich vorgenommen, sie durch einige seiner geistvollen Aperçus einzuleiten, die er nachher sorgsam in ein Buch eintrug, um sie nach seiner Pensionierung als „Gedankensplitter eines Standesbeamten“ zu veröffentlichen. Herr von Hennigsen genoß schon eine gewisse Berühmtheit durch seine Aperçus, wie manche Richter durch die Witze, mit denen sie einem Angeklagten den Kragen brechen. Jetzt fiel ihm aber nicht das kleinste Splitterchen ein.

Frau Asta betrachtete mit klugem Lächeln das geneigte Haupt des Beamten. Das Leben hatte allmählich mit allen Reichtümern dieses Scheitels aufgeräumt, und was links und rechts noch stand, war ein schon graumeliertes Gestrüpp. Nun stieß sie Matthias an. Zuerst hatte sie gezweifelt, ob es notwendig sei, ihre neue Ehe mit Matthias staatlich beglaubigen zu

lassen. „Wir könnten ja ohne weiteres zusammenziehen,“ hatte sie gesagt, „wir sind reife Menschen, und was soll uns das Zeremoniell? Es bindet uns nicht stärker als unser freier Entschluß.“ Aber dann war die Einsicht gekommen, daß es gut sei, gewissen Vorurteilen zu begegnen, und die sentimentale Schwachheit, die selbst starkgeistige Menschen für symbolische Handlungen haben. „Wir wollen uns nicht auflehnen,“ hatte sie entschieden, und Matthias hatte Ja und Amen gesagt, wie er es auch gesagt hätte, wenn Asta sich hätte auflehnen wollen. Nun hatte es ein seltsamer Zufall gefügt, daß sie vor demselben Beamten standen, der schon zwei ihrer Ehen beglaubigt hatte. Das war wie ein Wink des Schicksals, ein deutliches Zeichen, daß es ihnen Gelegenheit geben wolle, noch einmal, unter ganz neuen Bedingungen, ganz von vorn anzufangen. Das bedeutete Aastas Ellenbogenstoß in die Rippen, aus denen Gott Eva geschaffen hat. Matthias aber verstand nicht ganz und grinste nur über Herrn von Hennigsen's kahlen Scheitel.

Der hob sich nun empor. Zwei verquollene Äuglein blinzelten Asta an. O, die war noch immer schön! Aber über diese Schönheit war etwas Respekt-einflößendes gebreitet. Das war nicht mehr die mondäne Dame, die Siegerin in der Schönheitskonkurrenz von Blankenberghe, das war die starkgeistige Frau mit dem großen Ehrgeiz. Die Kämpferin für Frauenrechte, die Walfürer Bera Norden. Ein leiser Versuch zu weltmännischer Ironie blieb im linken Mundwinkel stecken. Hier war keine leichtfüßige Koketterie am Platz, und Herr von

Hennigsen war angesichts dieser blanken Stirn und dieser festen Augen recht froh darüber, daß er nicht in Versuchung war, ein Aperçu zu prägen. Diese Frau wäre imstande gewesen, eine geistreiche Bemerkung mit einem Lächeln in einen heillosen Blödsinn zu verwandeln. Herr von Hennigsen rettete sich in den Ernst der Situation und beeilte sich, mit vielem Respekt Herrn Matthias Merenus und Frau Asta als Mann und Frau zu erklären. Und wenn beim vorigen Mal in einem Winkel seiner Seele ein wenig Neidgefühl gewesen war, so hockte jetzt im selben Winkel ein ganz unverkennbares Bedauern mit Matthias Merenus.

Nach der Trauung bedankte sich Matthias bei den beiden weitschichtigen Bekannten, die ihm Zeugenschaft geleistet hatten, und fuhr mit Asta zu Onkel Anton. „Wir müssen ihn auffuchen,“ hatte Asta gemeint, „wenn er es auch abgelehnt hat, zur Trauung zu kommen. Er scheint nach dem Tode der Tante etwas menschenscheu geworden zu sein.“

Ja, Tante Katharine war tot und befand sich, wenn es im Jenseits eine Belohnung irdischer Verdienste gibt, ganz gewiß in einer Region, wo kein Staub ist und keine qualmenden Öfen und keine Fettflecke, wo nur die allervollkommenste Reinheit unmittelbar aus der Ewigkeit hervorquillt. Onkel Anton aber wohnte jetzt mit einer Haushälterin im Norden von Berlin, in einem Miethaus, das von oben bis unten von Kindergeschrei und dem Lärm klappernden Küchengeschirres und zugeschlagener Türen erfüllt war.

Ein schmutziges Frauenzimmer öffnete und schaute mißtrauisch durch den schmalen Spalt.

„Ich bin die Nichte“, sagte Aſta, „und möchte den Onkel ſprechen.“ Da ging die Thür wieder zu und erſt nach einer langen Weile zögernd auf.

Das Vorzimmer ſchien eine Kumpelkammer mit einem ſchmalen Gang zwiſchen aufgeſtapelten Kiſten und Schachteln, die eine gemeinſame Sammetdecke von Staub hatten. Von der Decke herab hingen Girlanden von Spinnenfäden.

Onkel Anton bot in ſeinem Schlafrock und in ſeiner ganzen Umgebung äußerlich das Bild ſeiner erfüllten Lebensſehnſucht. Er war unrasiert, ſeine Mundwinkel trugen die Spuren des Morgenkaffees, und er thronte in einem Durcheinander von Möbelſtücken wie der König von Kramurien. Das Herbslicht, das draußen ſo rein und leuchtend war, ſchien dieſen Raum nur mühsam zu durchdringen.

Aſta ſchien von dieſer müſten Wiſtſchaft nicht ſonderlich ergriffen, aber Matthias ſchlug ſich die Betrachtung, daß der alte Mann offenbar am entgegengeſetzten Ende menſchlicher Wohnungsmöglichkeiten angelangt war, unangenehm auf die Bruſt. Onkel Anton hatte ein meckerndes, verlegenes Lachen und einen ſcheuen Blick: „Ich habe die Gicht“, ſagte er, „ihr werdet es mir nicht übelnehmen . . .“

„Deſhalb ſind wir ja gekommen . . .“ erwiderte Aſta. „Na, was ſagſt du dazu, daß wir ſchon wieder verheiratet ſind?“

Onkel Anton ſchien den Gipsengel auf dem Ofen

zu ſuchen. Da er an ſeiner Stelle ein verſtaubtes Bierglas ohne Henkel gewahrte, wurde er unſicher. „Ich habe es ja geſagt“, murmelte er, „ihr ſeid für einander beſtimmt.“

„Na, es hat ſchon einigemal ſo ausgesehen“, ſagte Aſta, „als ob du dich gründlich geirrt hätteſt.“ Und in dieſem Augenblick ſah ſie wie ein kleines Mädel aus, ſchalkhaft wie ein flatterndes Band, luſtig wie eine himmelblaue Rüſche am etwas ſchwermütig gefärbten Gewand dieſer Stunde. Matthias hätte ſie ſo bewahren mögen, unter einem Glasſturz, wie es die Großeltern mit ſehr koſtbaren Andenken getan haben.

„Wir leben jezt in München, das weiſt du ja“, fuhr Aſta fort, „als ſehr gute Freunde, trogdem wir uns biſher ſchriftlich maſſakriert haben. Aber nur unfre Anſichten bekämpfen ſich, unfre Prinzipien, unfre Köpfe, — nicht wahr, Matthias? — nicht unfre Herzen.“ Da war alle Mädchenhaftigkeit fort, und die verdammte Starkgeiſtigkeit trampelte wieder auf den zärtlichſten Erinnerungen herum.

Onkel Anton blickte ſcheu auf, blinzelte Aſta an, rieb ſich das rechte Knie und ſchüttelte den Kopf. Matthias wußte nicht recht, ob über die Gicht oder über Aſtas Worte. Dann ſagte der Onkel zaghaft: „Ich wünſche euch alles Glück.“ Aber es war zu merken, daß er dieſes Glück für ein Ding anſah, das nur mit aller Vorſicht zu behandeln ſei.

„O, wenn ich daran denke“, fuhr Aſta mit blanken Augen fort, vielleicht ebenſoſehr für Matthias wie für

Onkel Anton, „wie sehr ich mich damals danach ge-
seht habe, meinem Manne Gefährtin und ernste
Freundin zu sein! Damals war ich noch sehr jung
und dumm. Nun ist mein Wunsch erfüllt . . . nicht
ganz so, wie ich es mir gedacht habe . . . aber doch
annähernd. Nun stehen wir stark und selbständig neben-
einander“. Und sie faßte Matthias' Hand, warm und
ehrlich und ganz von einem Gefühl der Zusammen-
gehörigkeit erfüllt.

Onkel Anton suchte den Gipsengel und fand das
henkellose verstaubte Bierglas. So ist das Leben,
dachte er; es nimmt uns die Gipsengel und gibt uns
verstaubte Biergläser. Die Gipsengel haben uns durch
ihre unirdische Sauberkeit geärgert, aber sie haben
uns Haltung gegeben. Die henkellosen Biergläser aber
nehmen uns alle Spur von Würde. Und da war Onkel
Anton unversehens ins prophetische Sinnieren ge-
kommen. Man hörte ordentlich, wie der Schleier der
Maja sank. „Ja, es ist vielleicht die größte Weisheit
des Himmels,“ sagte er nachdenklich, „daß er uns die
meisten unsrer Wünsche nicht erfüllt.“ Dann schrak
er auf, sah unsicher um sich und warf einen schreck-
haften Blick nach der Tür, wie ein Kind nach der
Nute. Er schien zu glauben, daß er etwas Verhängliches
gesagt habe. „D,“ sagte er nachdrücklich, „aber ich
fühle mich sehr wohl. Ich bin in den besten Händen.“

Da faßte Matthias voll aufrichtiger Anteilnahme
die Hand des Alten: „Wenn du Lust hast, so komm
zu uns . . . du bist uns zu jeder Stunde willkommen.
Das weißt du doch.“

Und als er mit Asta aus dem Hause trat und der
Gefahr entronnen war, von einem breitschultrigen
Arbeiter, der das Ausweichen nicht kannte, in der Tür
zerquetscht zu werden, sagte er: „Der arme Onkel
Anton . . . er wagt es nicht einmal mehr, sich zu be-
klagen. Das Vergnügen hat ihm Tante Katharine
gegönnt.“ —

Am nächsten Tage fuhren die Wiedervermählten nach
München zurück und begannen ihre dritte Ehe. Ganz
genau nach dem Programm. Matthias mietete eine
schöne Wohnung in Haidhausen, die war so vernünftig
und modern eingerichtet wie diese Ehe selbst. Es gab
keinerlei Kram aus vergangener Zeit in ihr, denn
Matthias hatte sich in Unkosten gestürzt und eine ganz
neue Einrichtung gespendet, die er beim Möbelschneider
auf Raten genommen hatte. Es gab selbstverständlich
in dieser Wohnung zwei Schlafräume, und in dem
großen Arbeitszimmer standen zwei mächtige Schreib-
tische, so groß wie die Katapulte, entsprechend der
Bedeutung der Arbeiten, die von ihnen in die Welt
hinausgeschleudert wurden. An diesen Schreibtischen
saßen Matthias Merenus und Vera Norden und schrieben
gegen und für die neue Frau, und wenn sie fertig waren, so
lasen sie einander ihre Manuskripte vor, ehe sie ver-
sandt wurden. Und wenn Matthias Merenus von den
grimmigen Schlägen der Frau Vera Norden gegen
sein Haupt der Kopf rauchte, so konnte er in das
Badezimmer hinausgehen und sich duschen. Dann
waren sie wieder Matthias und Asta.

Die neue Ehe fand bei den Freunden und Bekannten

der Wiedervereinigten die verschiedenste Beurteilung. Am tiefsten war Bertha Kohn getroffen. Sie schäumte zuerst vor Zorn und war leidenschaftlich über den Abfall der Freundin erbost. Auf einmal sah sie sich, die sich bisher über der Schönheit Asters selbst vergessen hatte, wieder in aller ihrer Dürftigkeit und Häßlichkeit. Der verklärende Schimmer der Freundschaft wich, und nichts hielt sie mehr über dem Sumpf ihrer Armseeligkeit. Sie schwor, Asta niemals zu verzeihen. Auch Adele Messerschmidt zürnte in ihrem athletisch gebauten Gemüt, denn sie hatte neben dem Glauben an Asta auch eine Pensionärin in ihr verloren. Und sie war es auch, die ganz offen in der ersten Versammlung nach Asters Rückkehr aus Berlin auf den Verrat zu sprechen kam.

Aber Asta lächelte bloß: „Sind wir denn gegen die Ehe?“ fragte sie. „Wir sind doch bloß gegen die Sklaverei in der Ehe. Meine Ehe ist nur die Probe auf unsre Grundsätze. Und daß es gerade Matthias Merenus ist? Ist es nicht ein ganz besonderer Triumph, neben ihm sich selbst und unsrer Sache treu zu bleiben? Im übrigen verlange ich von euch nichts, als daß ihr schweigt und abwartet.“

Da schwiegen sie und warteten ab. Und als die neuen Kundgebungen Asters an Schwung und Schlagfertigkeit nichts vermissen ließen, da tanzten sie wieder wie früher die begeistertsten Indianertänze. Und in der Mitte des kriegerischen Ringelreihens stand Matthias Merenus an den Marterpfahl gebunden und sah zum Erbarmen aus. Denn wenn Asters Angriffe an Wucht

und Schneidigkeit nichts eingebüßt hatten, so war es gleichzeitig klar, daß Matthias nicht mit demselben Elan zu erwidern vermochte. Seine Schärfe schien ihm genommen, sein Intellekt war wie breitgeklopft, und seine Logik knarrte wie ein schlechtgeöltes Paternosterwerk.

Matthias aber merkte an seinem Freunde Richard Gabrieli ein Herumdrücken um irgend etwas. Da lag eine Peinlichkeit, eine mißmutige Halbheit in dem sonst so offenen Kerl. Es gab etwas auf Richards Seele, was dieser gern losgeworden wäre. Und eines Abends, als die Dämmerung kam und das alte Vertrauen aus seinem Winkel hervortreten wollte und sich nicht getraute, da nahm Richard einen Anlauf und sprang über den Graben: „Du, Matthias,“ sagte er, „ich weiß nicht, ob meine Frage eine Gemeinheit ist oder ob ich eine Freundschaftspflicht erfülle. Wenn ich also einen großen Blödsinn begehe, so vergiß nicht . . . ich tu' es nur, weil ich dich sehr gern habe, du Nilpferd, du quadriertes. Meine Frau will nicht, daß ich frage . . . aber ich glaube, wir müssen gegen das Weibsvolk doch solidarisch sein. Also . . . na . . . weißt du von der Geschichte in Rom?“

Matthias' Gesicht war mit der Dämmerung in eins geflossen. Ein Büschel Haare sträubte sich vor dem helleren Fenster. Das war wie eine Stalpflocke. Nach einer Weile fragte Matthias mit starkgeistiger Gelassenheit: „Meinst du den Baron Mayenegg? Natürlich weiß ich davon. Asta hat es mir gesagt. Man muß Einsicht haben . . . und die alten Vorurteile ablegen können. Wir sind reife Menschen.“

Da tat es in den untersten Brunnentiefen von Gabrielis Wesenheit einen Krach. Das war der Stein, der ihm vom Herzen gefallen war. Aber er wunderte sich über Matthias. Gottes Donner! Vorurteile und Einsichten und neues Weibervolk übereinander! —

Nach Weihnachten wurde die Ausstellung geschlossen, und Gabrielis großes Bild „Das Erwachen“ wanderte in das Sitzungszimmer des Frauenbundes „Zukunft“. Es gab ein Fest, und Richard Gabrieli hörte im Frack eine prachtvoll aufgebaute Rede der Frau Vera Norden an, in der er als Maler der neuen Frau gepriesen und die symbolische Bedeutung des Bildes erläutert wurde. Und wenn Vera Norden besonders schwungvoll und großartig wurde, dann zwickte er Frau Anna, die strahlend neben ihm stand, unvermerkt in die Hüften.

Abends gab es dann ein fröhliches Festessen in seiner Wohnung. Ein paar gute Bekannte waren da, Bewunderer seiner Kunst und von Frau Annas hausfräulicher Grazie, zwei Herren von der Jury, ein sehr dekorativer General, Matthias Merenus selbstverständlich und Frau Asta in doppelter Eigenschaft als Matthias' Gattin und als Vertreterin des Frauenbundes „Zukunft“.

Richard Gabrieli war in seiner gemütlichsten Laune: ein lautes, fröhliches Lachen, ein breitbeiniges Umherstehen und Hände-in-den-Hosentaschen-tragen. Und wenn er sie herauszog, so war es nur, um jemand vergnügt auf die Schultern zu klopfen oder ein Glas zu ergreifen und jemand zuzutrinken. Trotz seiner italienischen Ahnen sah er aus, wie aus dem deutschen

Lehm geknetet, mit einem ausgiebigen Zusatz von Treuherzigkeit und Biederkeit. Auf Frau Anna aber, eine geborene Krautschneider aus Ulm, schien die ganze südliche Zierlichkeit, die Geschmeidigkeit, die Anmut vereinigt, die nur aus dem Namen Gabrieli abzuleiten war. Sie war immer von einer Anzahl von Gästen umwimmelt, und Matthias bemerkte mißbilligend, daß sie mit dem und jenem Blicke wechselte, als sei sie in ein ganzes Netz geheimer Beziehungen verstrickt.

Neben der Hausfrau wirkte Astas Schönheit durch aus ehrfurchtgebietend. Sie stand neben ihr wie die Zweckmäßigkeit harmonischer Gliederung neben der rosigten Unbesonnenheit. Asta wandelte mit einer unsichtbaren Krone dahin, und hinter ihr schien ein leuchtender Kometenschweif zurückzubleiben, in den sich niemand hineinwagte. Sie hatte einen alten Bekannten gefunden, den niedlichen Buchdrucker Mändl, einen Getreuen vom Nordseestrand, und hatte ihn in ein Gespräch gezogen. Herr Mändl stand vor ihr, respektvoll vornübergebeugt, und wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte. Er fühlte sich ungemein geehrt, aber er wäre lieber irgendwo in Sicherheit gewesen. Von Frau Asta strömte eine kühle Verstandesklarheit aus, und das war so wie beim Zahnarzt, wenn der Zahn unempfindlich gemacht wird, bevor er gerissen wird. Man konnte nicht wissen, ob nicht plötzlich so ein Instrument zum Vorschein kam und einem ein Stück Intellekt samt der Wurzel ausgezogen wurde.

„D, ... ich weiß, welchen Aufschwung ... also, welchen Weg ... ich habe es verfolgen können ...

ich habe doch für Ihren Verleger alle Ihre Bücher gedruckt . . ." sagte er, um seine Beziehungen zur Frauenbewegung festzustellen.

"Hoffentlich haben Sie sich nicht dadurch um Ihr schönes Gleichgewicht gebracht, daß Sie sie auch gelesen haben," lächelte Asta.

Herr Mändl starrte sie hilflos an und bekam ein Ameisenlaufen über seinen ganzen inneren Menschen. Wenn er jetzt nein sagte, so war er bis zum jüngsten Tag blamiert. Und wenn er ja sagte — diese Frau war imstande, ihn in eine Debatte zu verwickeln und seine Haut zu den übrigen Trophäen zu hängen. Schon sah er etwas Scharfes, Blinkendes, Gefährliches, ein Instrument von abscheulicher Geschliffenheit über seinem Haupte.

Da kam der Hausherr, nahm mit der Unbefangenheit eines reinen Toren den Arm Asteas und führte sie zum Tisch. Frau Anna saß zwischen dem dekorativen General und dem reichen Bankier Willheim. Frau Asta bekam den Ehrensitz am oberen Ende der Tafel, und Herr Mändl dankte seinem Schöpfer und dem heiligen Gutenberg, dem Patron der Buchdruckerei, daß er ganz unten, ganz weit weg von Asta, neben Matthias Merenus Platz nehmen durfte.

Es war ein übermütiges Beisammensitzen. Frau Anna sprühte wie ein Glas Champagner, aus dem Grunde ihres heiteren Gemüts stiegen unaufhörlich Bläschen, prickelnd und berauschend, einen feinen Duft verbreitend, daß alles fortgerissen wurde. Dann war ein Malgenosse da, Franz Ameseder, ein Mensch, lang-

gestreckt und grün wie ein Grashüpfer, der machte zu Frau Annas Sprühteufoleien die trockenen Bemerkungen. Nur wenn Frau Asta etwas sagte, dann folgte immer ein kurzes respektvolles Schweigen, bis ihr endlich jemand behutsam recht gab. Herr Mändl erinnerte sich eines Sommernachmittags, an dem es Rosen geregnet hatte, Rosen am Nordseestrand. Aber wenn er jetzt zu jener Frau vordringen wollte, deren Sieg er damals mitbereitet hatte, da stand Frau Vera Norden mit lächelnder Ernsthaftigkeit im Wege, so daß er schleunig umkehrte.

Neben ihm saß Matthias Merenus und war sehr schweigsam. Es gefiel ihm durchaus nicht, daß Frau Anna ein so leichtfertiges Blinken in den Augen hatte, und daß sich glitzernde Fäden zu der ganzen begehrliehen Wande zu ziehen schienen. Nur einmal fing er einen Blick der Hausfrau auf, der war für Richard bestimmt und schien so voll Spitzbüberei und verschlagener Reckheit, als sei er unmittelbar aus einem schmunzelnden Frühlingshimmel hervorgegangen.

Nach der Mahlzeit holte sie selbst die Ananasbowle und brachte sie in einer silbernen Terrine, die sie hoch emporhob, daß sie einen Augenblick lang aussah wie Tizians Tochter Lavinia mit ihrer Fruchtgeschüssel.

"Das ist unsre erste Anschaffung von den dreitausend Mark für Richards 'Erwachen'," lachte sie, "es war unser dringendstes Bedürfnis."

"Wir hätten noch mehr so dringender Bedürfnisse," seufzte Richard, "aber die Armseligkeiten des Lebens sind so robust. Das Notwendige siegt immer über

das Überflüssige. Und das Überflüssige ist doch für den Künstler das eigentlich Notwendige."

"Sehr richtig," sagte der Bankier Willheim, "das sehe ich vollkommen ein. Übrigens sagt mir Ihre Frau, daß sich die Städel'sche Galerie um Ihren 'Herbst am Starnberger See' bewirbt. Ich möchte das Bild gern einmal sehen."

Franz Ameseder, der Grashüpfer, hatte eine Laute hervorgezaubert, kreuzte die langen Beine und begann mit einem tiefbetrübten Gesicht eine Schauerballade zu singen:

In Gaslaus Mauern lebte einst ein Schna—ider,
Er war die Stierde seiner Profess—on . . .

Es klang wirklich, als säge er mit den Flügeldecken über hornharte letzte Leibesringe. Frau Anna war schon wieder in ihre geheimnisvollen Einverständnisse verstrickt. Matthias sah, wie sie mit dem kunstbesessenen Bankier tuschelte, daß dem das Herz unter der weißen Weste schwoll. O, Blindheit des Beteiligten! dachte er. O, betrugsfertige männliche Zuversicht! Da hatte ihn Richard auf Asta's Vergangenheit gewiesen und sah das Feuer unter dem eignen Dache nicht.

Frau Anna sprang auf und zog den Bankier an der Hand nach sich: „Kommen Sie, Verehrtester, ich zeige Ihnen das Atelier. Da können Sie gleich den 'Herbst am Starnberger See' bewundern!" Und der Hochbeglückte watschelte hinter ihr davon, und eine Tapetentür ging auf und zu, und ein paar Enttäuschte sahen sich an, ungewiß, ob sie sitzenbleiben oder folgen sollten. Matthias war in allen Abteilungen seiner Freundschaft

empört und konnte nicht begreifen, daß der gute Richard so seelenheiter hinter seinem Glase bleiben konnte. Man sah doch diesem watschelnden Wägen seine Berufungswünsche so deutlich an wie dem Tiger seinen Blutdurst.

Aber bei Richard schien sich die Ananassbowle in rhythmische Schwingungen umzusetzen, er faßte seine Nachbarn bei der Hand, befahl eine Kette zu bilden und stimmte an: „Wir sind vergnügt, wir sind vergnügt und haben's gar nicht nötig . . .!“

„Nein, du hast es nicht nötig, wirklich nicht . . .“ brummte Matthias wütend wie ein Bilderstürmer, und dabei schwang er rhythmisch mit dem Oberkörper einmal nach links und wieder rechts, zugleich mit der ganzen Kette.

Nur Frau Asta hatte niemand anzufassen gewagt, und so saß sie abseits und blickte mit hellen lustigen Augen auf die Tapetentür. Sie fand an dieser entzückenden kleinen Frau wieder die Geschichte ihres Geschlechts bewährt. So war die Entwicklung der Frau. Solange sie noch dem Manne untergeordnet war, in Not oder in Liebe, so lange waren ihre Waffen im Daseinskampf die zierliche List, die anmutige Verschlagenheit. Unwillkürlich lächelnd, verglich sie Adele Messerschmidt mit Frau Anna. Adele war das Extrem des neuen Typus. Die übte jeden Tag ein psychisches Hantelstemmen und schlug mit Keulen drein. Oder Berta Kohn, die konzentrierte Säure, dieser Explosivkörper voll Haß gegen die barbarische Ungerechtigkeit des Mannes. Wie weit war Frau Anna von dieser kritischen Einsicht und Betrachtung entfernt! Gewiß,

sie wollte nichts davon wissen, ein neues starkgeistiges Weib zu sein. Und eigentlich hätte Asta sie verachten müssen. Aber sie konnte sich nicht helfen — sie liebte diese unbesonnene kleine schlaue Frau . . . wie man seine eigene Vergangenheit liebt. Und ein ganz klein wenig Wehmut war dabei.

Es wurde immer deutlicher, daß in der Ananasbowlle keineswegs ein Ansporn lag, sich mit einer ernsthaften Debatte auszuzeichnen, sondern daß eher eine Art von harmlosem Blödsinn entfesselt wurde. Der dekorative General erzählte Anekdoten wie ein Geschäftsreisender. Dann machte Franz Ameseder, der vielseitige Grasshüpfer, ein Feuerwerk. Er trampelte mit den Füßen, klatschte auf die Gegend von anderer Leute Schenkel, zischte heftig, steckte dann den Finger in den Mund und zog ihn mit einem Knall heraus. Und der begeisterte Publikum machte: Aaaaa!

Während des allgemeinen Mundaufreißens ging die Tapetentür auf, und Frau Anna und der Bankier traten ein, als kämen sie zu einer für sie bestimmten Ovation. Frau Anna war vom Kopf bis zu den Fußspitzen von Schalkhaftigkeit umsprüht, sie sah aus wie aus dem übermütigsten Sommernachts Traum, und die Spitzbüberei flammte allerenden aus ihren Haaren wie ein Sanct Elmsfeuer. Herr Willheim aber war ganz erhitzt und von Leidenschaft gesotten und stand ein wenig unsicher auf dem Boden der Situation.

Frau Anna aber flog auf Richard zu, packte ihn bei den Händen und wirbelte ihn herum: „Denk dir nur . . . denk dir . . . Herrn Willheim gefällt dein

„Herbstabend am Starnberger See“ so gut . . . er will ihn der Städtelschen Galerie nicht lassen . . . er vergönnt ihn ihr nicht . . . er kauft ihn selber . . . achtausend Mark, nicht wahr, Herr Willheim?“

Der plattfüßige Mäzen nickte beflommen.

Da wurde seine Hand von Richard gefaßt: „Abgemacht,“ sagte der Maler, „Ihnen laß’ ich das Bild gerne . . . Sie verstehen was davon.“

Franz Ameseder aber nahm seine Laute, griff machtvoll in die Saiten und brüllte: „Heil dir im Siegesfranz . . .“ und die allgemeine Begeisterung stieg bis zur Gefahr der Wohnungskündigung. Und dann schwamm alles rettungslos auf den Wogen einer zweiten Ananasbowlle.

Als Matthias mit Asta im Morgengrauen die Ludwigstraße entlang nach Hause gondelte, quollen ihm zwischen allen Fugen seines inneren Menschen die betrübllichsten Betrachtungen hervor. Über die ganze Welt schien ein unsägliches Katzenjammer ergossen. Sogar die Löwen vor der Feldherrnhalle hatten alle Würde eingebüßt und sahen aus wie die nassen Pudel. Es war Tauwetter eingetreten, und der abends gefallene Schnee quatschte sehr großstadtmäßig unter den Füßen. Matthias merkte an einer Masse an seinem rechten Fuß, daß eine tückische Schuhsohle nur auf schlechtes Wetter gelauert hatte. Das gab seinen Gedanken eine besondere Bitterkeit. Seine Weltanschauung war mit Haut und Haaren jenen Philosophien ausgeliefert, die aussehen, als seien sie infolge nasser Füße entstanden. Obenan im System stand die neuer-

lich bestärkte Überzeugung von der Ruchlosigkeit der Frau. Und trotz seinem Schmerz um die Ehe seines Freundes konnte Matthias nicht ganz einer gewissen Befriedigung entsagen. Sein Standpunkt war wieder fester geworden, sein durch die Nähe von Asters Schreibisch gefährdetes System hatte ein stärkeres Rückgrat gewonnen. Daß ihm die Geschichte mit diesem Magenegg begegnet war, das war eine Sache für sich und gehörte nicht hierher. Sie betraf nicht Frau Asta Merens, sondern Frau Vera Norden und lag in einem Zwischenreich, über das niemand Rechenschaft zu fordern hatte. Ein Experiment, die Probe auf eine Theorie, entstanden aus dem Bedürfnis eines starken Geistes, die Vielsältigkeit menschlicher Beziehungen, insbesondere der Beziehungen zwischen Mann und Weib, gründlich kennen zu lernen. Aber Frau Anna Gabrieli, die nicht zu den Starkgeistigen gehörte, hatte kein Recht zu solchen Versuchen, ihr Tun fiel unter die alten Normen.

Es wurde immer mühsamer in Matthias' rechtem Schuh.

„Ich werde ihm morgen die Augen öffnen,“ brummte Matthias.

„Wem?“ fragte Asta, und Matthias sah im aufgestellten Pelzfragen ein verwundertes Gesicht.

„Meinem Freunde!“ sagte er.

„Worüber?“

„Ich kann nicht zugeben, daß er betrogen wird.“

„Du glaubst doch nicht...“

„Na... was denn sonst? Es ist doch sonnenklar! Seine Frau hat alle Anlagen dazu. Und wenn es noch nicht geschehen ist, so ist es doch gar nicht weit davon.“

Dieser scheußliche Willheim... und Frau Anna tut sich gar keinen Zwang an. Ich bin empört.“

„D!“ sagte Frau Asta und sah Matthias von der Seite an, daß er sich plötzlich selber gleichgewichtslos vorfam. Die Blicke Asters hatten manchmal eine gewisse Art liebevoller Bevormundung, gegen die sich nichts machen ließ.

Asta blieb stehen. „Ich will dir etwas sagen, Matthias... ich ehre deine Überzeugungen von der Minderwertigkeit der Frauen. Ich will dich nicht auf unsere Seite ziehen, das wirst du mir bestätigen. Aber du darfst kein Unrecht begehen. Anna ist so keusch und rein wie keine andre Frau. Ich kenne sie wie mich selbst. Ihre Seele würde selbst vor der verbliebenen Tante Katharina in ihrer Reinheit bestehen. Es gibt vielleicht in ganz München keine zweite so gute Ehe... außer der unsern.“

„Also, was soll denn das? Was bedeuten diese Heimlichkeiten? Dieses Anschauen und Abseitsgehen?“ fragte Matthias gänzlich verstört.

„Das will ich dir sagen. Herr Willheim hat Gabriels Herbstbild gekauft. Das bedeutet die Umsetzung einer getäuschten Hoffnung in Kunstverständnis. Richard Gabrieli ist ein armer Maler gewesen, dessen Bilder unverkäufliche Schwarten waren. Frau Anna bringt ihm seine Bilder an. Sie ist sein Kamerad und sein Bilderagent und hört nicht auf, seine Geliebte und seine Frau zu sein. Die Dummheit des Männchens tappt zu. Und Frau Anna dreht ihr eine allerliebste Nase.“

Jetzt sagte Matthias: „D!“ Und dieses D war so

groß und rund wie ein Rahmen und hing fast gegenständig in der feuchten Winterluft. Und in dem Rahmen saß das Bild einer entzückenden Frau, die ganz Liebe und Schlaueit und sieghaft lächelndes Beherrschen dumpfer Triebe war. Schattenhaft flog die Erinnerung an eine fast schon legendarisch gewordene Oberlehrersgattin vorüber, ein kurzlebiges Vorbild aus einer versunkenen Ehe. Und dann sah Matthias auf einmal zwei große Schreibtische vor sich, wuchtig wie Katapulte. Und an dem einen saß Matthias Merenus, an dem andern Vera Norden, und sie schrieben Artikel, in denen sie sich herzlich befahdeten. Da quoll eine bittere Sehnsucht herauf, ein schweres Weh um etwas unwiederbringlich Verlorenes, und es war Matthias, als müsse sein Herz in Scherben gehen. Und auf einmal bekam er einen kleinen Schlag in den Nacken, und etwas Nasses, Kaltes rann ihm in den Hemdfragen. Er sah sich um. Da stand Frau Asta mit dem Pelzmantel im Winternebel der Maximilianstraße und hatte schon einen zweiten Schneeball fertig, und den bekam Matthias mitten auf die Nase, daß es nach allen Seiten spritzte. Und dazu lachte sie wie ein Pensionsmädels am ersten Ferientag, und siebentaufend ananasduftende Kobolde schienen losgebrochen. Frau Vera Norden hatte einen heftigen Rückfall bekommen, raffte den Pelzmantel zusammen und lief davon. Da tat Matthias' Sehnsucht einen gewaltigen Hopser, und er lief ihr nach und fing sie gerade am Beginn der Maximilianbrücke über der weißgrau schäumenden Isar. „Was soll ich mit dir machen?“ leuchtete er.

„Gib mir einen Kuß!“ lachte sie.

Und Matthias tat es. Und der brave König Max drehte sich auf seinem Denkmal um und freute sich bis in sein steinernes Herz hinein, daß die Verfassungs-urkunde in seiner Hand wackelte. Zwei grönländisch verummte Straßenkehrer der königlichen Residenzstadt München, die da standen und, ihre Besen im Arm, sehr umständlich mit ihren Pfeifen zu tun hatten, teilten den königlichen Humor keineswegs. Sie waren im Gegenteil voll Zorn über die Leute, die auf dem Wege ins Bett so übermütig sein können, während andre im Morgennebel so angestrengt arbeiten müssen.

Und noch jemand hatte den Kuß auf der Brücke gesehen. Das war der Buchdrucker Mändl, der behutsam in einiger Entfernung hinterdreinzappelte, damit man nicht dahinterkomme, daß er mit dem Ehepaar Merenus denselben Heimweg habe. Und er schüttelte den Kopf und verstand nicht, wie Matthias Merenus vor Frau Vera Norden so wenig Respekt haben könne, um seine Frau zu küssen.

Fünfzehntes Kapitel.

Über Matthias Merenus begriff es am nächsten Morgen selbst nicht recht. Denn da saß Asta, in Frau Vera Norden zurückverwandelt, wieder am Kataklysmus und war so starkgeistig und unabhängig wie nur je.

„Willst du nicht auch arbeiten?“ fragte sie nach einer Weile mit ernsthaft gerunzelter Stirn, „du hast doch vor drei Tagen einen Artikel gegen das Wahlrecht der Frauen begonnen. Ich bin neugierig, zu hören, welche Gründe du noch vorbringst. Du mußt dich ein bißchen zusammennehmen. Die Exposition hat mir recht gut gefallen . . . aber die Details sind bis jetzt noch schwach.“

Matthias setzte sich, ergriff einen Federhalter und versenkte sich in das liebliche Spiel des Ausprobierens einer neuen Feder. Das war eine umständliche Angelegenheit und schließlich nicht ohne Bedeutsamkeit. Ein Spiel, von dem etwas abhing. Wenn die Feder ordentlich schrieb, dann kamen die Gedanken viel leichter. Und so eine handwerkliche Hilfe war nötig, denn seit einiger Zeit stauten sich die Gedanken in Matthias' Kopf und verloren ihre ehemalige Dünnschichtigkeit. Wenn Matthias eine Stunde der Gehobetheit hatte, dann sagte er sich, das komme davon, weil

sie zu ungestüm zum Ausgang drängten. In den Perioden der Niedergeschlagenheit aber sinnierte er in sich hinein, daß aus dem klaren murmelnden Gewässer von einst ein Sumpf geworden sei mit Schlamm- und zähen Pflanzenverfilzungen.

Also gut, sagte er sich, schreiben wir weiter. Wir wollen schon sehen, daß die Details auch zu Kräften kommen. Er saß und starrte mit zusammengebißenen Zähnen die letzten Sätze von vorgestern an. Die waren ihm, als habe sie ein ganz anderer geschrieben. Es führte keine Brücke in diese gesegnete Vormittagsstunde hinüber. Es mußte irgendwo ein geländerloser Brunnen in seinem Intellekt sein, in den unbehütete Gedanken bisweilen hineinsielen. Und dann störte ihn irgend etwas. Das war die Wüste dieses niederträchtigen Frauenzimmers, der Mary Wollstonecraft, die über Astas Schreibtisch stand und spöttische Gesichter machte.

„Du, Asta,“ sagte er, „möchtest du dieses Bild nicht anderswohin hängen?“

Asta sah ihn, aus eifrigem Schreiben gerissen, höchst erstaunt an: „Welches Bild?“

„Das dort!“

„Ach, das . . . das hängt doch sehr gut hier.“ Und sie schrieb schon wieder weiter, mit der schönen Zuversicht der ehrlichen Überzeugung.

Matthias seufzte und legte sich sein Handwerkszeug von neuem zurecht. Auf seinem Schreibtisch war alles rechtwinklig geordnet. Links die beschriebenen und rechts die unbeschriebenen Papiere. Das vierkantige

Tintenzeug stand rechts oben neben dem Manuskript, das Stahllineal lag quer vor dem Briefbeschwerer, die Korrespondenz stat in einem kleinen Fächerkästchen. Es war ein peinlich sauberer Schreibtisch, auf dem alles sehr systematisch und schematisch aufgerichtet war und man im Finstern finden konnte, was man brauchte, ganz unähnlich seinem Nachbarn. Er sah neben diesem aus wie eine Kaserne neben einem Trödelladen. Asta war mit Behagen in eine wildwüchsige, tropisch-üppige Unordnung versenkt. Afrikanische Urwaldstimmung war über diese papierne Welt gebreitet.

Matthias nahm bedachtsam sein Lineal und unterstrich den letzten Satz von vorgestern. Er unterstrich sehr gern und immer fein säuberlich mit dem Lineal, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben. Wenn Asta einen Strich hinsetzte, dann tat sie es aus freier Hand und kümmerte sich wenig darum, ob er ausfiel wie ein Blitz oder eine ballistische Kurve. Matthias legte das Stahllineal wieder quer vor den Briefbeschwerer, senkte ein wenig und sah zum Fenster hinaus. Das Wetter hatte sich aufgehellt, und es schien, als habe die Sonne nur auf ein wenig Aufmerksamkeit gewartet. Sie kam ins Zimmer und legte sich breit über Matthias' Manuskript.

Matthias schob seinen Armstuhl zurück und stand auf. „Ich muß an die Luft gehen,“ sagte er, „ich habe gestern doch zuviel Ananasbowle getrunken.“

Asta hob den Kopf, sie hatte entzündete Backen und schwitzte vor Eifer wie ein schwarzer Kettich. „Kommst du zum Mittagessen?“ fragte sie.

„Ich weiß es nicht . . . ich möchte einen ordentlichen Spaziergang machen.“

„Also . . . auf Wiedersehen.“

Noch eine Weile stand Matthias unschlüssig, dann ging er leise hinaus.

Asta hörte die Tür klappen. Sie warf die Feder hin, erhob sich und schlich an Matthias' Schreibtisch. Da lag das Manuskript, und es war nichts hinzugekommen als ein schöner, ordentlicher, schwarzer Strich unter den letzten Satz von vorgestern. Kopfschüttelnd begab sie sich wieder an ihre Arbeit unter dem wohlwollenden Angesicht der Mary Wollstonecraft.

Matthias suchte inzwischen im Vorzimmer sein andres Paar Schuhe. Das war gestern frischbesohlt vom Schuster gekommen, Matthias selbst war dabeigewesen, als es vom Mädchen übernommen worden war. Er hatte nicht Lust, die Schuhe von gestern wieder anzuziehen und wieder der Philosophie der nassen Füße zu unterliegen. Das Mädchen war nicht da, er hatte es längst bemerkt, daß dieses faule Frauenzimmer die Arbeitsstunden Aastas benutzte, um bei den Freundinnen im Hause lange Besuche zu machen. Nach längerem Suchen fand er die Schuhe hinter einer Hutschachtel auf dem Vorzimmerkasten, wo sie entschieden nicht hingehörten.

Ach ja, sein Schreibtisch war die einzige Dase der Ordnung in dem genialischen Wirrwarr dieses Heims. Mama Rosina war tot, aber ihr Wesen schien jetzt in Asta recht lebendig zu werden. Das war die Kalawajasche Familieneigenschaft, das Erbe aus Polen, das nun auch in Asta zum Durchbruch gelangt war.

Noch tauchte sie nicht das Semmelende in den Kaffee, aber sonst schwebte der Geist der mütterlichen Unbekümmertheit manchmal recht handgreiflich über den Räumen und Dingen.

Draußen war es wieder etwas frischer geworden, und die Schmutzlachen auf den Straßen zeigten sternförmige Frostbildungen. Man ging über leise knisternde Kunstformen der Natur. Und zwischen den zerzausten Federwolken stand der ungeheure Doppelmastkrug der Frauentirche. In den Gasteiganlagen schoben die Kindermädchen die Wagen durch den Winter Sonnenschein. Die Isar wühlte unten an den Quadern und um die Pfeiler einer Brücke, die heute im Morgendämmern einen Kuß gesehen hatte.

Matthias ließ den Kopf sinken und kam ins Sinnen. Es gab ganz gewiß keine seltsamere Ehe zwischen Bugtehude und Palermo als die seine. Die Küsse waren recht selten geworden, und die Ananasbowlen standen nicht zu jederzeitigem Gebrauch bereit.

Auf einmal grüßte jemand. Und das war Herr Rodnagel, Matthias' Hausherr. Sein Wesen war seinem Namen senkrecht entgegengesetzt, er sah aus wie das bürgerliche Wohlwollen und die Zufriedenheit mit der bestehenden Gesellschaftsordnung und hätte allen Aufrührern als Gegenbeispiel vorgehalten werden können. Aber jetzt hatte er eine unangenehme Beimischung von unbezahltem Mietzins, und sein Gruß senkte einen eisigen Schrecken in Matthias' Seele.

Herr Rodnagel ging vorüber, aber von dem Schrecken blieb eine bedeutende Schwäche zurück, spiralförmig

zusammengedrehte Gefühle und schlotternde Gedanken. Da hatte Matthias jetzt trockene Schuhe und mußte wieder seinem biedern Hausherrn begegnen, damit seine Weltanschauung nur ja keinen höheren Schwung nehmen könne. Einen Augenblick lang hatte Matthias einen heftigen Zorn gegen sich selbst — wegen seines philisterhaften Vorurteils gegen unbezahlte Mietzinse und überhaupt gegen Schulden.

Die ganze Situation drängte mit Macht zum Hofbräuhaus. Für solche ungelöste innere Zerrwürfnisse hätte jeder Seelenarzt ein Rezept mit den heiligen Buchstaben H. B. verschreiben müssen. Und nach einer Weile saß Matthias unter den naturgewaltigen Gewölben der Schwemme, garnierte seinen Mißmut mit Weißwürsten und Sauerkohl und goß obendrauf drei Maß H. B., bis er keinen Muckser mehr spürte.

Frau Asta hatte nachmittags Besuch. Adele Messerschmidt und Bertha Kohn waren gekommen, und Alice von Puttitz hatte sich elegant und schillernd mit hereingeschlangelt. Vera Nordens Empfangstag war der Donnerstag, und an diesem Tage waren fast alle Räume der Wohnung gesteckt voll eifriger Kämpferinnen für Ehefreiheit, Mutterschutz und Frauenwahlrecht. Aber auch fast jeder andre Wochentag brachte die Intimen zu der Führerin, um Neues zu berichten und Neues zu vernehmen. Gerade jetzt brodelte es im Kessel der öffentlichen Meinung ziemlich heftig. Es handelte sich allen Ernstes um die Erbauung eines eigenen Vereinshauses, und das Für und Wider der Ansichten wurde bei Asta angelegentlich erörtert. Adele Messerschmidt

war eigentlich dagegen. Sie sah eine Verödung ihrer Pension und der vegetarischen Speisehalle voraus, wenn alles Leben in einen andern Mittelpunkt strömen würde. Aber sie war so ehrlich, ihren eigenen Vorteil der großen Sache unterzuordnen, wenn es denn einmal so sein müßte.

„Ich habe einen Einfall gehabt,“ sagte Asta, als man wieder auf das Hauptthema kam, „wie wäre es denn, wenn wir einen Teil unseres Hauses als Pension für alleinstehende Frauen einrichten und Adele die Leitung übertragen?“

Man saß im Salon neben dem Arbeitszimmer und hatte es sich auf den Sitzgelegenheiten so bequem als möglich gemacht. Es war dämmerig geworden, und der Schein der Laternen kam aus der Tiefe des Straßenschachtes, unsicher und verloren über Wände und Möbel tastend. Hier draußen in Haidhausen, nahe der Stadtgrenze, hatten die Laternen nichts mehr von der grellen Zuversicht ihrer Kameraden im Mittelpunkt des Verkehrs.

„Nun,“ fragte Asta nach einer Weile, „was meinst du dazu, Adele?“

Ein Grunzen kam aus der Gegend, wo ein gigantischer Schatten eine ganze Ecke ausfüllte. Adeles solid beschlagene Seele wehrte sich gegen die Nöhrung. „Du bist ein guter Kerl,“ murmelte sie.

„Ich meine, es ist eine Lösung. Überlege es dir!“

Berta Kohn war aufgestanden und begann mit auf den Rücken gelegten Händen auf und ab zu gehen. Ihre krummen Schultern traten hervor, wenn sie sich

dem Fenster näherte, und wenn sie den Lichtstreifen querte, der von diesem Fenster zum Bilde Heinrichs VIII. an der Wand ging, so sah man ihr verbissenes, pergamentfarbiges Vogelgesicht. „Man fängt endlich an, uns ernst zu nehmen,“ sagte sie, „nur einige können sich durchaus nicht daran gewöhnen, daß wir auch Menschen sein wollen. Heute habe ich einen anonymen Artikel gelesen, der sich mit unserm Vereinshaus beschäftigt. Der Verfasser macht den Vorschlag, es ‚Allgemeines Frauenhaus‘ zu nennen. Das ist eine Gemeinheit.“

Alice von Puttitz lachte laut in die Dämmerung: „Wenn sie anfangen, so schlechte Witze zu machen, so fühlen sie, daß es nicht gut für sie steht.“

Berta Kohn war am Fenster stehengeblieben. „Ich habe deinen Mann im Verdacht, Berta,“ sagte sie.

„Womit?“

„Daß er diesen Artikel geschrieben hat.“

„Was fällt dir ein?“

„Ist es so unmöglich? Bei seinen Gesinnungen!“

„Es ist ganz unmöglich. Wir lesen einander vor, was wir schreiben. Das ist nicht von ihm. Er macht nicht einmal mehr schlechte Witze.“

Alice klirrte mit der Kette ihres Korngons. „Es scheint, daß Sie ihn untergekriegt haben,“ sagte sie, und ihre Worte trugen einen Hauch von Ironie, „das ist der Ausgang Ihres Experiments. Vielleicht muß es so in der Ehe sein, daß entweder der eine oder der andre oben auf ist. Ich bleibe dabei, daß die ganze Einrichtung nichts taugt.“

Astas Antwort ließ auf sich warten. Dann kam sie sehr weich und milde, fast versonnen: „Ich hätte mir ihn stärker gewünscht. Es war vielleicht ein Traum.“

Bertas eifersüchtige Seele war qualvoll bewegt: „Wenn du wenigstens glücklich wärst,“ murmelte sie.

Da stand Asta auf, trat zu der Freundin und legte die Hände auf die armseligen verkrümmten Schultern: „Und wenn ich dir sage, daß ich trotzdem glücklich bin . . . wirst du mich verachten?“

Draußen ging eine Tür, und Matthias' Stimme fragte nach seiner Frau.

Das Mädchen antwortete etwas.

„Ach Gott, sind die schon wieder da!“ sagte Matthias, und das hatte einen sehr grimmigen Ton, es war ein gesprochenes Stirnrunzeln. Und da kam er auch schon herein und schnaubte in die Finsternis, wie ein Schlachtroß vor der Entscheidungstunde. „D,“ sagte er, „die Herrschaften sitzen im Dunkeln. Ja, warum denn? Es werde Licht!“ sagte Gott, noch ehe er das Weib erschuf. Ich bin immer für Licht in allen Verhältnissen.“

Es wurde Licht, und da sah man sogleich, daß ein Zusammenstoß unvermeidlich war. Denn Matthias Merenus' Mannesmut war gehörig mit Hopfen und Malz gestärkt und gesteift, und seine Augen funkelten bedrohlich. Bisher hatte er die Tyrannei der Weiberbande immer ertragen. Er hatte es geduldet, daß man ihn gekliffentlich übersah, daß man tat, als sei er nicht vorhanden. Und er hatte sich gern verzogen, wenn die streitbaren Garden angerückt kamen. Aber

heute hatte er den Soldatenehrgeiz, nicht zu weichen, und trat mit festem Schritt, wie weiland Ritter Delorges zwischen den Tiger und den Leuen — zwischen Adele Messerschmidt und Berta Kohn.

Alice von Puttvis nahm sogleich ihr Vornon vor, und ihr hübsches Puppengesicht verbreiterte sich vor lauter Spannung. Nun wurde die Sache endlich wieder einmal sportlich interessant. Hahnenkämpfe, Tierheken, Stiergefechte waren die Schwächen der jungen Dame. Man sagte ihr im Kreise intimer Bekannten nach, daß sie auf ihrer Spanienreise ein Verhältnis mit einem Toreador gehabt habe. Jetzt stand sie in zärtlichen Beziehungen zu einem Manne, der durchaus eine Flugmaschine erfinden wollte und sich bereits einmal beide Beine, drei Rippen und das linke Schulterblatt gebrochen hatte.

Ein angenehmes Gruseln überlief Alice, als sie jetzt Berta Kohn ins Auge faßte. Die bot einen außerordentlich schreckenerregenden Anblick. Sie sträubte sich stachelig gegen Matthias. Er wirkte immer als Kriegsdrommete, heute aber verlor sie alle Besonnenheit und warf sich in jähem Ansturm auf ihn.

„Sie haben recht, Herr Merenus,“ sagte sie, „ich bin auch dafür, überall Licht hineinzubringen. Vielleicht können Sie mir bei einer Sache helfen. Wir haben gerade vorhin davon gesprochen. Sagen Sie mir doch, ob Sie auch anonyme Artikel gegen uns schreiben?“

Matthias spürte sich in Gift und Galle eingehüllt. Aber er stand fest wie ein Gepanzerter im Drachenloch.

„Anonym? Nein, meine Gesinnung ist öffentlich bekannt . . . ich brauche mich nicht zu verbergen.“

Berta Kohns arme, franke Menschenseele aber war voll Bitternis und Ungerechtigkeit gegen den Mann, der ihr die Freundin genommen hatte: „Ich meine . . . es ist doch manchmal recht angenehm, unerkannt zu bleiben, wenn man so eine kleine Gemeinheit sagen möchte.“

Da kam es bedauerlicherweise zum Vorschein, daß sich Matthias heute nachmittag unter den raucherfüllten Gewölben der Schwemme drei Stunden lang mit einem Droschkentritscher unterhalten hatte. Über seiner guten Erziehung und den höflichen Umgangsformen lag eine grobe, rauhaarige Pferdedecke. Er trat auf das Mädchen zu und sagte: „Sie . . .! Ich sollte Sie eigentlich senkrecht bei der Tür hinausschmeißen!“

Es wurde sehr still. Alice fühlte entzückt das Rollen des Bodens unter der Situation.

Asta erhob sich heftig: „Ich muß dich darauf aufmerksam machen, Matthias, daß die Damen meine Gäste sind. Ich habe gedacht, du seist ein Gentleman!“

Da schämte sich Matthias schmachvoll, daß er sich gegen das arme, verbitterte Ding so betragen hatte. „Ja, da soll man dann ein Gentleman sein,“ murmelte er, „zuerst wird man angegriffen . . . und dann soll man nicht vergessen, daß man ein Gentleman ist . . .“

Seine Niederlage war entschieden. Gebeugt unter ihrer Wucht, verließ er das Zimmer und suchte einen geschützten Winkel auf. Er hörte nichts davon, daß Asta der Freundin heftige Vorwürfe machte, und daß

Berta ihr weinend um den Hals fiel und sie hundertmal um Verzeihung bat. —

Asta berührte den Vorfall mit keinem Wort, und auch Matthias hütete sich von ihm zu sprechen. Aber die Erinnerung an diese Stunde hatte ein warnendes Gesicht, und wenn Matthias jetzt Aastas Freundinnen bei ihr wußte, beschrieb er einen großen Bogen um alle Möglichkeiten eines Zusammentreffens.

Der Winter wurde noch einmal sehr grimmig und machte die Isar zahm. Die Arbeitslosen durften Schnee schaufeln, und von den Schnurrbärten der Bierkutscher hingen die Eiszapfen. In der Dämmerung der Sonntagsfrühe wanderten die verummten Gestalten zum Starnberger Bahnhof mit Schlitten auf dem Rücken oder langen Hölzern auf den Schultern. Die Welt hatte jauchzende neue Kraftgefühle gefunden, ein winterliches Beisammensein mit der Bergwelt, auf langgestreckten, gekrümmten Schlittenbahnen oder auf verschneiten Hängen, in denen die Schneeschuhe parallele Furchen pflügten. Der Wintersport war entdeckt worden.

Dann kam es warm von Westen her, die Schneehaufen sanken zusammen, die Isar wurde wieder laut. Und als die Oberfläche der alten Mutter Erde wieder für Kraut und Gras bereitet war, erschien eine Kohorte von Leuten mit Stangen, Keinen und Instrumenten und begann einen wüsten Bauplatz, ganz in der Nähe von Matthias' Wohnung, um und um zu vermessen.

Und dann knarrten die Ziegelfuhren, die Kalkgruben wurden ausgehoben und Erdhügel aufgeworfen. Ein Stück München wurde vollkommen umgekrempelt.

„Sie bauen uns ein neues Theater vor die Nase. Ein zweites Bayreuth. Für Richard Wagner,“ sagte Matthias zu Asta. Und dann sagte er sehr vorsichtig: „Wir werden unsre Wohnung aufgeben müssen.“

„Warum?“

„Na . . . denk dir das aus! Die ganze Gegend wird im Sommer nichts sein als Lärm und Staub.“

„Aber Matthias! Bis dahin! Wer weiß auch, ob es so arg wird. Und wo finden wir gleich eine andre so hübsche und verhältnismäßig billige Wohnung?“ Und lachend fuhr sie fort: „Die Wohnung ist zwar deine Sache, aber du siehst — ich denke auch für deine Kasse!“

Da tat Matthias einen der großmächtigen Seufzer, die sich jetzt manchmal aus seiner Brust wölben wie Domkuppeln, und er sagte nichts weiter . . .

An einem dieser blankgeputzten Märztage hatte Richard Gabrieli draußen die Haidhausener Erdumwälzung gemalt. Die feuchten, schweren Schollen, die blauen Arbeiterschürzen, die Schubkarren, die über die Laufplanken liefen, die Krane und Winden und Seile und die kraftvoll ansauchenden Köpfe, das ganze heftige Getümmel der Arbeit, eingehüllt in den Atem der umgewühlten Frühlingserde, unter einem kreuzvergnügten Himmel in den allerschönsten bayrischen Landesfarben. Es sollte ein Gegenstück zu Menzels „Eisenwalzwerk“ werden: „Der Bau.“ Und Frau Anna hatte gesagt: „Paß auf, Richard, es wird ein Treffer, wenn im Katalog steht, daß das der Bau des Prinzregententheaters ist. Am Firnistag ist das Bild verkauft.“

Gegen Mittag packte Richard Gabrieli zusammen und ging zu Matthias Merenus. Aber der war nicht zu Hause, und Asta hatte den Ausschuß des Frauenverbandes „Zukunft“ bei sich. Da wandte sich Richard gleich dem Gastfreund aus Ägypten und ging. Er pffte sich eins, denn er hatte ein paar Dinge hingemalt, die waren nicht von schlechten Eltern. Seinen Malkasten trug er festgeklemmt unter dem Arm, denn darin waren außer den Farben und dem Pappendeckel mit der Skizze auch noch Lebensfreude und Ruhm und Geld hineingepackt. Als er vor das Maximilianeum kam, warf er einen Malerblick hinauf. Er hatte immer seine Freude an dem großen Zug in dieser Baugewerkllichkeit.

Da stand oben auf der Rampe ein kleines Männlein in Havelock und grauem Hut. Das sah vor den gewaltigen Massen des Baues ganz erbärmlich und zerquetscht aus. Aber in dem zerquetschten Männlein erkannte der Maler seinen Freund Matthias Merenus.

Er lief die Rampe hinauf und packte den auf die Brüstung Gelümmelten unversehens an den Schultern: „Heißgeliebter! Was tust du? Schau' mir keine Löcher in die Münchner Luft. Ich brauch' sie noch zu einigen Bildern!“

Matthias wandte sich um, und Gabrieli sah, daß er ganz in Verdrossenheit gehüllt war.

„Du bist es?“ sagte Matthias.

„Ich war in deiner Wohnung . . . Pardon, in eurer Wohnung . . . Asta hat den Generalstab bei sich.“

„Ich weiß es . . . ich bin inzwischen obdachlos.“

„Schmeiß doch die Bände hinaus!“

Matthias tat einen Domkuppelseufzer: „Du kannst leicht reden!“ Was mußte der Maler davon, wie das ist, wenn einem alle Herrengedühle beschnitten sind.

„Na ja . . .“ sagte Gabrieli nachdenklich. „Aber weißt du, mein Lieber, das geht doch nicht so . . . ich bemerke, daß dir alle Freudigkeit genommen ist. Du gehst herum, als ob dir die Hühner das Brot gefressen hätten . . . Donnerwetter, wer wird denn so die Ohren hängen lassen! Die Welt ist doch so eine ganz wunderhübsche Gelegenheit zum Dasein.“ Und Richard lämmelte sich neben den Freund auf die Brüstung und schaute mit hellen Augen hinaus. Da draußen, ganz in der Ferne, hatte diese wunderhübsche Welt einen blauen, gezackten, weiß eingefassten Ramm. Dort waren Tannenwälder und Seen und Bauernhäuser mit blauem, wirbelndem Rauch und Sonntagsraufereien. Mut und Übermut im innigsten Verband, heilige Erlebnisse an Freude und Erhabenheit. „Ich habe einen Einfall,“ sagte er plötzlich und legte seine Hand auf Matthias' Arm. „Bitte, mach' keinen Wit . . . ich habe wirklich einen guten Gedanken. Wir gehen miteinander in die Berge. Garmisch-Partenkirchen, Tegernsee und so weiter. Oben ist noch der Winter . . . aber unten lacht schon der Frühling mit gelben Schlüsselblumen und Hahnenfuß und Leberblümchen. Was sagst du dazu? Zwischen Winter und Frühling auf und nieder steigen. Und die Zugspitze aufgetürmt über der ganzen Lustbarkeit. In drei Tagen bin ich aus der Skizze zu meinem Bild heraus. Dann fahren wir . . .“

Matthias ließ den grauen Hut sinken. Der Mißmut zog sich noch dichter um ihn zusammen: „Es wäre ja sehr schön,“ murmelte er, „aber es geht nicht.“

„Lächerlich! Warum denn nicht? Man muß schon manchmal aus dem Gängel heraus. Deine Frau ist ja so ungeheuer vernünftig. Und du hast ja deine fassungs-
mäßig gewährleistete Selbstbestimmung.“

„Es ist nicht das!“

„Na, was denn dann?“

Matthias wandte den Kopf ab. „Etwas sehr Dummes. Aber etwas sehr Entscheidendes. Ich habe kein Geld.“

„Heiliger Strohsack! Das ist wirklich das Dummste, was einem begegnen kann. Ich weiß das sehr gut von früher her. Aber, mein Lieber . . . im vorliegenden Falle, wie unser Professor immer gesagt hat . . . wenn du keins hast, ich habe eins. Mein lieber General von Hemichen-Waldstätten hat mir vor ein paar Tagen ein Dachauer Moos abkaufen müssen. Du weißt . . . sie müssen, wenn sich's meine Frau in den Kopf setzt. Bei unsrer bewährten Freundschaft . . . es ist mir ein Vergnügen . . .!“

Aber da löste sich Matthias von der Brüstung und trat vor dem Versucher zurück. „Nein . . . nein . . . nein!“ sagte er heftig, „du bist mir viel zu lieb, als daß ich dich anpumpen möchte. Du hast ja keine Ahnung, mein Lieber. Ich habe so viel Schulden wie der Hund Flöhe. Ich kenne mich nicht mehr aus. Pfändungen von allen Seiten. Ich muß eine teure Wohnung bezahlen . . . ich stopfe ein Loch mit dem andern zu. Es ist ein niederträchtiges Leben . . . immer

die Angst, daß meine Frau etwas merkt ... dann wäre ich ja von vorn bis hinten blamiert. Du kennst doch unsern Vertrag."

Richard Gabrieli war bewegt. Er betrachtete den Freund genauer. Ja, sein Aussehen ließ zu wünschen übrig. Dieser Havelock und dieser graue Hut waren von einer recht merklichen Abgetragenheit. Die Zeiten der Blankenbergher Eleganz lagen ganz weit dahinten in der Vergangenheit.

"Ja ... aber ...", sagte er.

"Ich verdiene nichts," fuhr Matthias fort, "oder beinahe nichts."

"Das ist schlimm."

"Sehr schlimm! Die Zeit ist meinem Genre nicht günstig. Die Frauen haben alle Trümpfe in der Hand. Die Öffentlichkeit steht auf ihrer Seite. Meine Ansichten sind unmodern geworden. Und die wenigen Redaktionen, die noch auf der andern Seite sind, wollen meine Arbeiten nicht. Denen sind sie wieder zu wenig schneidig. Und dabei muß ich zu Hause schreiben, als ob ich, Gott weiß wie, beschäftigt wäre. Und dann das Gefrage, wenn nichts gedruckt wird." Lang zurückgestaute Heimlichkeiten brachen hervor, der ganze Jammer kleinlichen Lebensgedränges, doppelt armselig vor der Front des königlichen Baues, mit der Aussicht auf eine lustige Stadt und die fernen Berge.

Richard Gabrieli gab einen behutsamen Wink: "Dann ... verzeihe, aber ich rede ja nicht von einem Verrat, sondern von Dingen des Broterwerbs ..."

kannst du dir nicht irgendein andres Gebiet aussuchen? Schimpfe auf die Münchner Malerei oder fang an, über Musik zu schreiben; du verstehst so wenig davon, daß du gewiß Erfolg haben wirst."

Da machte Matthias eine heroische Gebärde: "Nein ... niemals ... niemals. Das würde so aussehen, als hätt' ich vor ihr die Waffen gestreckt. Das kann ich nicht. 'Lieber tot als Sklav'!"

Und er wandte sich und ging davon, in seinem Havelock und grauen Hut, ein Unterliegender, aber ein Held, neuen Kämpfen entgegen.

Richard Gabrieli packte seinen Malkasten fester und stieg die Rampe hinab. Auf der Isarbrücke blieb er stehen und schaute nachdenklich über das Geländer. Dann spuckte er in das schäumende Wasser und sagte: "Pfui Teufel!" Er meinte damit weder Matthias noch Aita, sondern die böshaften Mächte, die manchmal zwischen den Menschen stehen und sie nicht zusammenkommen lassen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Sternbilder der Salvatorzeit waren am Münchner Vierhimmel aufgegangen. In der Nacht vor dem Anstich ritt Seine Hoheit, der Herr Kurfürst, höchst eigengespenstig auf seinem dicken Nubelbrettsschimmel von der Residenz zum Nockherberg. Und wenn auch durch Seine Kurfürstliche Hoheit und durch dero Schimmel hindurch die Straßenlaternen sichtbar waren und die Helme der mitternächtlichen Schugleute glitzerten, so war die Entkörperung doch nicht so vollkommen, daß der ganze Hochfürstliche Salvatordurst im Jenseits vergangen wäre. Und als die Hufe des Schimmels lautlos vor dem Keller hielten, da sprang die schwere Pforte auf, und Pater Barnabas, der Braumeister, stand in seiner braunen Kutte da, wie einst, lachte über das ganze Gesicht und reichte dem wohlaffektivierten Kurfürsten eine schäumende Holzkanne: »Salve pater patriae!«

Und Seine hochselige Gnaden, der Herr Kurfürst, neigten sich grüßend, erfaßten die Kanne und tranken, daß durch den blauen Leibrock das Bier als ein dicker brauner Strahl bis auf den Sattel hinab sichtbar war. Und Pater Barnabas freute sich unbändig über den geisterhaften Durst. Seine hochselige Gnaden schnauften

gewaltig, machten die Nagelsprobe und sagten dann mit ungemein wohlwollenden Mienen: „Ist annoch guet und süßig!“

Und da war das Salvatorbier für Stadt und Welt gesegnet. Und über der Vorstadt Au schoß ein Stern aus dem Himmel, das war ein Gruß von Sanct Gambrin.

Am nächsten Tage war München auf den Beinen. Der Nockherberg war ein zerevisischer Montsalwatsch, zu dem die Pilgerzüge aus allen Weltgegenden kamen, in weihervollster Vierstimmung, Frömmigkeit in der Seele und Entschlossenheit in den Ellenbogen, wenn es gelten sollte, sich eine Maß mit Gewalt zu erkämpfen. Und jeder erste Schluck war ein andächtiges Gebet, und alle die erweiterten Münchner Herzen jubelten einen Dank.

Der März hatte eigens einen linden Abend hergegeben, daß man draußen sitzen konnte. Die ganze Welt war ein Geflapper von Zinn auf Steingut, ein Dampf von Würsten, ein Dröhnen von Schlägen, die Piepen in die Bäuche der vollen Fässer trieben, und ein Poltern von leeren, die sich im Hintergrund der Begebenheiten aufstürmten. In der gedoppelten Wesenheit Münchens war heute die Kunst vom Bier vollständig unterdrückt.

Und sogar die Staatsgewalt, von der kein Mensch weiß, wozu sie eigentlich da ist, erwarb sich heute Sympathien, indem sie sich in den Dienst Sanct Salvators stellte. Die Polizei, die sonst nur das Überflüssige tut, tat heute einmal ausnahmsweise das Not-

wendige, indem sie auf dem Ruckherberg den Bierverkehr regelte. Sie gab fein acht, daß der Zugang zum Schank nicht verlegt wurde, daß der Abgang gleichmäßig vor sich ging und es nicht etwa jemandem einfiel, mitten im Strom stehenzubleiben und sich in seinen Maßkrug zu vertiefen, was sogleich Verwirrung und Unordnung hervorgerufen hätte. Sie wurde nicht müde, der Menschheit zuzurufen: „Rechts gehen und Kleingeld bereithalten!“ Kurz, die Polizei sorgte einmal auf rührende Weise für das Volk, daß jeder zu seinem Biere kam und niemand „derstößen“ wurde. Heute hatte sie einmal volles Verständnis für die Instinkte der Massenseele.

Herr Rodnagel war am frühen Nachmittag aus seinem Haus gewichen und hatte sich einen Platz erobert, den er im Wechsel der Stunden festhielt. Er saß, mit dem Rücken gegen die Hofmauer, den Maßkrug vor sich, als ob er Pech auf den Hosen hätte. Sein Gemüt war in so vollkommenem Einklang mit der Weltordnung, daß er seiner Persönlichkeit weder etwas hinzufügen noch etwas von ihr hätte vermissen mögen. Er lag vor Anker und ließ alle Menschen wohlwollend an sich vorüber. „Sehn S“, sagte er zu seinem Nachbar, einem Gerichtsvollzieher, der so aussah, wie die Gerechtigkeit in einer volkstümlichen Ausgabe, „der dort drüben, der Herr neben der Frau im schwarzen Kleid ... das ist der Herr Matthias Merenus, der wohnt in mein'm Haus ... er is mir schon wieder zwei Monat' den Zins schuldig ... aber ich vergönn' ihm's, er soll sich nur unterhalten ...

der Mensch muß sein' ‚Salvatorfreud‘ haben. Heut' vergönn' ich ihm's.“

Herr Rodnagel ahnte nichts davon, daß vor einer halben Stunde ein schwarzer Kapottehut mit gelben Bindebändern auf dem Ruckherberg aufgetaucht war und unter dem Hute eine heftig entrüstete Hausfrau, deren Blicke wie Falken flogen.

Matthias Merenus und Asta hatten sich mit Gabrieli und Frau Anna zum Salvator zusammengetan. Herr Willheim, der Buchdrucker Mändel und der langgestreckte Franz Ameseder hatten sich angeschlossen. Sie saßen zu sieben auf einem Raum, der sonst gerade dreieinhalb Erwachsenen genügt hätte, hatten Beine und Ellenbogen angezogen und waren kreuzvergnügt. Sogar Matthias hatte sein Sorgenbündel weggeworfen und dachte nicht mehr daran, daß er morgen wieder auf das gespannte Drahtseil mußte.

Franz Ameseder war schon wieder sangeslustig geworden. Er klapperte mit dem Krugdeckel und fühlte sich wohl:

Jetzt sammer, jetzt sammer, jetzt sammer unser siebene
Und hammer und hammer und hammer ka anzigs Parapluhü!

Aber der schwarze Kapottehut mit den gelben Bindebändern bedeutete auch für Matthias eine Wendung.

Auf einmal kam er hinter dem breiten Rücken eines dienstfreien Trambahnschaffners hervor und nahm den Kurs auf den ahnungslosen Herrn Rodnagel. Der sah mit jähem Entsetzen mitten in einer Erörterung über den Unterschied zwischen Pilsner und bayrischem Bier seine Gattin vor sich. Zuerst versuchte er es

auf dem Verhandlungswege. Er wollte den schwarzen Kapottehut mit den gelben Vindebändern zum Bleiben bewegen. Aber Frau Nodnagel war das selbstausschlagende Beispiel einer bierfeindlichen Münchnerin. Sie erklärte, es sei genug, daß er seit vier Uhr nachmittags beim Salvator sitze, und Herr Nodnagel sah ein, daß jeder weiteren Weigerung der Ausbruch der offenen Feindseligkeit folgen müsse.

Er erhob sich wie ein König, den man zur Abdankung gezwungen hat. Sein Gerechtigkeitsgefühl war in den Grundfesten erschüttert. Er wurde hier eingezogen und abgeführt, gerade wo es erst ganz gemüthlich zu werden begann, und drüben saß dieser Herr Merenus und sang, als ob er das beste Mietergewissen von der Welt hätte. Er sah dem Glücklichen vom Schicksal noch eine unendliche Reihe von Maßkrügen zugebracht. Da tat seine Gutmütigkeit noch einen letzten Zucker und verschied. Und an ihrer Stelle erfüllte seine Seele ein gelber Neid, so gelb wie die Vindebänder des Kapottehutes.

Als er an Matthias vorüberkam, erkannte der seinen Hausherrn, und ein Schnitt ging ihm mitten durch den Kehlkopf. Er fühlte sich fürchterlich ertappt. Irgend etwas flüsterte ihm zu, daß für ihn in diesem Augenblick Sack und Asche weit entsprechender wären als Salvatorbier und Sangeslust.

Herr Nodnagel gab Matthias einen Wink. Und als sich der zu ihm durchgequetscht hatte, sagte er: „Sie, Herr Merenus, ich muß Ihnen sagen, daß ich nicht länger auf mein Geld warten kann.

Morgen will ich mein Geld haben, sonst sind S' gekündigt.“

Matthias stand da mitten im zerebrischen Getümmel des Rockherberges wie verdonnert: „Das hätten Sie mir auch anderswo sagen können,“ wandte er demütig ein.

Nodnagel aber hatte sein Herz verhärtet: „Ah was, wenn S' kein Geld haben, so brauchen S' auch nicht zum Salvator gehen.“ Und dann ging er, einigermaßen erleichtert, mit seiner Gattin, die mißtrauisch wartend neben ihm geblieben war.

Matthias quetschte sich wieder an seinen Platz, schmerzlich überzeugt, daß es auf der Welt nichts Ungemüthlicheres gebe als einen Münchner, der beim Bier gestört worden ist. Seine gute Laune war brutal hingemordet, seine harmlose Selbstvergessenheit war zerstückt wie ein Ameisenhaufen, daß alle Gedanken planlos und angstvoll durcheinanderliefen. Das häusliche Elend stand da, riesengroß, und Sanft Salvator war dagegen nur ein Tortenfigürchen. Matthias war kein fröhlicher Lebensbildner mehr. Er hatte keinen Zigeunerleichtsin. Vor zwei Tagen war etwas Furchtbare geschehen. Ein silberner Becher war ins Versakamt gewandert. Ein Ehrenpreis, eine Erinnerung an den Strand von Blankenberghe. Der Sand, der einst die zarte Form von Aftas Fuß nachgebildet hatte, befand sich jetzt in einer Zigarrenschachtel, unten in Matthias' Schreibtisch. Diese ganze niederträchtige Wirtshaft hatte Herr Nodnagel heraufbeschworen. Das lag jetzt auf Matthias' Brust und beengte ihn wie ein Bronchialkatarrh.

Aber die andern ahnten nichts von Matthias' inneren Qualen und hatten den schönsten Salvatorschwung. Die Trudringer Bauernkapelle saß ganz in der Nähe und spielte einen G'strampften.

„Eins — zwei — drei — g'suffa!“ kommandierte Richard Gabrieli. Da standen alle auf und tranken die Maßkrüge aus. Die Kunst war vollständig unter das Vier geraten. Der Augenblick kam heran, in dem alle Menschen Brüder und Schwestern wurden.

Hinten, unter einem kahlen Kastanienbaum, prügelten sie einen Preußen und schmissen ihn dann den Nocherberg hinunter. Der bayerische Löwe war losgebrochen und spazierte im Zacherlkeller herum. Es war acht Uhr geworden, und die Staatsgewalt mußte daran denken, den Nocherberg räumen zu lassen. Wer noch nicht genug hatte, mochte unten im Bräuhaus dem Sanft Salvator weiterdienen.

Franz Ameseder, der langgestreckte Grashüpfer, der auf der Welt nur drei Dinge zu verstehen schien: Malen, Singen, Trinken, sagte: „Herrschaften, und jetzt gehen wir und trinken im ‚Café Größenwahn‘ noch einen Schnaps.“

Es war eine äußerst angenehme Vorstellung, auf die dicken braunen Fluten des weiland Pater Barnabas noch einen prickelnden Champagner zu setzen. Eine pikante Vorstellung: Brevier und mondäner Almanach, Litanei und Frou-Frou, Mönchskutte und seidener Unterrock. Man war mit Begeisterung dabei.

Und man fuhr in einer Droschke durch die Residenzstadt München, in der heute die Wachleute von ganz

besonders hingebendem Bierverstand waren. Gabrieli und Ameseder saßen auf dem Rutschendach. Gabrieli hielt eine Ansprache: An mein Volk, und Ameseder versicherte jedem Begegnenden, daß sie ihrer sieben wären, und kein einziges Parapluie hätten.

Dann bohrte man sich in eine rotplüschene Ecke und klingelte mit den feinen Champagnerfellen der Mitternacht entgegen. Es klang ganz besonders lieblich und zart nach dem grobschlächtigen Geläut der Maßkrüge. Matthias war der einzige, der nicht mitgerissen war und stumpfsinnig brütend über seinem Elend saß. Der Kosmos sah ihm aus wie eine einzige große unbezahlte Rechnung. Und je mehr er trank, desto größer wurde sie.

Asta legte ihm den Arm um die Schulter: „Was hast du, Matthias?“

„Ach, laß nur! Ein bißchen Kopfschmerzen.“

„Du, Matthias!“ flüsterte Asta an seinem Ohr, „die andern haben jeder zwei Flaschen gezahlt. Du mußt auch zwei zahlen.“

Und ehe er etwas entgegnen konnte, war das Schreckliche geschehen und in seinem Namen waren zwei Flaschen bestellt. Die kamen laut der Merenusschen Cheverfassung auf seine Rechnung. Und dabei hatte er noch ganze sieben Pfennige! Da erhob Matthias ein Hohn Gelächter und warf sich in die Arme einer verzweifelter Wurstigkeit. Man sollte sehen, daß er ein ausgewachsener Kavaliere war. Und als man aufbrechen wollte, bestellte er noch einmal eine Abschiedsflasche.

Das letzte Glas trank er, wie Sokrates den Schierlingsbecher.

Dann trat er zu Asta: „Ich war nicht darauf gefaßt, daß wir eine so große Zeche machen würden,“ sagte er mit niedergeschlagenem Blick, „kannst du mir nicht fünfzig Mark geben?“

Asta lachte ihn champagnerfröhlich an. Es war so hübsch, daß das ganze Kaffeehaus so schön langsam im Kreise ging. „So viel du willst, mein Lieber,“ sagte sie, „ich habe Geld genug.“ Und sie öffnete ihre Börse und gab Matthias eine zerfitterte Fünfzigmarknote. —

Ein paar Stunden später fühlte sich Matthias aus dem Schlaf in den hellen Tag hineingetrieben. Sein Erwachen war so, daß er gewünscht hätte, gleich wieder ins Nichts zu versinken. Da hatte sich gestern etwas Entsetzliches zugetragen.

Er hatte seine eigne Frau angepumpt.

Aber dem durfte jetzt nicht länger nachgesonnen werden, sonst sanken ihm die Hände kraftlos herab. Und jetzt galt es, den ganzen Matthias Merenus beisammenzuhalten.

Er wusch sich mit Hingebung, suchte aus dem weiten Bauch seines Schreibtisches einige Manuskripte heraus und trat einen demütigenden Rundgang an. Aber wenn Matthias in eins dieser niederträchtigen Haustore trat, so grinste ihm gleich vom Treppenrande ein höhnisches Bedauern entgegen. Dazu tat der Wärztag mit einer leichtfertigen Unbesonnenheit so, als sei schon der Mai gekommen, daß es in Matthias' Innerem um so schwärzer und hoffnungsloser aussah.

Um ein Uhr stellte er fest, daß bis an sein Lebensende kein anständiger Hund mehr von ihm einen Bissen Brot nehmen könne.

Es blieb nichts andres übrig, als Herrn Rodnagel um Aufschub zu bitten. Das war ein mühsames Schleppen bis in den ersten Stock vor die Tür des Hausherrn, als hätten sich sämtliche Schulden ganz Münchens an Matthias' Schuhsohlen geheftet. Aber der Verlauf der Angelegenheit war ganz merkwürdig, wie auf einer geölten, wohl vorbereiteten Bahn. Es ging so leicht wie das Fliegen im Traum. Das Dienstmädchen hatte jenes idiotische, plump verständnisvolle Grinsen nicht, mit dem sie Matthias sonst empfing.

Herr Rodnagel, der eben beim Speisen war, zog sogleich die Serviette aus dem Hemdkragen und begrüßte Matthias nicht wie einen Wittsteller, sondern wie einen liebwerten Besuch.

Matthias wollte sich zurückziehen: „Ich möchte nicht stören . . .“ sagte er.

„Aber nein . . . kommen S' mir,“ widersprach Herr Rodnagel und nötigte Matthias in den Salon, wo er ihn zwischen Schiller und Goethe auf ein kurzes Sofa setzte. Es zerbrach nichts, Matthias warf nichts von den Tischen herunter, verfiel sich weder in dem Teppich noch in die gehäkelten Decken, nirgend tat sich ein Schlund auf. Alles ging wie am Schnürchen, und Rodnagel sagte mit seinem freundlichsten Gesicht: „Entschuldigen schon, Herr Merenus . . . dürfen schon nicht ungehalten sein. Ich war halt gestern im Saft . . . meine Alte hat schon manchmal so blöde

Ideen ... und es waren ja auch a hübsches paar Maßeln."

"Ja, aber ... Herr Nodnagel," sagte Matthias trotz aller hausherrlichen Liebenswürdigkeit zaghaft, „aber ich muß halt noch einmal um Verlängerung ...“

„Nicht ein Wort, bitte!“ Nodnagel streckte die Hände vor mit einer feierlichen Gebärde der Versicherung: „Nicht ein Wort. Is alles in Ordnung, bitte schön.“

„Ja ... aber!“

„Alles in Ordnung. Der Monat April is auch schon geordnet!“

„Ja ... wer hat ...?“

Herr Nodnagel rieb sich die Hände: „Darf ich nicht sagen! Kann ich nicht sagen! Amtsgeheimnis!“

O Gott, es geschehen noch Zeichen und Wunder! Es gab noch Münchner Hausherrn, die über Nacht aus übellauligen Grobianen in gutmütige Viedermänner zurückverwandelt wurden; es gab noch heimliche Wohltäter. Und während Matthias die Treppe zum dritten Stock hinaufstieg, durchsuchte er alle seine Beziehungen, um dahinterzukommen, wer ihm geholfen haben könne. Ob Gabrieli der edle Stifter gewesen war? Oder die Witwe in den besten Jahren, die ihm vor drei Wochen so zugesetzt hatte? Matthias Merenus war wie in einem Zauberwald verirrt, in dem das Erstaunen wohnt.

Ganz gewohnheitsmäßig nur fragte er Luise, das Dienstmädchen, ob jemand da gewesen sei.

„Ja ... der Hausherr war da!“ sagte Luise.

In diesem Augenblick fiel Matthias ein Brett von der Stirn. Das war es! Asta! Sie hatte von seiner Bedrängnis erfahren! Sie hatte Nodnagel bezahlt! Zu dem Champagner von gestern war heute der Wohnungszins gekommen!

Matthias hätte sich vor Scham und Zorn am liebsten hinwerfen und heulen mögen. Oder etwas zusammenhauen!

Oder fort — oder ... fort — lau — fen?!

Dann wurde er still und ernsthaft und fand, daß es doch höchst seltsam sei, daß ihm seine eigne Frau als Helferin gar nicht in den Sinn gekommen war. Und daß er sich nun schämte, da er es erfahren hatte. Und wieder sah er eine kleine, blonde Frau, eine schlaue, freudige Helferin, in einem Rahmen, der ganz aus schmerzlicher Sehnsucht bestand.

Er ging schen an Asta vorbei und kam sich in seiner eignen Wohnung fremd vor, seit er wußte, daß seine Frau den Zins bezahlt hatte.

Auch Asta sagte kein Wort, und wenn sie lächelte, so tat sie es nur unter der Haut, daß Matthias nichts davon merkte. —

Der Gerichtsvollzieher Heenigmiller, der so aussah wie die Gerechtigkeit in einer Volksausgabe, war ein Mann von großer Gründlichkeit. Seine Handlungen und Erwägungen dauerten ungewöhnlich lange, aber sie waren dafür ungemein solid.

Und da Heenigmiller den Entschluß gefaßt hatte, sich heuer einmal gründlich das Salvator schmecken zu lassen, dauerte es drei Tage, bis er so weit nüchtern war, daß er wieder seinen Dienst besorgen konnte.

Als sich seine Vorstellungen dahin geklärt hatten, daß die Straßen nicht mehr bergan liefen und die Laternenpfähle keine Anziehungskräfte mehr ausübten, nahm er seine schwarze Aktentasche, tat Bindfäden, Amtssiegel und Exekutionsbescheide hinein und ging los.

Der erste Exekutionsbescheid aber, der oberste von allen, lautete auf Herrn Matthias Merenus, Schriftsteller, hier, und handelte von fünfhundert Mark, die ein gewisser David Pereles Herrn Merenus auf einen Wechsel dargeliehen hatte.

Und als ob Matthias Merenus etwas davon gewußt hätte, ging er, von Unruhe getrieben, vor seinem Hause auf und ab.

Berta Kohn, die in Vereinsangelegenheiten bei Frau Asta zu tun hatte, sah ihn unten stehen, wie die Wache vor einem brennenden Pulverturm. „Dein Mann geht unten vor dem Hause auf und ab,“ sagte sie.

„Ich weiß,“ lächelte Asta, „er wartet auf den Briefträger. Gewisse Briefe sollen mir nicht zu Gesicht kommen . . . Der arme Kerl, er gibt sich solche Mühe! Ich soll nicht merken, wie schlecht es ihm mit dem Geld zusammengeht.“

Berta Kohn wollte etwas einwenden, aber sie wußte, daß die kluge Asta in diesem einen Punkte sehr unverständlich war.

Indessen war Herr Heenigmiller langsam und gründlich um die Straßenecke gekommen und suchte sich nach den Hausnummern zurechtzufinden. Es ging etwas schwer, denn Sankt Salvator hatte die Heenigmillersche Mathematik ein wenig durcheinandergebracht, und

sechs und sieben war heute nun einmal hoffnungslos fünfzehn.

Matthias Merenus aber hatte eine Uniform und eine Aktentasche auf der Bildfläche auftauchen sehen, und eine untrügliche Stimme in seinem Busen sagte sehr vernehmlich: Das gilt dir! Schon dachte er: Das ist schade! Und wie im Augenblick des Ertrinkens fielen ihm allerlei Kinderzenen ein, aus einer weit entfernten Welt, in der es keine Wechsel und keine Gerichtsvollzieher und keine vertragsmäßigen Ehestüfteleien gibt. Aber er wollte nicht ohne Rettungsversuch untergehen. Hatte man nicht davon gehört, daß die Gerechtigkeit bestochen werden konnte, insbesondere eine so biedere, volkstümlich aussehende Gerechtigkeit?

Matthias Merenus ging also auf Heenigmiller zu und sagte mit verzweifelm Lächeln: „Kommen Sie vielleicht zu mir?“

Da zog Herr Heenigmiller die Stirn in Falten, und die wässerigen Augen richteten sich mit ein wenig verbogenen Achsen auf Matthias: „Ihnen kenn' ich,“ sagte er, „Ihnen kenn' ich . . . warten S' . . . hab' ich Ihnen nicht beim Salvator g'sehen?“

Posaunen und Pauken und himmlische Heerscharen! Ein Anknüpfungspunkt, eine Brücke von Mensch zu Mensch. „Natürlich,“ sagte Matthias, „ich freue mich wirklich sehr . . . das ist schön, daß man sich wieder trifft . . . na, es ist ja nicht gerade angenehm . . .“

„Dienst is Dienst,“ warf Heenigmiller ein.

„Dienst ist Dienst . . . natürlich. Da kann man

nichts dran ändern. Ich meine nur, daß es peinlich ist, weil wir uns doch vom Salvator kennen. Aber ich trag's Ihnen nicht nach . . . ich versteh' schon, Dienst ist Dienst. Na . . . nehmen Sie sich eine Zigarre!"

"Erlauben schon!" sagte Heenigmüller und griff zu.

"Es war sehr hübsch heuer . . . sehr fesch . . . beim Salvator . . . wissen S' was, Herr . . . wir könnten miteinander zuerst auf eine Maß Pilsner gehen. Ein Stückchen weiter oben ist eine Restauration . . . zur Arbeit kommen Sie noch bald genug." Und dazu lachte Matthias, als ob das ein Wit gewesen sei.

Heenigmüller ließ sich nicht lange bitten. Matthias hatte nie gewußt, daß er über eine solche volkstümliche Beredsamkeit verfügte und so viel Leutseligkeit auszuströmen mußte. Er ging mit vollem Verständnis auf alle Ideengänge eines Gerichtsvollziehers ein und hing dabei an einer Hoffnung, ohne zu wissen, worauf. Vielleicht auf das Wunderbare. Auf ein Erdbeben, das alles durcheinanderschmiß; auf den Kaiser Josef aus dem Volksstück; darauf, daß Herrn Heenigmüller der Schlag traf.

Aber als Herr Heenigmüller ein Eisbein mit Sauerkohl und einen Rostbraten gegessen und sieben Glas Pilsner getrunken hatte, sah er auf seine Uhr, setzte die Dienstmütze auf und sagte: "Jetzt gemmer pfänden!"

Da sah Matthias ein, daß auf Erdbeben, Schlagtreffen und den Kaiser Josef kein Verlaß und die Unbestechlichkeit eines königlich bayrischen Gerichtsvoll-

ziehers über jede Anfechtung erhaben sei. Und er ging hinter Herrn Heenigmüller die Treppen zu seiner Wohnung hinauf, wie hinter seinem eignen Sarg. Vor seiner Tür überfiel ihn noch einmal die Verzweiflung. Er sah eine fettgedruckte Zeile vor sich: "Schreckenstat eines Geistesgestörten." Und dann: "Der Münchner Schriftsteller Matthias Merenus, der vor Jahren durch sein Schauspiel 'Die Unerprobten' die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, ohne daß er die Erwartungen später erfüllt hätte, hat gestern in einem Anfall von offenkundiger Geistesgestörtheit eine Schreckenstat begangen. Er hat den Gerichtsvollzieher Heenigmüller, als dieser im Begriff war, in seine Wohnung einzutreten, um daselbst eine Pfändung vorzunehmen, von hinten erfaßt und über das Stiegengeländer des dritten Stockwerks geschleudert. Der Bedauernswerte, der als Opfer seiner Pflicht im Laufe der Nacht seinen Verletzungen erlegen ist, hinterläßt eine Witwe und sieben unversorgte Kinder."

Da ging die Tür auf, und Luise, das Mädchen vom Lande, starrte die königlich bayrische Amterscheinung mit dem dümmsten Gesicht an, das je aus der Gegend zwischen Schliersee und Kochel hervorgegangen ist.

Heenigmüller wußte sich zu benehmen. Er hängt seine Amtsmütze an einen Kleiderhaken, strich sich das graumelierte Haar vor dem Spiegel fest, und die sieben Pilsner waren an keinem Zug seiner Haltung zu merken.

Dann klopfte Heenigmüller an eine Tür, hinter der er sprechen hörte. Er öffnete und trat ein, wie ein

gutmütiges Schicksal: höflich, aber bestimmt. „Entschuldigen schon, gnä' Frau," sagte er, „ich komme pfänden. Lassen S' Ihnen nicht stören.“

Matthias' zusammengekrampfter Heldenmut war plötzlich wie mit Keulen niedergeschlagen. Denn da stand die niederträchtige Person, diese Verta Kohn, neben Asta und machte entfesselte Augen. O, abgründige Bosheit der Ereignung! Es war nicht genug an dem, daß Asta jetzt seine Erniedrigung sah, die Schmach mußte noch eine Zeugin haben und wurde dadurch förmlich offenkundig vor dem Frauenverband „Zukunft“ und der ganzen neuen Weiblichkeit des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts.

In diesem Augenblick aber erwies sich die ganze Überlegenheit und Geistesgegenwart, die Asta auf ihrem neuen Wege erworben hatte. Sie schrie nicht auf, sie verfiel nicht in Krämpfe, sondern trat ruhig auf Herrn Heenigmiller zu: „Sie wollen pfänden?“ fragte sie. „Bei mir?“

„Nein ... beim Herrn Gemahl," sagte Heenigmiller, öffnete die Aktentasche, machte den Finger naß und blätterte in seinen Papieren.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß alle Möbel mein Eigentum sind. Von meinem Geld angeschafft ... ich erhebe Einspruch gegen die Pfändung.“ Asta log so schön, als ob sie es vorher mit Matthias ausführlich verabredet hätte.

„Kommt halt ins Protokoll," sagte Heenigmiller mit dem Gleichmut der Gewöhnung an diese Einrede.

„Wieviel macht es aus?“ fragte Asta.

„Fünfhundert Mark ... hier ist der Bescheid.“ Und Heenigmiller reichte Asta das verhängnisvolle Schriftstück, an dessen oberem Rand ein nasser Fingerabdruck war.

„Fünfhundert Mark," wiederholte Asta ... „warten Sie ... ich erlege selbstverständlich die Summe ...“

„Und dreizehn Mark zwanzig Exekutionskosten," sagte der gründliche Herr Heenigmiller.

Asta ging zu ihrem Schreibtisch und nahm einige Scheine hervor. Ein blaues Knistern ging von ihnen aus. Es sprang wie elektrische Funken aus den Fundamenten der Deutschen Bank geradewegs in Matthias' Herz. Fünfhundertdreizehn Mark zwanzig — das war tiefste Erniedrigung und war die Rettung. Diese blauen Scheine waren der Sinn der Welt.

Heenigmiller setzte sich an Matthias' Schreibtisch und stellte mit umständlicher Würde und vielem Tintenstift-lecken eine Bestätigung aus. Dann verneigte er sich und ging.

Asta sagte, als ob nichts geschehen sei: „Es war nur gut, daß ich gestern von meinem Verleger das Honorar bekommen habe ... Wir gehen jetzt in den Verein, Matthias ... denke dir ... unsre arme Alice ... ihr Luftschiffer ist abgestürzt und hat sich den Hals gebrochen ... wir müssen sie trösten ... zum Nachtmahl bin ich wieder zurück ...“

Draußen klammerte sich Verta Kohn an den Arm der Freundin: „Asta ...“ sagte sie fassungslos ... „Asta ...“

„Was denn? Laß nur! Jetzt ist er erst recht mein ...“ Und Asta bedachte gar nicht, daß diese

Worte Schwert und Gift für das verwachsene Mädel waren, und daß es sich auch gar nicht für Vera Norden schickte, so zu sprechen.

Matthias Merenus stand noch auf demselben Platz, wo ihn Asta verlassen hatte, und hielt ein Selbstgespräch. Etwas, was er zu seinen dramatischen Zeiten als unzulässig und unmöglich verworfen hatte. Es war aber ein sehr kurzes Selbstgespräch und hatte folgenden Wortlaut: „Nein ... jetzt ist es aus ...!“

Eine wurmstichige Ehre ... eine wurmstichig gewordene Ehre mußte vor dem völligen Zusammenbruch bewahrt werden.

Luiſe, das Mädchen vom Lande, wunderte sich sehr über ein seltsames Beginnen ihres Herrn. Er hob mit ihrer Hilfe das Bild eines wohlgenährten Mannes in einer fremdartigen Tracht von der Wand, schlug es in Packpapier und verschnürte es. Dann tat er etwas Wäsche und einen Anzug in einen kleinen Koffer. Und als er damit fertig war, stand er zwischen den beiden Schreibkatapulten und sah zögernd um sich.

Da stand über Aſtas Schreibtisch die Büste der Mary Wollstonecraft und betrachtete ihn mit einem harten und strengen Blick. Aber er fürchtete sich gar nicht mehr vor ihr, nahm auch sie herab und verpackte sie in einigen halbbeschriebenen Vogen Papier, die er von seinem Schreibtisch zog. Und noch etwas war da, das mitgehen mußte. Das war eine Zigarrenkiste mit Seesand, die in einer untersten Lade verframt war.

Und als Luiſe ihm den Koffer und die beiden Pakete an die Droschke brachte, die sie hatte holen müssen,

hörte sie, wie ihr Herr zu dem Kutscher sagte: „Zuerst nach Schwabing, Hörwarthstraße, Nummer weiß ich nicht ... das blaue Haus mit dem Glasdach, wo der Maler Gabrieli wohnt ... dann zum Bahnhof ...“

Luiſe hatte einen Geistesblitz: „Soll ich der gnäd' Frau was ausrichten?“

Matthias schob Mary Wollstonecraft hinter sich und lehnte sich an, ganz ohne Respekt. „Sagen Sie ... diesmal mache ich die böswillige Verlassung!“

* * * *

Siebzehntes Kapitel.

„Ich kann also den Meister unter keiner Bedingung sprechen?“ fragte die Baronin Guth-Hainingen nun schon zum zehntenmal.

Und der Sekretär antwortete zum zehntenmal mit lämmerner Geduld: „Ich bedaure ungemein, Frau Baronin . . . es ist unmöglich . . .“

„Also . . . wann werde ich ihn sprechen können? Nachmittag . . . oder am Abend, nach dem Konzert?“

„Ja, das . . .“ sagte der Sekretär achselzuckend, „ich weiß nicht, wie Herr Wystrzianski seinen Tag eingeteilt hat. Es ist am besten, wenn Sie Ihre Adresse zurücklassen . . . er wird Ihnen schreiben.“

Da schnob die Baronin grimmig durch die schön-geschweiften Mästern: „Nein, mein Lieber, so lasse ich mich nicht abspeisen. Ich bin ihm aus Breslau nach Wien nachgereist . . . auf die Gefahr hin, daß mein Mann zurückkommt und mich bei der Heimkehr erwürgt. Ich lasse mich nicht einfach fortschicken . . . ich bin keins von euren süßen Wiener Mädeln — sagen Sie ihm das. Wenn ich beleidigt werde — bin ich zu allem fähig! Wenn ich erfahre, daß er mich fortschicken läßt . . . während vielleicht eine andre bei ihm ist . . . hören Sie . . . es ist eine Dame bei

ihm, nicht wahr?" Und die Baronin erfaßte mit einem sehr rabiaten Griff das Handgelenk des Sekretärs.

Es war beängstigend schwül um sie herum, eine Wolke von Puder, Parfüm und Vermögenheit, und dem armen Sekretär standen die Schweißtropfen auf der Stirn. „Ich schwöre Ihnen, Frau Baronin, es ist niemand drinnen als der Masseur. Und es ist ärztliche Anordnung, daß nachher niemand zu ihm darf. Sie wissen ja . . . sein aufreibendes Leben . . .“

„Es ist gut!“ murmelte die Baronin, und ihr Blick wurde ganz steif vor lauter Nachdenken. Das Schweigen dauerte fünf Minuten, fünf endlose Minuten, während welcher die Nerven des Sekretärs Affentänze aufführten.

Dann erhob sich die Dame und öffnete das Handtäschchen aus violetter Leder mit den Goldbeschlagen. Eine Hundertkronennote kam zum Vorschein und wurde nach einem leichten Schwenken auf die schwarze Marmorplatte des Tischchens gelegt: „Also gut,“ sagte die Baronin, „ich wohne im Hotel Bristol . . . und Sie werden es möglich machen, — verstehen Sie? — daß ich noch heute mit dem Meister sprechen kann. Ich erwarte Ihre Nachricht. Guten Tag, mein Lieber . . .“

Als sie schon an der Tür war, hatte sie den Eindruck, als sei es hinter ihrem Rücken nicht ganz geheuer. Sie war wider ihren Willen gezwungen, sich halb umzuwenden. Da stand der Sekretär und sah imposanter aus, als es sich ein Mensch in einer dienenden Stellung erlauben darf: „Pardon!“ sagte

er, „Gnädige haben etwas vergessen!“ Und er kam auf die Baronin zu und überreichte ihr mit einer Verbeugung die Hundertkronennote.

„Geben Sie her!“ sagte sie wütend und riß ihm den Schein aus der Hand. Dann schlug sie die Tür zu, als sei sie nicht in Meister Wystrzianskis Wohnung im Grand Hotel Suisse, sondern zu Haus, und brummte in den Schatten des schwärzlichen Flaumes auf ihrer Oberlippe: „Idiot!“

Der Sekretär aber wischte sich den Schweiß von der Stirn, machte dreimal tiefe Kniebeuge mit Armehochstoßen, seufzte laut und begab sich in das Ankleidezimmer seines Herrn.

Meister Wystrzianski, der geniale Violinvirtuose, hatte wirklich niemand bei sich als den Masseur. Der war eben fertig geworden, ließ die Hemdärmel herab und zog den Rock an; der Meister saß schon vor dem Toilettenspiegel mit dem halben Hundert von Büchsen, Ziegeln, Tuben und Näpfen, aus denen eine Kognakflasche emporstrebte wie ein Kirchturm über die Geschäftigkeit des Alltags.

Der Meister war von einer wohlgepflegten Häßlichkeit, wirksam auf interessant stilisiert. Nachdem er bis vor ein paar Jahren ein langlockiges, seidenweiches Wunderkind gewesen war, hatte er sich, als das nicht mehr ganz gut ging, mit einem Ruck ins Männlich-Charakteristische umgewandelt. Mit dem wirr-straffen Haar, der breiten Stirn, den vorstehenden Backenknochen, der aufgestülpten Nase, der gelben Farbe des Gesichts sah er aus wie ein tatarischer Beethoven.

„Na, ist sie endlich fort?“ fragte er, als der Sekretär eintrat.

„Ich habe sie befördert!“

„Gott sei's gedankt!“ Und der Meister packte den Kognakkirchturn und goß sich ein kleines Gläschen voll, das zwischen einer Haarpinzette und einer silbernen Nagelbürste bereitstand. Die langen dünnen Spinnfinger klammerten sich mörderisch um den Hals der Flasche. Man hatte einen ungefähren Begriff, wie die einen Violinenhals umfrallen mochten. „Aber Sie, mein Lieber! . . . Sie lassen sich auch immer zuviel mit den Weibern ein. Sie stellen sich mit ihnen hin, als ob Sie für jede einen ganzen Tag Zeit hätten. Wohin kommt man denn da . . .?“

„Aber erlauben Sie . . .“ wandte der Sekretär ein, „ich muß sie doch immerhin als Damen behandeln.“

Der Meister hatte inzwischen zur Besänftigung seiner zerknieteten Magenwände noch zwei Kognakß genehmigt. Er sah seinen Sekretär mit unendlicher Überlegenheit an, wie ein sarmatischer Despot einen ganz, ganz kleinen Minister, dessen Kopf gar nicht so fest auf den Schultern sitzt. „Warum müssen Sie? . . . Wo steht das geschrieben, daß Sie müssen? Das ist nur ein altväterisches Vorurteil, das mit den Damen . . . das können Sie ganz ruhig in den Winkel schmeißen. Die Weiber sind selber froh, wenn man sie nicht als Damen behandelt. Glauben Sie, daß ich sie als Damen behandle? . . . Na also! Aber Sie sind zu wenig energisch, mein Lieber . . .“

Der Masseur konnte mit dem Zusammenpacken seines

Bündels nicht fertig werden. Herr Wysztrzianski war so schön im Schwung, daß man noch sehr viel Amüsantes erwarten konnte. Der Sekretär aber sah das schadenfrohe Grinsen und wollte zurückweichen, um die peinliche Szene vor einem Dritten weltmännisch zu beenden: „Das ist schließlich Ansichtssache,“ meinte er mit krampfhaftem Lächeln, „die Hauptsache ist, daß ich doch endlich zu dem Resultat komme, das Sie wünschen . . . ich schaffe sie Ihnen vom Hals.“

„Psia krew! Aber Energie fehlt Ihnen doch,“ beharrte der Meister und stieß mit dem Fuße gegen ein zerknittertes Zeitungsblatt, das unter dem Toilettenstisch lag. „Was haben Sie da wieder für einen Artikel geschrieben, mein Lieber? Was ist das für eine wunderbare Reklame, daß mich die Universität Czernowiz zum Ehrendoktor gemacht hat! Daraus kann man ein Feuilleton machen, einen Leitartikel, zwei Leitartikel. Was machen Sie? Achtzehn Zeilen! ‚Unserm Meister Wysztrzianski wurde usw.‘ So schreibt der kleine Moritz, aber nicht der Sekretär von mir. Glauben Sie, daß ich mir deshalb einen Sekretär halte, der Journalist gewesen ist? Das trifft der Sonnenschein auch . . . und der macht es mir vielleicht gratis.“

Der Sekretär hatte eine stolze Tat hinter sich. Aber nun war alle Gehobenheit dahin, alle männliche Zufriedenheit war ausgelöscht, das Selbstbewußtsein aufs Rad geflochten.

„Was können Sie mir sagen?“ fragte der Meister und trank einen Siegestognak. Er freute sich jedes-

mal, wenn er diese anmaßende Intelligenz gedemütigt hatte.

Aber er bekam diesmal nur ein Achselzucken zur Antwort.

Inzwischen war der Masseur doch endlich fertig geworden und hatte keinen Vorwand mehr zu längerem Zögern. „fehl mich Ihnen, Herr von Wysztrjanski,“ sagte er mit einem verwegenen Krachfuß, den er nur bei ganz hervorragenden Kundschaften anwendete.

Der Meister wandte sich, lächelte leutselig und sagte mit ausgesucht melodischem Tonfall: „Adieu, mein lieber Smoboda . . . also morgen wieder, so wie heute . . . nicht wahr?“

Es war eine Weile unbehaglich still. Dann sagte der Sekretär: „Ich möchte Sie doch bitten, Herr Wysztrjanski . . . wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so sagen Sie es mir unter vier Augen . . . aber nicht, wenn ein Dritter dabei ist!“ Das Ausrufungszeichen am Ende dieses Satzes war so schwer wie eine Eisenstange und wurde so heftig in die Gehirnwindungen des Meisters festgerammt, als solle es bis zum jüngsten Tage stehenbleiben.

„So . . .!“ schrie er erbozt, „Sie wollen mir Vorschriften machen, wie ich mich benehmen soll? Psia krew, bin ich der Herr da, oder sind es Sie? Das wär' noch schöner! Wenn ich Ihnen was zu sagen hab', so sag' ich's Ihnen, wann es mir paßt, verstanden?“

Da ging der Sekretär, wie immer am Ende solcher Auftritte, wortlos hinaus. Der Meister aber tobte

noch eine Weile planlos zwischen Büchsen, Näpfen und Tiegeln, schmiß Bürstchen und Pinsel durcheinander und ließ noch eine Anzahl von Beruhigungskognaks folgen. Dann aber kam er langsam aus dem farmatischen Furioso in eine mitteleuropäische Wohltemperiertheit, beendete seine Toilette, hob zuletzt die zusammengeknüllte Zeitung auf, strich sie glatt und legte sie auf den Tisch. Als Zeichen des neuen Bundes.

Als er herauskam, saß der Sekretär an seinem Tisch und schrieb. Der Meister trat hinter ihn, tippte ihn auf den Rücken und reichte ihm seine Zigarrentasche über die Schulter. „Zigarette gefällig?“

„Danke!“

„Nehmen Sie! Bitte, nehmen Sie . . . Und, das vorhin . . . entschuldigen Sie! Sie wissen doch, wie ich bin. Ich mein's nicht so. Auf Wiedersehen, Herr Merenus!“ —

Matthias Merenus schrieb nicht lange. Der Meister mochte kaum auf der Straße sein, da warf Matthias die Feder hin, riß die eben angezündete Zigarette aus dem Munde, betrachtete sie gehässig und stopfte sie dann in den Rachen eines marmornen Krokodils, das briefeschwerend vor ihm lag. Dann ballte er zwei Fäuste in die Luft, irgendwohin, gegen Gott und die Menschheit. Und als ihm auf diese wütende Gebärde etwas wohler wurde, nahm er Hut und Überrock und ging auf die frühlingstrunkenen Straßen Wiens.

Zuerst saß er noch an seinem Verdruß fest, wie die Bohrmuschel an ihrem Pfahl, aber dann kamen Mächte, die ihn langsam loslösten. Der Apriltag hatte eine

so schimmernde, wangenweiche, leichtfertige Luft, daß es Matthias war, als müßte jetzt gleich das ganze steinerne Straßenwerk zu grünen und zu blühen anfangen. Dahinten lagen sechs Monate, gestopft voll mit Konzerten und Reklamenotizen und Heßjagden von einer Großstadt zur andern, der ganze Greuel einer Virtuosenfaison. Aber nun war der Wiener Frühling da, und die Frauen hatten alle einen so leichten Schritt, und die jungen Männer waren alle so voll Zuversicht. Matthias begriff nicht, wie es Menschen gab, die an einem solchen Tag in ein Konzert gehen mochten, wenn es auch ein Konzert Wyzrjanskis war. An einem solchen Tage hatte man nirgendwo was zu suchen als im Prater, und wenn es in Wien noch einen einzigen großzügigen, verständigen Staatsmann gegeben hätte, so hätte er an diesem Tage den österreichischen Staatsstreich ausführen müssen. Ganz Wien in den Prater laden zu Freibier und Gulasch und Würsteln, und überall Zigeunerkapellen mit freiem Eintritt, und für die Kinder den ganzen Würstelprater öffnen, alle Ringelspiele und Berg- und Talbahnen und Grottenfahrten und geheimnisvollen Schlösser ganz umsonst, und wenn dann noch jede Köchin ein halbes Duzend Taschentücher und jeder Soldat eine Virginia bekam, so hätte es mit dem Teufel zugehen müssen, wenn da die österreichische Völkerveröhnung nicht zustande gekommen wäre.

So dachte Matthias Merenus, und die Wiener Luft hatte das Gefühl der Demütigung gesänftigt und die Beschämung ganz in den Hintergrund gedrängt. Aber

das Schicksal hatte schon eine Pflugschar in Bereitschaft, um Matthias' Brust aufzuwühlen, und Saatkörner, sie darin zu versenken.

Zuvor aber hatte Matthias noch eine sentimentale Anwandlung. Das war sein Wien, die Stadt der Lieder ... der alte Stephansturm, Dulióh ... und er hatte niemand an seinen überquellenden Busen zu drücken. Während sich in der ganzen ungeheuren Stadt Mensch zu Mensch fand, blieb er der einsame Spatz, in herböflicher Kuppigkeit inmitten der allgemeinen lenzlichen Vergnügtheit. Ein paarmal war er nahe daran, irgendein Mädel auf der Straße anzusprechen, recht feck, wie man es in Wien gern mochte, unter irgendeinem lustigen Vorwand. Aber dann blieb er vor einem Friseurladen stehen, der links und rechts vom Eingang blizblanke Spiegel hatte. Und die beiden Spiegel winkten ihm eine Warnung zu: sie zeigten ihm unter dem Hutrand und neben den Ohren zwei graugesprenkelte Haarpartien. Das war keine neue Entdeckung, aber an diesem Tage, im april-tollen Wien, im Bereich des Stephansturmes wirkte sie ganz ungemein niederdrückend. So ging Matthias Merenus unentschlossen an den schönsten Gelegenheiten, seine Einsamkeit zu beenden, vorüber und wagte nicht einen einzigen Blick auf sich zu beziehen. Und so kam er in den Prater hinaus und ins zweite Kaffeehaus, und weil er die holde Gegenwart nicht zu gewinnen verstanden hatte, so setzte sich jetzt die Vergangenheit mit ihm an einen kleinen Tisch und erzählte ihm eine Geschichte von einem weißgekleideten Mädel mit einem

Lebkuchenherzen und einem bunten Ballon, und eine andre von einer allzu schönen Frau, die ihm mitten im Balkan davongefahren war.

Es traf sich aber, daß gerade in diesen Apriltagen ein Preßkongreß in Wien stattfand. Das heißt, es waren eine Menge von Journalisten aus allen Windrichtungen zusammengekommen, hatten sich festlich empfangen und bewirten lassen und lobten zum Dank dafür die Gastfreundschaft der Stadt Wien, ihre schöne Umgebung, ihr gutes Wasser, ihre lebenswürdigen Frauen und was es sonst noch an einer Stadt Rühmenswertes geben mag. Die drei Herren, die da an einem Tisch unweit von Matthias Merenus saßen, kamen von einem etwas ausgedehnten Frühstück im Rathauskeller und tranken schwarzen Kaffee, um die Mischung von Gumpoldskirchner, Kaviar und Höflichkeit besser zu verdauen.

Und als Matthias nichtsahnend den Kopf erhob, begegnete er dem Blick eines von den dreien. Und da hörte er auch schon, wie sein Name genannt wurde, „Matthias Merenus! Bei allen Heiligen ... es ist Matthias Merenus!“

Es gab keinen Rückzug mehr, der Mann, der ihn erkannt hatte, war Steinitz, der einstige Redaktionskollege aus Leipzig, und die beiden andern Berndonner und Doktor Aufwärmer, der ehemalige Trabant aus Blankenberghe. Matthias wurde an den Tisch herangezogen und saß zwischen Doktor Aufwärmer und Steinitz und kam sich vor wie Saulus unter den Propheten.

„Sie sind auch beim Preßkongreß?“ fragte Steinitz. „Ich habe Sie noch gar nicht gesehen.“

Matthias lief es mitten im warmen Sonnenschein kalt über den Rücken, er fühlte Meister Wysztrianskis Spinnenfinger im Genick. Aber Doktor Aufwärmer, der ihn so unheilvoll wissend und fremd betrachtete, nahm für ihn das Wort: „Herr Merenus ist nicht mehr Journalist ... nicht wahr? Wenigstens nicht im eigentlichen Sinne ...“

„Was sind Sie denn?“ fragte Berndonner mit der robusten Gesundheit eines vom Alkohol unbeeinflussten Gemütes.

Und wieder antwortete Doktor Aufwärmer für ihn: „Sie sind doch wohl noch Sekretär des Violinvirtuosen Wysztrianski?“ Er schien wirklich alles zu wissen, der Schreckliche, und er sagte es mit einer solchen niederträchtigen Berliner Rücksichtslosigkeit heraus, daß Matthias erstarrte.

Steinitz sah den Leipziger Kollegen bedauernd an und sagte nur: „O!“

„Na ... wissen Sie, das wäre nicht mein Geschmack,“ meinte Berndonner mit dem Nachdruck eines gestempelten Amtszeugnisses.

Da war es heraus. Und man wußte, daß der Dichter der „Unerprobten“ sehr heruntergekommen war, von der Anwartschaft auf die Literaturgeschichte in das Vorzimmer eines Violinvirtuosen. Matthias kam sich zwischen diesen Erprobten wirklich ganz unwürdig vor, denn Steinitz und Aufwärmer waren zu Chefredakteuren ihrer Blätter aufgestiegen, und Berndonner

hatte sogar einen noch höheren Flug genommen und saß nun im Dramaturgenstuhl des Wiener Volkstheaters, mit der Hoffnung, bei Glück und gutem Wetter einmal irgendwo Direktor zu werden.

Da ging der Pflug mitten durch Matthias' Herz. Er lächelte schmerzlich-schüchtern, als wolle er um Verzeihung für sein Dasein bitten: „Ich habe mir ja alle Mühe gegeben, es hat mir nichts gelingen wollen ... es sind furchtbar viele Menschen auf der Welt. Sie wissen ja, was Hebbel sagt, meine Herren, daß die großen Talente von Gott und die kleinen vom Teufel sind ... ich habe halt nur ein ganz kleines Talent ... was soll man tun? Sie dürfen nicht glauben, daß ich mich in meiner Stellung sehr wohl fühle. Ich empfinde es ja selber sehr peinlich ... so als ... so als ... Aber, irgendeine Beschäftigung muß man doch haben.“

Berndonner nickte mit so einem ernsthaften Gesicht, das jeder Dramaturg machen muß, wenn Hebbel angerufen wird. Steinig aber, dem sein Gefühl eingab, man dürfe es nicht so weit kommen lassen, daß Merenus am Ende von des Lebens Notdurft zu sprechen begann, versuchte einen andern Kurs: „Was hören Sie von Ihrer ehemaligen Gattin? Sie haben uns ja die Überraschung bereitet, Frau Asta noch ein zweites Mal zu heiraten und sich noch ein zweites Mal scheiden zu lassen.“

Doktor Aufwärmer lächelte: „Und noch ein drittes Mal ... lieber Steinig! Noch ein drittes Mal. Nur war es da mehr interne Angelegenheit — ohne euro-

päischen Widerhall. Frau Asta hat diesmal nicht aufgehört, sich öffentlich Vera Norden zu nennen.“ Er mußte wirklich alles, dieser teuflische Zeitungsmensch, der da im Gehirn Deutschlands saß und jedes Schicksal zu verfolgen schien.

Steinig starrte Matthias an wie ein Weltwunder: „Und so was läuft noch frei herum?“ schrie er, daß das ganze Wiener Leben für einen Augenblick stillzu stehen und herüberzulachen schien. Und da lachten auch die drei an Steinig' Tisch, der erhabene Doktor Aufwärmer, der wichtige Berndonner und der geschundene Matthias Merenus. Und nach diesem Lachen war keine Rede mehr davon, daß Matthias aus dem Bannkreis der Erfolgreichen hätte weichen müssen oder dürfen. Er blieb, und immer lichter wurden die Schleier der Befremdung, bis man unter ihnen wieder den ganzen guten Kerl sah, dem man einst mit freundlicher Zuneigung angehangen hatte. Wenn er sein Leben versahren hatte, so war es nicht Nichtsnutzigkeit gewesen und Liederlichkeit, sondern Ungeschick, und überhaupt ging das niemand etwas an.

Und als man dann auf dem Rahlenberg saß und der Klosterneuburger seine allerschönsten Goldlichter spielen ließ, da hatte das gutmütige, kinderherzige Wien, das da unten ausgebreitet lag, allenthalben gesiegt, und kein Mensch dachte mehr daran, einen Unterschied zu machen zwischen Bewährten und Unbewährten.

Eine Weile später zog Matthias seine Uhr und sagte: „Donnerwetter ... aber jetzt muß ich hinunter ... zum Konzert. Der Wyszrjanski will, daß ich

immer dabei bin; ich komme ohnehin schon zu spät ..."

"Ach was," sagte Steinitz, "der Wystrzianski wird ohne dich auch spielen können. Er hat doch den Sonnenschein, der bei der Kassa sitzt ... und das ist die Hauptsache ..."

Und da war Matthias Merenus schon so voll wienerischen Leichtsinns, daß das Duliöb ganz oben auf war, und daß er sitzenblieb, bis es gegen Mitternacht ging. Als man sich endlich die verschiedenen Heurigen-schenken an der Straße entlang bis Rußdorf hinuntergetrunken hatte, da umarmte Berndonner angesichts der letzten Elektrischen den Freund Matthias mit Tränen im Auge und sagte: "Wien ist eine Stadt ohne Grundsätze ... du darfst es niemand sagen, daß du mich heute Wein trinken gesehen hast ... verstehst du! Und wenn du ein Stück hast, von dem du dir etwas versprichst, so bring mir's."

"Aber das Stück muß alkoholfrei sein," sagte Steinitz, "sonst nimmt er's nicht ..."

Matthias kam im Zustande schönsten seelischen Gleichgewichts in das Grand Hotel Suisse. Zu unterst lag ein fester Entschluß, und darüber war Fröhlichkeit und Zuversicht gebreitet. Und das ganze System glich einem unüberwindlichen Stehaufmandl.

Daran änderte auch die Schreckensnachricht nichts, mit der ihn der Nachtportier empfing. Es hatte sich etwas Fürchterliches zugetragen. Nach dem Konzert war Herr Wystrzianski in Begleitung eines Herrn und zweier Damen, lachend und in bester Laune, ins

Hotel gekommen, um zu soupieren. Aber da war plötzlich eine dritte unbekannte Dame, die ihn seit einigen Minuten in der Halle erwartet hatte, vorgesprungen, hatte wie rasend auf ihn losgeschrien, ihn mit wilden Vorwürfen überhäuft, hatte die eine der Damen mit dem Sonnenschirm ins Gesicht geschlagen und schließlich den Inhalt eines Fläschchens über Wystrzianski ausgegossen, so daß sich augenblicks ein abscheulicher Geruch verbreitet hatte. Herr Wystrzianski hatte geschrien: "Ich bin vergiftet!", und war umgesunken. Auch die geschlagene Dame und zuletzt die Angreiferin selbst waren ohnmächtig geworden. Es hatte sich aber herausgestellt, daß der Inhalt des Fläschchens nur Ammoniak gewesen war, eine Flüssigkeit, die zwar unangenehm riecht, aber sonst ungefährlich ist. Die fremde Dame war dann von der Rettungsgesellschaft unter Polizeiaffistenz ins Hotel Bristol befördert worden.

Matthias Merenus nickte zu dem Bericht immer nur mit dem Kopfe, sagte "Ja! Ja!" und ging dann, nicht ohne einiges Vergnügen über die ausgleichende Gerechtigkeit des Himmels, auf sein Zimmer.

Er schlief tief und traumlos bis in einen kraft-erfüllten Morgen hinein. Nachdem er seine geliebten Wasserkünste vollführt hatte, ging er in den Frühstücksaum, rasch und erwartungsvoll wie ein Jüngling von zwanzig Jahren. Im Briefkasten steckte ein Brief für ihn. Ein amethystfarbener länglicher Brief mit dem Poststempel München.

Die Teekanne zeigte auf ihrer Silberwölbung ein sehr absonderlich umgedrehtes Stück des Frühstück-

saales, die Butter glänzte morgenfrisch, von Wassertropfen überperlt, auf ihrem gerippten Glästlehen, die Wasserkaraffe war von einem Atem der Kühle umhaucht. Einzelne Gäste saßen an den runden Tischen, da und dort, und blätterten in den Morgenzeitungen. Es raschelte wie ein leichter Neugierwind durch den Raum. Die ganze Welt sah ungemein aufgeräumt und tatenlustig aus.

Matthias Merenus schnitt den Brief mit dem Buttermesser auf und las:

Berehrter Meister!

Sie sollten sich schämen . . . ich weiß, ich setze mich der Gefahr aus, daß Sie meinen Brief aus der Hand legen und nach dieser Einleitung nicht weiterlesen. Daß Sie sich denken: Frecher Fraß!, und auf diese Weise den reizendsten Brief, den eine zwanzigjährige junge Dame jemals geschrieben hat, niemals kennen lernen. Ich bin zwanzig Jahre alt, mein Herr, bin blond, habe gute Zähne, Handschuhnummer 6½, Schuhe Nr. 37, trage nur durchbrochene Strümpfe, spiele kein Klavier, kann nicht Französisch, war schon dreimal verliebt, einmal mit Rüffen, habe grüne Augen und gegenwärtig elf Verehrer, darunter einen ernsten. Ich kann doppelte Buchhaltung, Stenographie und betreibe jede Art von Sport, bis auf Tennis, das mir zu blöd ist. Ich bin entschlossen, wenn ich jemand finde, den ich liebe, und wenn es mir zu Hause nicht mehr paßt, durchzugehen und mich durch die Welt durchzuschlagen. Glauben Sie aber um Gottes willen nicht, daß ich

mich Ihnen interessant machen will oder es am Ende wirklich bin. Keine Rede. Ich stelle mich Ihnen nur ergebenst vor — Knix! So —, und wenn Sie nun doch bis hierher gelesen haben sollten, so sage ich es noch einmal, wie oben: Sie sollten sich schämen! Alles großgeschrieben! Und jetzt fragen Sie natürlich: Warum? Oder sagt es Ihnen vielleicht schon Ihr Gewissen? Ich will es Ihnen sagen: Ist es nicht eine Affenschande, daß Matthias Merenus, der Dichter der „Unerproben“, schon seit Jahren nichts von sich hören läßt? Kennen Sie Herrn Matthias Merenus? Ich will Ihnen sagen, wer er war: ein junger Mann, der ein Stück geschrieben hat, das die Aufmerksamkeit Deutschlands und der umliegenden Ortschaften auf sich zog, ein sogenannter Stern, eine Hoffnung. Und sein Stück war bei allen Schwächen — Sie sehen, ich wahre mir mein kritisches Bewußtsein — voll hinreißender Größe in Einzelheiten, menschlich bedeutsam, aus dem Zeitbewußtsein hervorgequollen und darum mit Ansprüchen begabt, dauernd zu wirken. Noch geht es hier und da über die Bühnen. Unlängst ist es in München gegeben worden. Bertram Prutz, der berühmte Berliner, hat den Andreas Veilauß gespielt. Bertram Prutz ist heute ein Mann in den besten Jahren, und der Veilauß war seine erste größere Rolle, mit der er auf seine Begabung aufmerksam gemacht hat. Packt Sie diese Betrachtung nicht mächtig an? Und im Parterre saß eine zwanzigjährige Dame und war hingerissen von Prutz und den „Unerproben“ und ihrem Dichter Matthias Merenus. Und wollte nach

der Vorstellung mehr von Matthias Merenus wissen und noch andres von ihm lesen. Aber da hieß es, dieser Dichter hat nichts mehr geschrieben und ist jetzt Sekretär beim Violinvirtuosen Wysztrzianski, derzeit in Wien. Wissen Sie, daß ich da sehr rot geworden bin? Aber dann dachte ich, vielleicht hat es diesem Dichter bloß an einem Menschen gefehlt, der ihm gesagt hätte: Ich bekenne dich, ich glaube an dich. Er hat sich einem andern untertan gemacht, nun müßte jemand kommen und ihn zu sich selbst erlösen, durch dieses Wort: Ich glaube an dich, ich weiß, es sind noch Kräfte in dir, die wirksam werden können. Es ist ein Wünschelrutenwort, und alle verborgenen Quellen beginnen zu rauschen. Lächeln Sie nicht müde und entsagend, verehrter Meister! Ich bin noch jung genug, um mich begeistert zu jemand zu bekennen, aber nicht mehr jung genug für eine Backfischschwärmerei. Noch eins: ich habe mir Ihr Bild verschafft — aus einer alten illustrierten Zeitung. Es steht, auf Karton geklebt, auf meinem Schreibtisch. Vielleicht verliebe ich mich doch noch — es glaubt sich dann noch besser. Und wenn Sie wirklich bis hierher gelesen haben, vielleicht schreiben Sie dann hauptpostlagernd München unter dem Namen, den ich bei Matthias Merenus zu führen wünsche:

die „Unerprobte“.

Matthias legte den amethystfarbenen Brief neben den Butterteller und starrte in die silberne Wölbung der Teekanne. Und er sah ein dummes, glückstrahlendes Gesicht, maßlos in die Breite gezogen, wie der Watschen-

mann im Prater. Und das war offenbar dieser Matthias Merenus, von dem in dem amethystfarbenen Brief die Rede war, und zu dem eine blonde Dame von zwanzig Jahren „Verehrter Meister!“ gesagt hatte. Auch „Meister“, wie zu dem p. t. Herrn Wysztrzianski gesagt zu werden pflegte. Da war es ihm, als wären seine Gedanken bisher noch gar nicht aufgegangen gewesen, und erst dieser Brief habe den Sauerteig in die Masse getan, daß nun ein ungestümes Gären und Wachsen war.

Der Oberkellner kam lautlos heran und flüsterte Matthias Merenus devot gekrümmt über die Achsel zu, Herr Wysztrzianski habe nach ihm geschickt, und er möge sofort auf dessen Zimmer kommen.

Aber Matthias aß ruhig sein Frühstück mit vielem Appetit, und erst nach der zweiten Tasse Tee und der dritten Buttersemmel ging er — wie ein siegesgewisser Gladiator in den Zirkus.

Herr Swoboda war schon da, und Wysztrzianski lag knetbereit, mit einem Lendentuch umgürtet, auf dem Sofa. Als Matthias eintrat, sprang der Virtuose mit farmatischer Leidenschaftlichkeit von seinem Lager. Und nun wurde das Zimmer im Grand Hotel Suisse zur Arena.

„Herr,“ schäumte er, „wo waren Sie gestern Abend?“

Matthias sah ihn mit milder Nachsicht an: „Ich habe alte Freunde getroffen ... und bitte Sie, zu entschuldigen ...“

Wysztrzianski schnappte wie ein Karpfen nach Luft: „Was entschuldigen ...? Sie haben Freunde getroffen? ... Sehr gut! ... Und Ihre Pflicht? Ihre Pflicht

vernachlässigen Sie darüber? Es ist Ihre Pflicht, dagegen zu sein ... und mich zu unterstützen ... Sie sind schuld an dem Skandal! ... Sie hätten wissen müssen ... was dieses Frauenzimmer vorhatte ... Sie hätten sie beobachten müssen ... nicht? Und sie zurückhalten ... Das haben Sie alles nicht getan ..."

Und Wystrzianski schüttelte die Fäuste, rollte die Augen und begann dann in seiner wohlgepolsterten Nacktheit rund um den Tisch zu laufen, als trainiere er sich für irgendwelche athletischen Spiele.

Matthias sah ihm eine Weile zu und sagte dann: „Sie scheinen mit mir unzufrieden zu sein!“

Da tat Wystrzianski einen Satz, als sei er auf einen Glascherben getreten: „Ich scheine? ... Also scheint es, daß ich scheine ... haben Sie das auch bemerkt?“

Matthias blieb kühl und gelassen. Verehrtester Meister! sang es in ihm. Eine Wünschelrute hatte ihn berührt und seine verborgenen Kräfte entzaubert. „Es tut mir leid ... aber ich habe keine Lust mehr, Ihnen als Leporello zu dienen und Ihre Liebesaffären auszutragen. Ich bin mir zu gut dazu, Reklamenotizen zu machen und die Trompete Ihres Ruhmes zu sein.“

Der nackte Meister unterbrach seinen Dauerlauf und trat so nahe an Matthias heran, daß es diesem war, als verspüre er noch den Hauch jenes harmlosen, mißduftenden Stoffes, den gestern eine zornmütige Frau über ihn ergossen hatte. „Waaas?“ brüllte er.

„Ich bitte Sie um meine Entlassung!“ Und lächelnd fügte Matthias hinzu: „Wir sind ja nicht miteinander verheiratet.“

„Nein! Sind wir nicht ...“ leuchtete Wystrzianski. „Übrigens: darauf ist es Ihnen ja niemals angekommen. Das war für Sie niemals ein Hindernis.“

„Nein,“ sagte Matthias, „wenn ich zur Erkenntnis gekommen bin ...“

Da sprang Wystrzianski mit einem Satz aus der Mitte des Zimmers auf das Knetsofa, daß drei Spiralfedern mit metallischem Klang entzweibrachen. Zuerst war es ganz still. Eine Fliege summt gegen das Fenster, die elektrische Klingel im zweiten Stock spielte dreimal, jemand ließ auf dem Gang etwas Gläsernes fallen. Wystrzianski wandte den Kopf und sah aus wie ein Rosatenhauptmann mit Zahnweh: „Sie sind noch hier ... so gehen Sie doch ... Sie können sofort gehen, selbstverständlich wenn Sie wollen ... sofort ...“

Matthias machte eine Verbeugung und begab sich auf sein Zimmer. Da war ein großer Koffer, und auf dessen Grunde lag, wie der Niederschlag vergangener Jahre, eine Schicht von Manuskripten. Nach drei Stunden Suchens hatte er etwas gefunden. Es hieß „Der goldene Käfig“ und war eine Komödie von Geld und Liebe und Ehe.

Und dieses Manuskript wickelte er in ein giftgrünes Konzertplakat von gestern abend, verließ das Haus und begab sich zu Hermann Verndonner, dem Dramaturgen.

Über seinem Haupte spürte er die Sterne seines Geschicks in einer unbändig günstigen Konstellation, und ein amethystfarbener Brief aus München hatte ihm das lieblichste Horoskop gestellt.

Achtzehntes Kapitel.

Es war ein richtiger Krach gewesen, kein vernünftiger Mensch hätte das leugnen können. Und es fiel auch niemand ein, es zu leugnen. Freilich: Wyszziński's Virtuosentemperament hatte ihn fortgerissen, und nun war sein Herz von Reue angenagt. Sonnenschein hatte gut reden: „Lassen Sie ihn laufen, Herr Wyszziński . . . seien Sie froh, daß Sie ihn los sind . . . wozu brauchen Sie ihn? Was Ihnen der Merenus gemacht hat, nebbich, mach' ich Ihnen auch! Ist das a große Kunst? Mbo!“ Sonnenschein hatte sicher den besten Willen. Aber er schrieb ein allzu süßliches Deutsch.

Noch im Verlauf desselben Tages schied sich Matthias von seinem Meister. Im Grunde war Matthias ganz auf eine behäbige Bürgerlichkeit aufgebaut, und in den Kellergewölben seiner Persönlichkeit hatte immer die Sehnsucht nach einer soliden Wertheimkassa gewohnt. Selbst in den Jahren des Ruhmes und der Tantiemen war manchmal eine Mahnung an die Zukunft bauchrednerisch in sein Ohr gedrungen. Und es war gut gewesen, daß er in der letzten Zeit dem Hang zum Sparen hatte nachgeben können. Er hatte sich einen Teil seines reichlich bemessenen Gehalts

zurückgelegt. Nun saß er nach dem Krach wenigstens nicht sogleich auf der blanken Erde.

Er wurde ein ruhiger möblierter Herr mit separiertem Eingang und Gartenbenutzung, in Hiezing draußen. Das Häuschen, in dessen Giebelzimmer er wohnte, sah aus wie ein riesengroßer phantastischer Papagei. Rot, blau und grün, mit einem weißen Schopf, das war der steil aufgestellte Giebel. Ein farbenwahnsinniger Baumeister hatte es gebaut, der den Wienern beweisen wollte, daß ein richtiggehendes Cottage-Viertel alles aushält. Vor dem Hause ging eine Allee von schönen alten Lindenbäumen vorüber, in einem behäbigen, altväterischen Spazierschritt, wie ein freundlicher Herr aus der Biedermeierzeit, der sich durch die neumodischen Geschmacksdokumente links und rechts nicht um sein Lächeln bringen läßt. Der Garten, dessen Benutzung Matthias zustand, war fünfzehn Schritt lang und dreizehn Schritt breit. Aber was ihm an Länge und Breite fehlte, ersetzte er vollkommen an Höhe, denn er reichte bis an einen prächtigen blauen Himmel, der immer tiefer wurde, je weiter es in den Mai hineinging, und an dem die Wolken alltäglich die künstlichsten kinematographischen Vorführungen veranstalteten.

Matthias Merenus gestand sich, daß nun endlich eigentlich sein Lebensideal erfüllt sei, und sang alle Morgen nach dem Waschen: „Ach wenn es doch immer so bliebe!“ Das war es: die Geruhfsamkeit, der geordnete Wechsel zwischen Tätigkeit und Müßiggang, was ihm bisher gefehlt hatte. Er sah ein, daß er

wahrscheinlich einen vortrefflichen Beamten abgegeben hätte, aber das Schicksal hatte ihn durchaus in eine andre Laufbahn gedrängt. Nun gestaltete er sich wenigstens seinen Hiesinger Mai so beamtenhaft als möglich. Vormittags arbeitete er auf seinem Giebelzimmer an einem neuen Stück, zu dem er Mut gefaßt hatte. Und mit dieser Vormittagsarbeit verdiente er sich den moralischen Anspruch auf die Nachmittage im Garten, mit auf den Rücken gelegten Händen und einer langen Pfeife im Mund, und auf die Abende, an denen die Wolken immer außergewöhnliche Extra-Gala-Elite-Vorstellungen gaben.

Vielleicht war es auch die neue Zeiteinteilung, die Matthias so besonders freudig und zuversichtlich machte. Er hatte nämlich mit den veralteten Systemen — trotz seines sonstigen Beharrungsvermögens — vollkommen gebrochen. Die alte chaldäisch-jüdische Woche zu sieben Tagen hatte alle Bedeutung für ihn verloren, aber Matthias hatte sich auch nicht das Dekadensystem der französischen Revolution zu eigen gemacht. Er war in diesem Punkte ganz ein Signer. Seine Zeit war in Abschnitte von je vier Tagen geteilt.

Denn an jedem vierten Tage kam der Briefträger an dem Garten vorüber, und Matthias stand schon am Zaun und nahm einen länglichen amethystfarbenen Brief in Empfang. Dann hüllte er sich in eine Wolke von Pfeifenrauch, öffnete den Brief mit der blizblank gehaltenen kleinen Klinge seines Taschenmessers und begann zu lesen.

Und dabei sah er ein lustiges junges Mädchen vor

sich, ein Frauenzimmerchen, wie aus einem Notokolustspiel, ein allerliebstes Speiteufelchen, das Parfüm, Bonbons und herzhafte Nasenstäber verspritzte, wenn es losging. Das war die große kleine Unbekannte, mit der er korrespondierte, seitdem sie ihm zu dem schönen Abgang aus Wyszrianskis Diensten verholffen hatte. Das war der liebe Jemand, der an ihn glaubte. Die Spirale, die seine guten Vorsätze federn ließ. Der Kobold, der im Abenddämmern des Gartens Prosit sagte, wenn Matthias Merenus niesen mußte, und der manchmal auf einem gezähmten Wolkenuntier über den Garten ritt.

Matthias hatte kein Geheimnis vor ihr. Er schrieb: „Meine Ersparnisse reichen bis Ende Juni . . . dann muß ich mein Zimmer verlassen und weiterwandern. Ich bin in Sorgen um die Zukunft.“

Sie antwortete: „Wir sorgen am besten für die Zukunft, wenn wir nicht für sie sorgen!“ Das war eine sehr lockere Philosophie, eine Vogel-unter-dem-Himmel- und Lilien-auf-dem-Felde-Philosophie, aber Matthias lebte daraufhin in den Tag hinein, als hätte er ein Konto bei der Bank von England.

Und einmal schrieb er: „Ich bin ein verunglückter Bürger, Fräulein . . . der Künstler gedeiht so mühsam wie eine Kamelie bei Gasbeleuchtung. Wenn Sie eine Prinzessin wären, würde ich mich als dero Güterverwalter empfehlen.“

Und das Frauenzimmerchen antwortete: „Ich dulde keine Ausreden! Beweisen Sie zuerst mir und sich und der Welt, daß Sie was können, dann können Sie meinetwegen Salineninspektor werden.“

Und da bekam Matthias einen Anfall von Arbeitslust und saß sogar an zwei Nachmittagen über seinem neuen Stück, obzwar draußen der schönste Sonnenschein und das erhabenste Volkentheater in Weiß und Überweiß war.

Und einmal schrieb sie: „Wir haben einen Ausflug gemacht, und jemand hat von Ihnen zu sprechen begonnen. Herrgott, wie ich da erschrocken bin! Der Mensch hat gesagt, daß Sie sich ganz verloren hätten . . . ein Beispiel für den Mangel an Selbstzucht; übrigens ganz gut, wenn im Kampf ums Dasein in der Literatur die morschen und unfruchtbaren Stämme ausgerodet würden! Wissen Sie, was ich getan hab'? Wir sind dann im Wald geseßen und haben das Mitgebrachte ausgepackt. Und ich hab' mich neben den Menschen gesetzt und hab' ihm mein Butterbrot auf seine neue Hose fallen lassen. Das hat einen großen Fettfleck gemacht, und er war ganz in Verzweiflung. Dann hab' ich seinen Strohhut auf den Bach gesetzt und ihn davonschwimmen lassen, wie wenn er nur zufällig hineingefallen wär'. Alle haben geschrien. Aber ich hab' mir gedacht, wenn der Strohhut glücklich durch den Wirbel und an dem großen Stein vorbeikommt, so wird auch der Matthias Merenus wieder rauskommen. Und wirklich, sehen Sie . . . der Wirbel hat ihn nicht untergefrüegt, und der Stein hat ihn nicht aufgehalten, und er ist zwischen einem alten Blechtopf und einer Mausfalle hindurch stolz in den Teich hinausgeschwommen, und der Herr Schmerl hat seinen Kahn nehmen und hinausrudern müssen, damit er seinen Hut

wiederkrüegt. Die Mama hat mich dann, wie wir allein waren, furchtbar ausgezankt, denn sie hat ganz gut gemerkt, daß ich das mit dem Hut zusleiß gemacht hab' . . . und der Herr Schmerl . . . Sie verstehen . . . ist so was wie ein ernsther Bewerber. Aber ich hab' die Mama zanken lassen und hab' mir gar nichts daraus gemacht . . . es war ja doch für Sie!“

Da kam es Matthias Merenus vor, als sei er selbst so ein schwimmender Strohhut, von guten Wünschen durch die Wirbel, an den großen Steinen vorbei, zwischen den alten Blechtöpfen und Mausfallen des Daseins hingeleitet. Er fühlte immer ein angenehmes Wehen, ein sanftes Berühren wie von einer unsichtbar gegenwärtigen Freundin. Manchmal klang ihm ein Ton in diesen Briefen so seltsam vertraut, als trage er seinen Widerhall schon längst in sich. Vielleicht war Asta einmal so ähnlich gewesen . . . zu ihren Backfischzeiten, bevor sie geheiratet hatten. Gläubig und ein wenig spöttisch, zutraulich und wachsam gegen Übergriffe, das junge Mädel mit der Frauensehnsucht. Matthias wußte es nicht mehr. Ihre drei Eheerscheinungen standen breitmächtig im Wege und ließen keinen Blick in das Dermal einströmen.

Und es schien wirklich, als sei Matthias' Geschick endlich unter einen freundlicheren Stern geraten. In der ersten Juniwoche suchte er Verndonner auf. Und es zeigte sich, daß Verndonner Matthias' Stück wirklich gelesen hatte, und daß es ihm wirklich gefallen hatte — so gut einem vorsichtigen Dramaturgen eben ein Stück gefällt, bevor das Publikum dazu ja und

Amen gesagt hat — und daß er es dem Direktor wirklich empfohlen hatte. Matthias ging von Bern-
donner weg, mit Glückshoffnungen belastet wie eine
spanische Galeere mit Silber, nur nicht solchen Stürmen
und Seeräubereien ausgesetzt; denn als vorsichtiger
Steuermann nahm er seinen Weg nicht über das offene
Meer der Großstadt, wo man leicht zum Kentern
kommt, sondern hinten herum durch stille Straßen der
Vorstädte. Weil er aber die frohe Nachricht doch
irgendwie feiern wollte, vergönnte er sich eine neue
Pfeifenspitze, denn die alte war schon jämmerlich zer-
bissen, und eine Kaiser Mischung, bestehend aus Knaster,
Dreikönig und ungarischem Rauchtabak.

Als Matthias mit angeschwollenen Rocktaschen und
kreuzvergnügt in seinen Hiesinger Garten trat, sah er
in seinem von den Hausgenossen sonst sehr respektierten
Liegstuhl einen Herrn von ausgesprochener Fremd-
artigkeit hingestreckt. Die Hosen dieses fremden Herrn
fielen Matthias zuerst auf. Sie liefen trichterförmig
nach unten zu und standen dem Liegenden um die
Knöchel so weit ab, gewährten aller Welt so freimütig
Zugang wie das Komitee eines Armenballes. Auch
die kurze Jacke war sehr aufs Lockere und Lose ge-
arbeitet, und das breite Strohgeflecht, das neben dem
Fremden auf dem Grase lag, sah aus wie ein öster-
reichisches Regierungsprogramm, das recht viel Parteien
unter einen Hut bringen möchte. In diesen weiten
Hüllen steckte ein ausgetrockneter sehniger Kerl mit
einem Gesicht, dessen Haut vielfältig zerknittert und
übereinander geschoben war.

„Sie sind also der Herr Merenus?“ fragte der Fremde,
als Matthias mit einiger Verwunderung näherkam.
Matthias verneigte sich höflich.

„Also sehr glücklich scheinen Sie sie ja nicht gemacht
zu haben,“ fuhr der Herr fort.

Matthias grinste zuvorkommend in die Trichter-
öffnungen der fremdartigen Hose hinein und stellte fest,
daß der Herr grün und weiß gestreifte Strümpfe hatte.
Dann hob er den Blick und sah in zwei blaue forschende
Augen. Merkwürdig! dachte er — sonst nichts. Es war
ihm unmöglich, etwas andres zu denken als: Merkwürdig!

„Ich bin nämlich ihr Vater,“ sagte der Fremde.

Da wurde der Raum zwischen den Baumwipfeln
und dem Himmel plötzlich ungemein eng, und Matthias
sah sich in einem gläsernen Käfig, zusammen mit einem
fremden Herrn eingesperrt, der behauptete, daß er Aftas
Vater sei. Und der Wärter war fort und hatte den
Schlüssel. Und dann war die Situation plötzlich rot
und weiß gestreift, und das waren die Streifen des
Liegstuhls, die frei geworden waren, weil sich der
Herr erhoben hatte und auf Matthias zutrat. „Kommen
Sie zu sich,“ sagte er. „Mein Name ist Jakob Degen-
feldt, und ich komme aus Argentinien. Aber ich mache
Sie sogleich darauf aufmerksam, daß ich nicht der
Dunkel aus Amerika bin mit dem großen Scheckbuch
und der Spendierhose. Ich habe schwer arbeiten
müssen und muß es noch tun. Aber so viel habe ich
doch, daß ich mich noch einmal in Wien umsehen kann,
bevor es zum Amüsieren zu spät ist... Also Sie
waren dreimal mit meiner Tochter verheiratet...?“

„Ja!“ antwortete Matthias. Wozu hätte er es leugnen sollen.

Herr Jakob Degenfeldt aus Argentinien sah seinen dreifach verflossenen Schwiegersohn mit unverhohlener Bewunderung an. „Dreimal!“ wiederholte er. „Wenn ich mir vorstelle, daß ich meine gute Rosina noch zweimal . . . sie ist tot, die Gute, ich will nichts über sie sagen . . . Friede ihrer Asche!“ Und dabei sah er zum Himmel auf, ließ die Luft sehr kräftig durch seine breite Nase streichen und stand dann lange Zeit nachdenklich, während in Matthias ein herzliches Vertrauen zu diesem ausgedörrten Amerikaner empornach. Das war der Mann, von dem Asta alles geerbt hatte, was Gutes und Kluges in ihrem Wesen lag. Und da Matthias wußte, daß dessen eine reichliche Menge war, schloß er auf den Urheber, und da bekam Herr Jakob Degenfeldt einen lichten Schein um den eckigen Schädel, fast so groß wie der exotische Strohhut im Gras.

Aber Degenfeldt verweilte nicht lange bei Frau Rosina in den Gefilden der Seligen. Er kehrte in den Hiesinger Garten zu Matthias Merenus zurück und schob seinen Arm ohne Umstände in den des dreifach verflossenen Schwiegersohns. Denn Jakob Degenfeldt war auf seiner argentinischen Farm nicht nur ein ausgezeichnete Viehzüchter, sondern auch ein guter Menschenkenner geworden und war rasch zu folgendem Urteil über Matthias gelangt: Da dieser Mann nicht gradezu den Eindruck eines Blödsinnigen machte, so konnte er nur ein sehr gutmütiger Mensch sein, ohne Falschheit und Hinterhältigkeit, einer von jenen, die das Leben rütteln

kann, ohne sie aus ihren Verankerungen zu reißen. „Sie müssen mir von meiner Tochter erzählen,“ sagte er, „ich kenne sie ja gar nicht. Ich weiß nichts von ihr. Sie müssen mir alles sagen. Ihre drei Ehen . . . per Dio! Kommen Sie, es ist am besten, wenn wir auf Ihr Zimmer gehen . . .“

Matthias stimmte bei, denn seine Hausfrau kam, durch den fremdartigen Besuch aufs höchste erregt, über den Ries gewandert und sah aus wie ein Grammophon mit aufgerichtetem Schalltrichter, der sich nichts entgegen läßt.

Das Zimmerchen im weißen Giebelstock des bunten Häuschens enthielt außer den unumgänglichen Notwendigkeiten des Wohnens und Schlafens auch noch das Matthias Merenus'sche Ehemuseum. Nummer eins: ein Bildnis des Königs Heinrich VIII. von England, in Mezzotinto nach dem Original Meister Holbeins, prächtig gerahmt, das Hochzeitsgeschenk der Leipziger Redaktionskollegen. Ein stolzer, überheblicher und etwas wüster König, der auch recht oft vermählt gewesen war — aber jedesmal mit einer andern. Aber war es nicht auch bei Matthias beinahe so, als wäre er jedesmal mit einer andern vermählt gewesen? König Heinrich blinzelte mit den verschwollenen listigen Augen, wie damals, als Matthias auf dem Sofa zu seinen Füßen gebettet gewesen war, während Mama Rosina drinnen im Schlafzimmer Asta zur Flucht beredete.

Nummer zwei des Ehemuseums war ein silberner Ehrenbecher, ruhmreich erstritten auf einem Fechturnier

zu Ostende, dann auf dem Strand von Blankenberghe mit feuchtem Seesand angefüllt, der den Traum einer Form in sich bewahrte, der Form des niedrigsten, entzückendsten Fußes der Welt. Viel Bitterkeit und viel Seligkeit hing an diesem Becher. Er war in höchster Not preisgegeben worden, aber Matthias hatte getreulich fast drei Jahre lang die Zinsen bezahlt und ihn nicht verfallen lassen, bis er ihn von seinem ersten Gehalt als Wystrzianskis Sekretär hatte auslösen können. Und als er ihn wieder in Händen hatte, da hat er ihn geküßt und den Sand aus der alten Zigarrenkiste genommen und wieder das Mund des Bechers mit ihm gefüllt. Jetzt noch der Blankenbergher Sand etwas nach Tabak, aber das schadete den großen Erinnerungen nicht, die in ihm schliefen.

Nummer drei aber war die gipferne Büste der tapferen Vorkämpferin Mary Wollstonecraft, und die vertrat Matthias' dritte Ehe. Das war ein freimütiges Bekenntnis vor sich selbst, das Geständnis, daß alles Entscheidende bei ihr gewesen sei. Aber dessen ungeachtet gönnte Mary Wollstonecraft ihrem Räuber kein gutes Gesicht, sondern sah aus wie eine Königin, die in ehrenvoller, aber ungerechter Haft gehalten wird.

Vor diesem Museum von drei Nummern stand Matthias und versuchte Jakob Degenfeldt Erklärungen zu geben, wie er und Asta zusammengekommen und wieder auseinandergegangen seien. Er gab sich ernsthafte Mühe, aber während er versuchte, seinen Empfindungen und Gefühlen zu Worten zu verhelfen, wurde ihm selbst alles nur noch dunkler und unerklärlicher. Anziehende

und zurückstoßende Mächte, Männliches und Weibliches in Liebe und Haß, in Krampf und Kampf, Grundinstinkte und Verfeinerungen, das war alles sehr dumpf und ununterscheidbar ineinandergewirrt.

Und dabei dehnte sich zwischen Matthias und dem Vater Astas ein Weltmeer und jenseits noch dazu ein unermessliches grünes Land mit unzähligen Rindern und Schafen. Jenseit dieses Meeres, inmitten dieser Viehherden stand ein Mann in Trompetenhosen und mit einem Sombrero, ein halber Indianer und Gaucho, und hatte keine Ahnung von verwickelten psychologischen Vorgängen. Er schüttelte immer nur den Kopf, und als Matthias so weit war, daß er sich vor lauter Psychologie gar nicht mehr auskannte, sagte er: „Mir scheint, Sie wissen es selbst nicht recht, warum es so gekommen ist.“

Und als Matthias von neuem anfangen wollte, winkte er ihm kurz ab: Nein . . . nein . . . es ist doch bei euch anders, als es bei uns gewesen ist. Wir, Rosina und ich — wir haben uns ganz einfach nicht leiden können.“

Dann trat Jakob Degenfeldt an das Giebelfenster und sah die Allee hinab, die draußen behäbig und altväterisch vorbeispazierte, in den Sommerabend hinein. Und dann sagte er: „Hören Sie mich an, Herr Merenus . . . ich weiß, Rosina wird Ihnen wenig Gutes von mir erzählt haben. Ist auch wirklich nicht viel da . . . aber wenn man älter wird, scharrt man das bißchen doch mühsam zusammen und möchte es jemand geben. Ich habe mich um meine Frau und Asta ver-

dammtwenig gekümmert die ganzen langen Jahre. Nur einmal... wie ich gehört habe, daß Asta verheiratet war, und daß ihre Ehe geschieden worden ist, da hat es mir einen Ruck gegeben. Und ich habe den zwei Frauenzimmern einen Gruß und etwas Geld geschickt. Aber da hat mir Rosina einen Brief geschrieben, der so voll Versöhnlichkeit war, daß mich ein Schrecken gepackt hat. Ich habe sofort meine Farm verkauft und bin noch weiter ins Innere gegangen, wo es recht wild und unwegsam ist, und kein Mensch hat erfahren, wohin ich verschwunden war."

Degenfeldts eckiger bronzefarbener Schädel lag hart auf der apfelgrünen See des Abendhimmels, wie das Schnitzwerk am Schnabel eines Wikingerschiffes, das im Begriff ist, ins Unbekannte zu segeln.

"Ich habe einen schlechten Zahn gehabt, lange Jahre... er war ganz ausgehöhlt, aber es hatte sich eine feste Schicht gebildet, und er hat mir nicht im mindesten weh getan, und ich habe mich nicht um ihn gekümmert. Der Zahnarzt in Buenos Aires hat mir gesagt: 'Wenn die Schicht einmal anfängt, weich zu werden, so muß der Zahn heraus.' Genau so ist es gekommen. Die Schicht ist weich geworden, der Zahn hat geschmerzt wie tausend Teufel, und der Pedro hat drei Tage weit um eine Zuckerrange reiten müssen und hat ihn mir gerissen. Na... und sehen Sie, Herr Merenus... jetzt ist Rosina tot, und ich möchte meine Tochter sehen und mich mit ihr versöhnen."

Matthias sann dem absonderlichen Zusammenhang zwischen dem hohlen Zahn, der Zuckerrange und Asta

nach. Aber Jakob Degenfeldt hatte sich umgewandt und sprach schon wieder weiter: „Und Sie sind der Nächste dazu, um mich mit ihr zusammenzubringen. Ich selbst... ich bin zu ungeschickt dazu... ich gestraute mich nicht. Aber Sie können es tun. Wenn ich die Sache anpacke, geht sie gewiß schief. Sie müssen es vermitteln. Und wenn ich mit Asta versöhnt bin, so werde ich zum Dank dafür Sie mit Asta versöhnen.“

Wahrhaftig, Jakob Degenfeldt hatte sich auf seinen argentinischen Weidegründen an einfache und übersichtliche Verhältnisse gewöhnt. Aber an Matthias Merenus' Chemuseum war noch ein Extrakabinett angeschlossen, das nicht eigentlich mit der Hauptabteilung in Zusammenhang stand, aber dennoch das Wichtigste der ganzen Sammlung enthielt. Und dieses Hauptstück war ein japanisches Lackkästchen, in dem eine Anzahl amethystfarbener länglicher Briefe lagen.

Und indem Matthias die Hand auf dieses Lackkästchen legte wie ein Kreuzfahrer auf einen Reliquienschrein, sagte er mit schlichter Aufrichtigkeit: „Ich kann Ihnen nicht behilflich sein, Herr Degenfeldt... es ist unmöglich. Ich will mit Asta nichts mehr zu tun haben, was so aussieht, als suche ich einen Weg zu ihr. Wenn Sie vor zwei Monaten gekommen wären... vielleicht... sicher wäre ich da bereit gewesen...“

Da tat Jakob Degenfeldt eine lange Reihe spanischer Flüche, die bis in den Grammophontrichter der Hausfrau im Garten hinunterschallten, und brüllte mit der Miene eines Herrn über sechstausend Kinder, zwölf-

tausend Schafe und siebenunddreißig berittene Banditen:
„Warum denn jetzt nicht?“

Matthias Merenus aber schlug den Deckel des Lackkästchens auf und nahm aufs Geratewohl eins der amethystfarbenen länglichen Briefchen heraus. Und las: „Alte Herren können sehr leicht komisch werden. Besonders wenn sie anfangen, sentimental zu werden. Sentimentalität ist ein Laster wie die Neue. Und sie nützt ebenso wenig . . .“

„Hören Sie auf!“ schrie Jakob Degenfeldt. „Was bedeutet das? Wer ist das?“

„Eine junge Dame!“

Da riß der Argentinier die Augen auf, daß die stacheligen Brauenbogen mitten auf der bronzenen Faltenhaut der Stirn standen, streckte einen dünnen Zeigefinger und stieß ihn zuerst gegen den amethystfarbenen Brief in Matthias' Hand und dann gegen dessen Brust. „Wmm?“ fragte er.

Matthias lächelte verlegen und zuckte die Achseln.

„Und wer ist sie?“

„Ich weiß es nicht! Sie nennt sich die Unerprobte und läßt sich nach München schreiben.“

„Und Sie wollen also nicht?“

„Nein!“

Einen Augenblick sah es aus, als wolle Jakob Degenfeldt den Widerstand seines gewesenen Schwiegersohns nach irgendeiner erprobten argentinischen Methode brechen. Dann aber legten sich Europa und Wien und Hiezing mit säufstigenden Bedenken auf seinen Zornmut, bis er festfaß wie das Mammut im

Löß. Er konnte nur noch schnauben und zähnefletschen:
„Dann . . . dann können Sie mich überhaupt gernhaben, Sie . . . Sie . . . Patentidiot!“

Und damit raste er wie ein Pampassturm die Stiegen hinab, raffte sein heidnisches Strohgeflecht zusamt einem Büschel Gras vom Rasen und rannte an Matthias' Hausfrau so ungestüm und grimmig vorbei, daß es in deren Innerem einen Knall tat, als sei die Grammophonmembran zersprungen. —

So begann die innige Freundschaft zwischen Matthias Merenus und Jakob Degenfeldt. Am nächsten Tage war der verdorrte Argentinier wieder da, schien sich in Stiebelzimmer und Garten sehr behaglich zu fühlen und erzählte von seinen Viehherden jenseit des Meeres. Und Matthias hatte den Patentidioten vollkommen vergeben und vergessen, und nach drei Tagen war es, als kannten die beiden einander schon drei Jahre.

Jakob Degenfeldt war durch mehr als ein Menschenalter von dem Leben und der Arbeit gesengt, gegerbt, gebraten, geschunden, gerieben, geklopft worden, er war in allen Laugen gewaschen, mit allen Salben geschmiert, und dabei war dieses verrunzelte Stück Außenleder um einen Kern geschlagen, der aus der Sehnsucht nach einem Volkslied und nach einem weichen Walzerhythmus, nach einem Lachen und einem guten Wort bestand. Der ging nun in der Wiener Luft ganz lieblich auf. Der Argentinier war gekommen, um sich zu amüsieren. Und Matthias mußte ihm dabei helfen. Zuerst fürchtete er, es würde zu wüsten Dingen kommen. Jakob Degenfeldt behielt seine auffallende Kleidung,

die Trompetenhosen, die weite Jacke und den Sombbrero, denn es machte ihm Vergnügen, angestaunt zu werden und als wilder Mann zu gelten. Und er versicherte Matthias, es liege ihm aus gewissen Gründen daran, in Wien populär zu sein und in den Mund der Leute zu kommen. Aber sonst benahm er sich wie ein Grazer Pensionist. Er ließ sich nichts abgehen, aber er schmiß keine Champagnerflaschen in die Spiegel, er freute sich der schönen Fülle der Wiener Weiblichkeit, aber er ging den allzu Anschmiegsamen aus dem Wege. Und wenn er schon sündigte, so nahm er jedenfalls nicht Matthias mit.

Das Thema Asta aber schien mit Stumpf und Stiel ausgerottet.

Er war gewiß der angenehmste und verdaulichste aller irgend erdenklichen Schwiegerväter. Und das beste daran war, daß er ja gar kein Schwiegervater mehr war.

Gegen Ende Juni erbat sich Verndonner pneumatisch die Ehre von Matthias' Besuch.

„Mann Gottes in der Hutschachtel,“ sagte er feierlich, als ihm Matthias gegenüber saß, „haben Sie schon dem Alkohol entsagt?“

Matthias dachte an die Erdbeerbowle, die er gestern mit Jakob Degenfeldt im Rathauskeller getrunken hatte, und sagte: „Nein!“

„Dann rate ich Ihnen, tun Sie es schleunig, ehe dieses niederträchtige Wien ganz über Sie Gewalt bekommt. Wissen Sie, in Leipzig alkoholfrei zu bleiben, ist kein Verdienst . . . aber hier, wenn Sie ein Stück

vor die Stadt gehen, so kommen Ihnen schon die Weingärten entgegen. Schwören Sie ab, geben Sie sich selbst ihr heiligstes Ehrenwort, leisten Sie einen Eid bei allen sieben Nothelfern . . .“

„Ich fürchte, es ist zu spät,“ lächelte Matthias.

Da wandte sich Verndonner seufzend um, schloß einen Wandschrank auf und entnahm ihm eine Flasche und zwei Gläser. Auf der Flasche stand „Wiener Rathauskeller“ und darunter „Gumpoldskirchner Auslese 1898“. Und als Verndonner die beiden Gläser gefüllt hatte, stieß er mit Matthias an und sagte: „Na, dann trinken wir halt auf ein frohes Gelingen. Ihre Komödie ‚Der goldene Käfig‘ ist von uns angenommen und kommt gleich im September dran.“

Matthias war gar nicht so sehr erstaunt. Denn er wußte ja längst, daß es so kommen würde, hatten es ihm denn nicht sämtliche amethystfarbenen länglichen Münchner Briefe versprochen? Und weil er diesmal so ganz besonders schön geistesgegenwärtig war, so nahm er die Gelegenheit wahr und erbat sich sogleich einen Vorschuß.

Der reichte über den Juli und August und enthob ihn der Gefahr, Jakob Degenfeldt in einer schwachen Stunde anzupumpen.

Die Münchener Unerprobte aber schrieb als Antwort auf die freudige Nachricht: „Ich komme selbstverständlich zur Aufführung nach Wien. Ich habe mir schon einen ganzen Plan ausgedacht. Und ich freue mich schon wahnsinnig, Sie endlich kennen zu lernen. Nehmen Sie sich zusammen, damit Sie mich nicht enttäuschen.“

Neunzehntes Kapitel.

Und was geschieht, wenn dein Stück durchfällt?" fragte Jakob Degenfeldt, als schon die Maueranschläge und Zeitungen verkündeten, daß übermorgen die Komödie „Der goldene Käfig“ von Matthias Merenus gegeben werde. Der Argentinier sah so besorgt drein, als handle es sich nicht um ein dummes Theaterstück, sondern um seinen besten Zuchtstier, der plötzlich erkrankt sei.

Aber Matthias hatte viel Wind in den Segeln. „Es wird nicht durchfallen," sagte er.

Jakob Degenfeldt dachte nach. „Man sollte so zweihundert oder dreihundert Leute hineinsetzen, auf die man sich verlassen kann."

Matthias hatte plötzlich eine Angstvorstellung von dreihundert Kuhhirten, die da in das Theater gestampft kamen, das ganze Haus erfüllten, von sechshundert ungeheuren Prägen, die während des Spiels über alle Galeriebrüstungen hingen, während ihre Besitzer den Leuten auf die Köpfe spuckten. Es war nur eine Angstvorstellung. Aber sie verstärkte Matthias' künstlerische Gewissenhaftigkeit. „Ich will nichts davon wissen," sagte er, „ich will einen ehrlichen Erfolg haben."

Da ging Jakob Degenfeldt zu Hermann Verndonner und ließ sich von ihm die Adresse des Vorstandes der Claqueure geben. „Herr," schloß er, „ich bin Amerikaner und Geschäftsmann, und ich verlasse mich nicht auf den Zufall. Ich möchte, daß mein Schwiegersohn mit einem guten Erfolg abschneidet. Er soll einen schönen Abgang haben."

Während Jakob Degenfeldt Vorsehung spielte, ließ sich Matthias den Ereignissen entgegentreiben. Die Aufführung hatte alle selbständige Bedeutung verloren, sie war nur ein Portal, durch das man hindurchgehen mußte, um zu ihr zu kommen, die ihn dahinter erwartete, zu der geheimnisvollen Unerprobten, die ihm, angetan mit dem Zauber ihrer zwanzig Jahre, entgegenlächelte voll Zärtlichkeit und Anmut und Süßigkeit. Und rundherum war nichts als Rosen, Lilien und Nelken und Nachtigallenschlag und Mondenschein und alles, was der verliebte Unsinn aller Zeiten und Völker je hervorgebracht hat.

Am Morgen des großen Tages saß Matthias Merenus eine halbe Stunde vor dem Spiegel und prüfte sein Dichterangeficht. Dann seufzte er tief auf, verließ sein Stiebelzimmer und begab sich in die nächste Drogerie, wo er mit verstellter Stimme ein Fläschchen nußbrauner Haarfarbe verlangte.

Nachmittags kam Degenfeldt und fand einen verjüngten Matthias. Die ergrauten Schläfen hatten jetzt ein schönes, frisch glänzendes Braun. Da war gleich ein ganzes Jahrzehnt von der Wirklichkeit heruntergehandelt. Und da lächelte der alte Herr verständnis-

innig, aber er sagte nichts darüber, sondern machte nur den Vorschlag, irgendwohin zu gehen und ein Glas Wein zu trinken. Ein feuchtes Nebelwetter unterstützte diesen Vorschlag. Es war doch in den Untergründen so ein leichtes Frösteln von Erwartung vor den Ereignissen der nächsten Stunden.

Sie gingen durch einige Straßen der inneren Stadt, unschlüssig, wohin sie sich wenden sollten. In der Brusttasche von Matthias' Überzieher steckten ein amethystfarbener länglicher Brief, und ab und zu fühlte Matthias nach ihm, wie ein ängstlicher Bittsteller nach seinem Empfehlungsbrief. Und es war ein Empfehlungsbrief an das Schicksal, ein Passierschein in eine noch unbekannte Zukunft. Nun war die „Unerprobte“ schon in Wien. „Und abends werde ich im Theater sein . . . unerkannt . . .“ hatte sie geschrieben, „ich werde unter den vielen Menschen sitzen, und meine Wünsche werden stark in alle Seelen eindringen. Und wenn Sie dann hervorgerufen werden, dann werde ich das stolze Gefühl haben, daß ich an Ihrem Sieg meinen Teil habe.“

„Ja . . . ja und Amen!“ psalmodierte Matthias' Herz dazu.

Dann saßen sie in einer Bodega in der Kärntnerstraße, und Jakob Degenfeldt verordnete Malaga. „Malaga ist das Beste gegen Aufregung!“ sagte er.

„Ich bin nicht aufgeregt,“ log Matthias.

„Na?!“ warf Degenfeldt ein.

„Nein, wirklich nicht . . . es ist nur, weil ich nachher sie sehen soll. Das wirst du begreifen.“

Degenfeldt begriff es so sehr, daß er noch zwei Glas Malaga bestellte. „Wir treffen uns nachher . . . Siegesfest und so . . .“ sagte er.

„Wenn ich abkommen kann,“ zögerte Matthias.

„Ich bin dein väterlicher Freund, bring sie mit. Du wirst doch nicht gleich den ersten Abend allein mit ihr herumziehen wollen. Ich erwarte euch im Urbaniseller, verstanden?“

Matthias sagte ja, aber er nahm sich vor, zu versuchen, ob es nicht vielleicht doch ohne väterlichen Freund zu machen sei.

Und nach einer Weile zog Degenfeldt die Uhr, machte ein bedenkliches Gesicht und meinte, es wäre an der Zeit. Da tat Matthias' Herz einen einzigen heftigen Schlag, als sei jetzt eine Feder eingeschnappt und ein neuer Abschnitt seines Daseins begonnen.

Was nun folgte, trug sich zu wie unter dem Druck dieser Feder, eine unaufhaltsame Folge von Dingen und Menschen und Geschehnissen. Eine Automobilsfahrt ins Theater, Gedränge von Theaterbesuchern vor den Kassen, ein Wachmann, der ungemein vertrauenerweckend und dekorativ dastand, eine flüchtige Begrüßung mit jemand, der so ausfah wie Hermann Verdonner. Dann ein behaglicher Raum, vor dessen Öffnung Menschen waren und viel Licht und Stimmengewirr. Da mitten drunter war irgendwo die geliebte Unbekannte . . .

Drei Stunden später war alles vorüber. Matthias Merenus stand im Smoking auf der Bühne, hatte links die Salondame und rechts den jugendlichen Lieb-

haber als Flankendeckung und verbeugte sich vor dem beifallsfreudigen Hause. Es war ein durchaus ehrlicher Sieg; denn das Publikum hatte sich in dem Stück wiedererkannt und freute sich darüber, daß einiges, was im Leben so unerquicklich war, dort oben so unterhaltend und ein bißchen böshast ins Heitere gewendet werden konnte.

Dann kamen viele fremde Hände, und jede von ihnen verstärkte ein wenig die Ladung von Stolz und Kraft und Lebensmut in Matthias, daß er sich selbst wie zur dritten Potenz erhoben vorkam. Er war maßlos gewachsen, das ganze Theater war voll von ihm, ganz Wien erdröhnte von seinem Namen.

Und als er sich losmachen konnte, floh er eilig und trug seine ganze Ladung von Stolz und Kraft und Lebensmut der Unerprobten entgegen, vor das Tor der Kaiserlichen Burg, wo die Macht zu Lande und die Macht zur See allegorisch aufgepflanzt sind. Matthias hatte diesen Ort für das Zusammentreffen vorge schlagen, weil er einen würdigen Hintergrund für das große Ereignis wollte. Und es war heute, als seien die vier Gruppen wirklich eigens für Herrn Matthias Merenus aufgestellt.

Es regnete. Matthias merkte es daran, daß die Leute Regenschirme an ihm vorübertrugen. Er selbst spürte nichts, seine Haut war unempfindlich gegen alle meteorologischen Niederträchtigkeiten. Er machte sich nicht einmal etwas daraus, daß der Nebel immer dichter wurde und die Welt in zehn Schritten Entfernung zu Ende war. Denn er wußte, sie war da

und würde kommen, und wenn der Nebel so dicht wäre wie die ägyptische Finsternis, und wenn es Pech und Schwefel regnete. So stand Matthias da, als das Großartigste, was die Erde in diesem Augenblicke trug, im Besitze sämtlicher Hochgefühle der Menschheit und zugleich doch nicht wenig aufgeregt, verzagt und bereit, einer holden Unerprobten diesen ganzen Matthias Merenus samt seiner Gloria zu Füßen zu legen.

Ein Wagen fuhr vorbei, der Nebel brodelte in seiner Spur. Ein Hund lief aus dem Unbekannten heran und schnupperte mit hündischer Unverschämtheit an Matthias' Beinen. Matthias sah ihm ernsthaft zu und verschreckte ihn nicht... Eine Dame gondelte an Matthias vorüber. Sie trug das Erkennungszeichen nicht und Matthias war sehr froh darüber, denn es war eine eckige und vornübergebeugte Person gewesen, so eine verkümmerte Großstadtpflanze, die von Straßenstaub und Gasbeleuchtung mißgewachsen ist.

Nun stand Matthias Merenus schon zwanzig Minuten da. Aber er hatte nicht den mindesten Zweifel, daß die blonde Zwanzigjährige kommen müsse. Und als solle er für sein Vertrauen belohnt werden, rollte jetzt ein Wagen im Nebel... hielt an... ein Schlag wurde geöffnet und zugeworfen... Matthias fühlte: sie war da.

Und da kam eine elegante schlanke Dame in das Gemenge von Licht und Wasserdunst um Matthias. Eine Dame in einer langen pelzbefesteten Jacke... zwei weiße Rosen, zwei weiße Rosen... zwei weiße Rosen im Ausschnitt...

Matthias wollte ihr entgegengehen, aber das Portal

der Kaiserlichen Burg entwickelte plötzlich magnetische Kräfte und hielt ihn fest. Er konnte nur den Hut abnehmen und unbedeckten Hauptes warten . . .

„Guten Abend, Matthias!“ sagte die Dame mit sehr viel inniger Vertraulichkeit.

Und Matthias sah, daß Frau Asta vor ihm stand. Und daß sie zwei weiße Rosen an der Brust trug . . . das Erkennungszeichen der Unerprobten. Und das Wiener Pflaster war unter Matthias in wellenförmige Bewegung geraten und hob und senkte sich mit ihm wie schwere See. „Ich . . . du . . . es . . .“ sagte er, als beabsichtige er, eine Heerschau aller persönlichen Fürwörter abzuhalten.

„Ja . . . ich bin es, Matthias . . . ich glaube, ich hätte mir keinen besseren Verstecknamen wählen können, als gerade ‚die Unerprobte‘. Es paßt so gar nicht auf mich.“ Und auf einmal begann Asta unbändig zu lachen.

„Was denn?“ fragte Matthias fassungslos. Und da war auf einmal ein kleiner runder Spiegel, ausgegraben aus den Tiefen eines Handtäschchens, und wurde in Matthias’ Hand gesteckt. Und Matthias blickte hinein. Er sah zwei Bächlein eines trübseligen Brauns, die von seinen Schläfen herabbrannen und sich im Bartgestrüpp verloren, wie Fabrikwässer im Krautacker.

Asta lachte noch immer, so übermütig wie in ihren allerbesten Mädchentagen.

„Ja . . . es ist Haarfarbe!“ sagte Matthias vollständig gebrochen. Dieser elende Regen . . . seit der Sintflut hat er kein solches Unheil gestiftet.“

Die „Macht zur See“ und die „Macht zu Lande“ links und rechts vom Burgportal stellten ihre allegorische Balgerei ein, und Sieger und Unterliegende grinsten auf Matthias Merenus und hielten sich die marmornen Bäuche.

„Du bist es?“ fragte Matthias wie aus einer Hypnose.

„Ich bin die blonde Zwanzigjährige mit dem festen Glauben an dich, Matthias. Und das ist wahr.“

„Und die Mama . . . und die elf Verehrer und der ernste Bewerber und der Strohhut auf dem Dach . . . und die ganzen Mädelgeschichten . . .?“

„War das nicht alles sehr hübsch erfunden? Glaubwürdig? Organisch?“

„Sehr!“ sagte Matthias und spürte auf einmal, daß er schon ganz naß war.

„Hier hast du ein Taschentuch!“

Matthias wischte mit einem parfümierten weichen Dinge an Schläfen und Wangen. Dann setzte er sich in Bewegung, ohne zu wissen wohin, einem inneren Gebot gehorchend. Und Asta ging an seiner Seite durch den Nebel. „Aber die Briefe?“ fragte er, indem er plötzlich stehenblieb. „Diese Briefe? Ich habe deine Schrift nicht erkannt.“

„Ich habe sie mir natürlich schreiben lassen. Frau Anna Gabrieli hat mir den Dienst erwiesen, meine Entwürfe zu übertragen. Es hat ihr sehr viel Spaß gemacht.“

Da war wieder einmal die Verschwörung der Frauen erwiesen, dieser geheime Weltbund, dessen einziger Zweck es ist, einander zu helfen, um die Männer zu

hintergehen. Frau Anna Gabrieli hatte geholfen, die kleine Frau Anna Gabrieli . . .

Matthias schüttelte den Kopf. „Und warum . . . warum das alles . . .?“

Da fühlte er Aftas Arm in seinem, einen weichen, vollen Arm. „Warum? Weil . . . ich wollte mich befreien. Unsre letzte Ehe hat mit einem großen Schuldposten für mich geschlossen. Ja . . . für mich! Ich habe dir deine Kraft genommen, ich war im Unrecht. Und ich habe gesehen, daß deine Niederlage so schwer war, daß du nicht mehr mein alter Matthias warst. Du hast dich selbst aufgegeben . . . du hast dich sehr herabgewürdigt . . . ich habe dein Leben verfolgt. Wenn du dich heraufgearbeitet hättest — kein Wort hättest du mehr von mir gehört. Aber jetzt hat mein Gewissen gesprochen: du hast ihm alle Zuversicht gebrochen — du mußt ihm seine Kraft wiedergeben. So war es. Es war ein Spiel . . . kühn . . . aber nicht frevelhaft. Die einzige Gefahr dabei war eine Gefahr für mich. Daß du dich in die ‚Unerprobte‘ verliebst. Ich sehe, daß es geschehen ist.“

Es war Matthias in diesem Augenblick, als wolle sich dieser volle weiche Arm von dem seinen lösen. Da preßte er ihn an sich, nicht anders, als er es getan hätte, wenn es wirklich der Arm der gläubigen jungen Freundin gewesen wäre. Und es fiel ihm ein, daß er auf dem Wege zum Urbanikeller war. O, auch er hatte eine Überraschung für Afta. Und er lachte vergnügt in sich hinein.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Urbanikeller liegt unter dem heutigen Wien, ein Stockwerktiefer als das alte Reichskriegsministerium am Hof. Er liegt unter dem Pflaster, bei den Anfängen des Hamurs und der Gmüatlichkeit, als die noch ein etwas barbarisches Ansehen hatten. Er mag ein Zeitgenosse des Stephansturmes sein, babenbergische Dienstmannen haben hier ihre freie Zeit verlümmelt oder die Werkmeister vom Dombau nach Zunftgebrauch ihren Schoppen getrunken. Alle Arten von historischen Dursten sind hier gestillt worden. Literarisches hat er nichts an sich. Aber wenn man einige Flaschen Pfaffstettner getrunken hat und auch sonst begnadet ist, so kann man schon einem Augustinermönch begegnen, der wie ein Rohrspaß über die „faumäßige Böllerei derer Wiener“ zu schimpfen versteht, oder man kann hören, wie ein zerlumpter Kerl den Dudelsack bläst, um ein Maß Wein oder zweie, und Gott dient, indem er die Menschen fröhlich werden läßt. Die Wiener Weis' ist da, die herbe und die liebliche, die scharfe und die zarte. Die babenbergische Barbarei hat der Keller beibehalten, freilich ins Heißbare und Hygienische gemildert. Aber die Gewölbe schauen noch ganz wüst und wuchtig aus, daß auch der mächtigste Kausch und der abgründigste

Daß darunter Platz haben. Und das Möbelwerk paßt zu diesen Gewölben wie der Stiel zur Hacke und ist so eichen und schwer und eckig, als sei es für die Ewigkeit und drei Stunden darüber hingepflanzt. Ein ordentlicher Glaube, der Verge versehen kann, mag sich hier am Tischrücken erproben. Und Wandverkleidungen und Gesimse und Sitzgelegenheiten sehen noch viel echter aus, als sie zu den schönsten Babenberger-Zeiten je gewesen sein können.

In einer Ecke saß Jakob Degenfeldt und hielt gute Nachbarschaft zum Mittelalter. Über seinem Kopfe hielt ein grobianisch gestalteter Eisenreifen, der mit wirklichen Kerzen besteckt war und von dem ein spärliches Lichtgeriesel in die babenbergische Finsternis um Jakob Degenfeldt niederträufelte. Nur in dem Glas, das vor ihm stand, hatte sich einiges Licht angesammelt, lag wie leuchtender Sand auf dem Boden, schwamm wie goldige Wölkchen im Wein und wartete darauf, in den Menschen einzugehen.

Als Matthias mit Asta eintrat, spähte er aufgeregt aus. Asta stand neben ihm und rührte sich nicht. Plötzlich sagte sie: „Das ist also der Papa...!“

Jakob Degenfeldt kam aus seiner Ecke hervor, mit seinen Trompetenhosen, der Pampasjacke, dem roten Gurt, ging auf seine Tochter zu und reichte ihr die Hand. Einen Augenblick sahen sie einander an.

„Du gefällst mir sehr gut, Mädel!“ sagte Jakob Degenfeldt.

„Du mir auch,“ lachte Asta, „wenn der Schein nicht trügt...“

Sie schüttelten einander noch einmal die Hände und wandten sich nach Matthias um. Aber da wurden sie sehr besorgt um ihn. Der stand da, hatte gestielte Augen und murmelte etwas, das klang wie Trichloressigsäure. Bei Gott, er sagte: „Trichloressigsäure.“

Matthias wußte nicht, wie er dazu kam. Es mußte ein Wort aus Gymnasiastenzeiten sein, aus einer Kumpelkammer des Bewußtseins, ein Wort mit Mottenfraß und mit dem verstäubten Samt seitheriger Vergessenheit. Es paßte ganz gewiß nicht hierher. Aber Matthias hätte auch im ganzen Bereich eines vierundzwanzigbändigen Konversationslexikons kein andres Wort finden können, das gepaßt hätte.

„Nein,“ sagte Jakob Degenfeldt, „du brauchst nicht den Verstand zu verlieren, Matthias. Es ist ganz einfach... du hast dich geweigert, mich mit ihr zusammenzubringen, Matthias. Du hast ja recht von deinem Standpunkt aus... selbstverständlich! Aber jetzt war ich schon einmal in Europa. Ich habe mir ihre Adresse verschafft binnen drei Tagen. Detektivbureau ‚Argus‘ — bitte. Und dann habe ich ihr geschrieben. Was hätte mir geschehen können? Höchstens hätte ich keine Antwort bekommen. Aber sie hat mir geantwortet.“

„Wollen wir uns nicht setzen?“ sagte Asta. „Ich glaube, wir bilden eine Gruppe.“ Und sie begann ihre lange Jacke auszuziehen, und Papa Degenfeldt half ihr dabei.

Die beiden weißen Rosen aber behielt sie an der Brust.

Matthias war es endlich gelungen, von der Trichlor-
essigsäure loszukommen. „So hast du auch gewußt,
daß sie die ‚Unerprobte‘ ist?“ fragte er.

„Natürlich! Ich habe mich sehr darüber gefreut.
So was wäre Mama Rosina niemals eingefallen.
Das ist ein Zug von mir.“ Und Vaterstolz strahlte
aus allen Falten des zerknitterten Gesichts.

Hinter Matthias' Stuhl aber standen die beiden Keller-
heiligen, unsichtbar, jedoch eifrig bemüht, auf seine
Seele zu wirken. Der Augustinermönch machte seine
grimmigste Miene und raunzte: „Da schlägt's dir
wieder ins Gesicht, was für ein sauberer Höllbrocken
so ein Frauenstück immer und zu allen Zeiten ist. Ob
sie die Fechthauben tragen oder das Jungfraubörtel,
sind all gleich, zu meiner Zeit, bei denen alten Heiden
oder in gegenwärtigen Läuften, bei Türken und bei
Christenmenschen, nichts als Partitenmacherinnen, haben
die Lügenhaftigkeit mit der Muttermilch eingesogen,
und wenn der Mann am allergläubigsten ist und ihnen
absonderlich zugetan, dann laufen sie erst recht auf den
Löffelmarkt. Geh ihnen aus dem Weg, sonst bist du
schon zu Lebzeiten im höllischen Pechstrudel!“

Der andre aber, der Kerl mit dem Dudelsack und
dem zerschliffenen Wams, flüsterte an Matthias' anderm
Ohr: „All Ding auf der Welt hat zwei Gesichter.
Der hochwürdige Herr, so tapfer er auf der Kanzel
wettern kunnt, vor dem schwarzen Tod ist er davon-
geloßen. Aber ich hab' ihm ins Gesicht gelacht und
hab' ihm eins gepfiffen. Und glaub' nit, daß das
Frauenzimmer so arg ist wie der schwarze Tod. Denk

nur an alles Lieb's und Gut's, das du je von ihm
erfahren. Ist viel Süßigkeit und Sonnenschein dabei
gewesen. Das Frauenzimmer ist wie der Erdschollen:
treibt Gras und Dorn, Kraut und Unkraut, Förder-
liches und Unnütziges. Hat seine Wurzel viel tiefer
als der Mann und nimmt darum vom Herzen der
Erden. Mußt nur recht lachen können, wenn so ein
Kräutlein Tunichtgut aufsprießt oder ein Dolden Hinter-
list oder die Springwurz Übermut.“

Da stieß Matthias Merenus mit den beiden andern
an, und ein feiner Goldklang verschwebte unter dem
grobiantischen Eisenreifen. Und da sah er das Unkraut
Tunichtgut, die Dolde Hinterlist und die Springwurz
Übermut, sah aber auch viel rote Rosen stehen und
reiche Üppigkeit des Wachstums, Sommerzeit einer
noch immer schönen Frau.

Nur eine Fußangel lag da irgendwo.

„Und Frau Vera Norden?“ fragte er. Der Name
flirrte wie ein Schuppenpanzer über einer Walfären-
brust. Angstvoll sah Matthias Frau Asta an.

„Umgebrungen! Maustot! Friede ihrer Asche...“

Da staunte Matthias sehr, denn diese Vera Norden
war das schlechthin Unüberwindliche gewesen.

„Nein, Matthias, du darfst nicht glauben, daß ich
meine Vergangenheit verleugnen will. Frau Vera
Norden hat sehr viel Gutes getan, sehr viel Not-
wendiges ... ich bin so eingebildet, zu glauben, daß
Vera Norden eine historische Gestalt bleiben wird.
Sie wird mitten in der Bewegung weiterwirken. Bloß
ich selbst möchte abrüsten. Ich bin müde. Was ich

tun konnte, ist getan . . . jetzt sollen mich andre vielfältigen und wiederholen . . ."

"Sehr richtig," sagte Papa Degenfeldt, "jetzt sollen sie aus der Vera Norden eine Aktiengesellschaft machen. Du ziehst dich vom Geschäft zurück."

So war die ganze Sache glatt ins Amerikanische übersezt, und Frau Asta war davor behütet, noch mehr zu sagen. Dinge, die schon so weit vorn in der Seele lagen, daß sie der nächste Satz unzweifelhaft heruntergeredet hätte. Etwa, daß in diesem Kampfe eine tötende Kälte über sie gekommen war, ein furchtbares Erschrecken, die Erkenntnis der Möglichkeit, eines Tags jenseits der Grenzen des Sommers zu erwachen. Und dann plötzlich eine Sehnsucht nach Wärme und Liebe. Und von da war es gar nicht weit zu der freudestrahlenden Gewißheit gewesen, daß es irgendwo auf der Welt ein treues und gutes Herz gab, gegen das man ein Unrecht abzutragen hatte . . . und das wieder gewonnen werden konnte . . .

Von allen diesen Dingen schwieg Asta. Aber Matthias wußte sie trotzdem, er war an diesem Abend durch das übergroße Erstaunen ganz unglaublich hell-sichtig und feinfühlig geworden, und außerdem war einer da, ein zerlumpter Kerl mit einem Dudelsack, der flüsterte ihm zu, was er nicht von selbst verstand, und das waren lauter angenehme und fröhliche Sachen.

Aber da erinnerte sich Papa Degenfeldt endlich, daß hier ein erfolgreicher Dichter saß, und sprach einen Toast: „Hoch Matthias Merenus und sein glänzender Abgang von der Literatur . . .!“

Das war ein Toast wie ein Lasso, und Matthias spürte die Schlinge an seinem Hals. „Wieso . . . Abgang? Jetzt fange ich ja erst wieder an.“

„O nein,“ sagte Papa Degenfeldt.

Es war merkwürdig, wie sich Asta mit ihm verstand. „Papa hat recht! Hast du noch nicht genug davon? Willst du noch immer im Betriebe bleiben? Jetzt hast du dir und mir und dem Publikum gezeigt, daß du es auch kannst. Das war der Wunsch der ‚Unerprobten‘. Aber die Erprobte sagt dir, Matthias, was du einmal deinem Freund Gabrieli gesagt hast: Große Talente sind von Gott und kleine vom Teufel. Gabrieli hat’s mir erzählt.“

„Ich habe ein neues Stück begonnen . . . es wird sehr gut werden . . .“ Der Lorbeerfranz war noch zu neu auf Matthias’ Haupt, der Beifall dröhnte noch in seinen Ohren, er fühlte noch die beglückwünschenden Hände.

„Du kannst es drüben fertigmachen . . .“ sagte der Papa, „die Literatur ist ja sehr nett, aber das ist keine Beschäftigung für dich. Es gibt in Deutschland genug Leute, die schreiben, ohne Talent dazu zu haben . . . Ich mache euch noch einmal darauf aufmerksam, ich bin nicht der Dunkel aus Amerika — aber wenn du arbeiten willst . . .! Nächste Woche fahre ich. Meine Geschäfte sind ohnehin zu Ende.“

„Geschäfte?“ fragte Asta.

„Na ja . . . was glaubt ihr denn? Ich bin nicht reich genug, um eigens deshalb herüberzukommen, um eine verlorene Tochter zu suchen oder mich in Wien

zu amüsieren. Ich habe mit der Regierung wegen Fleischlieferungen verhandelt. Sie wollen nicht, die Schafsköpfe, die kreuzweis vernagelten. Und ich bin umsonst ein paar Wochen lang hier herumgelaufen wie Buffalo Bill, um für mein Fleisch populär zu werden ... weil der Wiener doch was drauf gibt, seinen Lieferanten persönlich zu kennen. Wenn ich das gewußt hätte, daß die Regierung schließlich nein sagen wird, hätte ich mich gleich anziehen können wie jeder andre Europäer. Aber es macht nichts ... es wird gar nicht — aber es wird nicht lange dauern, so werden sie müssen.“

„Ist dabei viel zu verdienen?“ fragte Asta gespannt.

Und da begann Papa Degenfeldt von Fleischpreisen zu sprechen und von Kühlräumen und europäischen Konjunkturen und Zollpolitik und Agrariern und entwarf Pläne, die waren mindestens so kühn und großartig wie die Entwürfe zu einer dramatischen Trilogie. Und Asta, die einstige Siegerin in der Schönheitskonkurrenz von Blankenberghe, die als Vera Norden die Heerscharen der Frauen angeführt hatte, die als Unerprobte ein verwahrlostes Selbstvertrauen gerettet hatte, hörte ihm zu wie dem Verkündiger des Evangeliums der Neuen Welt. Und zwischen beiden saß Matthias Merenus, den die zwei aus lauter Zuneigung hinten und vorn betrogen hatten, und verwunderte sich über die eigentümliche Schönheit dieser Dinge. Daß sie nun da beisammensaßen, und daß diese Gedankengänge von Arbeit und Geld so klirrten und klangen wie Stahl und Eisen, festgefügt und zweckmäßig wie

Maschinen. Kühne Bogen schlangen sich zur Zukunft. Einsätze und Wagnisse waren da und Berechnungen, haarscharf und von begeisternder Mächtigkeit. Da wurde das ganze Getriebe dieser schreibenden Welt höchst ameisenhaft unbedeutend, und seine auf das Bürgerliche gerichtete Arbeitssehnsucht bekam Flügel. Weite Grasebenen schimmerten bläulich ... endlose Getreidefelder ... Urwälder ... Ströme ... Männlichkeit ... Kraftentfaltung ... Erfolg ... und ein Mann zu Pferde war da mitten drin, mit Trompetenhosen und einem Hut vom Umfang eines österreichischen Regierungsprogramms — das war Matthias Merenus.

Papa Degenfeldt war an einem vorläufigen Ende angelangt. Er hob sein Glas, sagte „Na, Prost!“ und trank.

Und dann setzte er sein Glas wieder nieder und meinte: „Na — und wenn ihr euch wieder heiraten wollt ... ich habe nichts dagegen ...“

Matthias Merenus sagte nichts. Aber Asta nahm es ihm noch weniger übel als damals sein Zögern in Nymphenburg, denn sie fand selbst, es sei keine Kleinigkeit, seine Frau zum viertenmal zu heiraten. Die beiden Kellerheiligen jedoch, die in die Herzen sehen und in den Hirnen lesen konnten, wußten schon, wie es stand, und daß alles entschieden war. Sie sahen einen höchst merkwürdigen Verschmelzungsvorgang. Da war in Matthias Merenus' chemischer Küche ein Element, das hieß Asta und Vera Norden, und da war ein andres, das hieß „die Unerprobte“, da war eine alte Neigung und eine neue Liebe, und

diese Ingredienzien, die anfänglich weit auseinander-
gelegen hatten, näherten sich, von geheimen Kräften
angezogen, immer mehr. Bis schließlich ein Inein-
anderströmen und auf dem Grunde des Merenusschen
Gefühlsschmelztiegels ein Brausen, Zischen und all-
gemeines Wurln entstand. Und als das Wurln zu
Ende und Klarheit eingetreten war, da sah man Asta
und Vera Norden und die Unerprobte in ein einziges
Gebilde verschmolzen und von dem Goldwasser einer
mit der alten Neigung gemischten neuen Liebe hold
umflossen. Und Matthias staunte über nichts so sehr,
als daß er diese Einheit nicht sogleich aus Ton und
Geist des ersten der amethystfarbenen Briefe erkannt
hatte.

Als der chemische Vorgang so weit gediehen war,
erkannte der grantige Abraham a Santa Clara, daß
ihm kein Raunzen und Fauchen mehr half, und verzog
sich mit der Geräusch- und Geruchlosigkeit, die ein
Vorrecht seines Standes ist. Der lustige Dudelsack-
pfeifer aber blieb, lehnte sich gerade hinter Matthias
an die Wand und blies eine Melodie, die war so
vergnügt und zukunftsfreudig und herztärfend, wie nur
je eine Wiener Melodie gewesen ist.

Und diese Melodie mußte Matthias Merenus im
Gedächtnis geblieben sein, noch als er im milchweißen
Morgennebel nach Hiezing kam. Aber er hatte sich
einen eignen Text dazu gemacht, einen amerikanischen
Text, an dem Walt Whitman seine Freude hätte haben
müssen. Er war nicht sehr zusammenhängend, aber
zeigte in Anbetracht der frühen Morgenstunde doch

eine beachtenswerte geographische Belesenheit. Er
lautete:

„Gauchó, Poncho, Guttapercha,
Hacienda, bumm!“

Aber Matthias wußte noch mehr von Südamerika.
Und das fiel ihm gerade vor der Drogerie ein, wo er
gestern morgen das Haarfärbemittel gekauft hatte,
dessen Spuren nun Astas Taschentuch verunzierten.
Hier sang Matthias die zweite Strophe. Sie lautete:

„Lasso, Lama, Bola, Puma,
Chinarinde, bumm!“

Und dann fuhr er mit dem Stock über den Rolladen
der Drogerie herab, daß es durch den ganzen Bezirk
knatterte. Auf dieses Gefnatter glaubte Matthias ein
inneres Recht zu haben, und er hätte es vertreten,
wenn ihm jetzt auch sämtliche Kommunal-sicherheits-
wachtleute Wiens aus dem Nebel entgegengestürzt
wären.

In der Nähe seines Hauses aber machte seine
Stimmung eine Wandlung zu tiefsinniger Betrachtungs-
keit durch. Die ehrbare Allee erwachte von seinen
Schritten, sah, wie er die rechte Hand in Denker-
stellung gegen einen Baum spreizte, und hörte, wie er
sagte: „Und doch . . . wie unbegrenzt ist die Natur
. . . im Weibe . . . tausendfach sind deine Gesichter,
o Eva . . . du bist das große . . . jawohl, immer eine
andre und immer dieselbe! Und dabei meint Hebbel,
bei ihm hätten Mann und Weib den letzten Kampf
um ihre Vormacht ausgekämpft!? Na ja!“

Das geschah in demselben Augenblick, in dem Frau

Asta in ihrem Hotelzimmer vor dem Spiegel stand. Hinter ihr lag auf einem Haufen ein Durcheinander von Seidenvolants und Spizen in der Morgendämmerung. Sie reckte ihre nackten Schultern und streckte die vollen Arme und freute sich, daß das Spiegelbild so hell und kühl vor der roten Tapete stand. Und dann nahm sie ein Battisttaschentuch und betrachtete lächelnd die braunen Flecke, die es trug. Dieses Lächeln fing der Genius der Stunde ein und trug es in das goldene Buch der Weisheiten des Lebens.

Als aber Matthias endlich im Bette lag, versiel er noch einmal in ein großes Wundern. Und der letzte Gedanke, mit dem er einschlief, war: Trichloressigsäure.

Asta setzte es durch, daß auch ihre vierte Trauung mit Matthias in Berlin stattfand. Jakob Degenfeldt hatte seine Abreise verschoben, um dabeizusein.

„Sollten wir nicht Onkel Anton besuchen?“ fragte Asta am Tage vor der Trauung, und Matthias gab ihr recht. So fuhren sie zu dritt nach dem Haus mit den vielen Kindern und den Leuten, die auf den Treppen nicht ausweichen können. Es wurden sehr viel Türen zugeknallt, während sie zu Onkel Anton's Wohnung hinaufstiegen, und ein Grammophon schnarchte ein Couplet, das war wie das Vorspiel zu Onkel Anton's häuslicher Symphonie. Aber die Tür seiner Wohnung war versperrt.

„Is nich zujejen!“ sagte eine zerzauste Dame in einer fleckigen Nachtjacke, die auf der Bodentreppe saß und eine Kaffeemühle bearbeitete.

„Wo ist er denn?“ fragte Asta.

„Abwesend!“

„Na — wo denn?“

„Totte doch, wo soll der woll sein, der olle Herr? Auf die Hochzeitsreise . . .“

„Auf der Hochzeitsreise . . .? Mit wem?“

„Mit wem soll er woll auf die Hochzeitsreise sein? Mit seiner Tattin! . . . Mit der Witwe Lehmann, die wo seine Haushälterin gewesen und die er endlich jeehelicht hat.“

Da sahen sie einander an und gingen zu dritt wieder die Stiegen hinab und hüteten sich, etwas zu sagen, weil so ein Wort oft höchst unbotmäßig ist und sich nicht mehr einfangen läßt, wenn es einmal auskommt.

Als sie am nächsten Tage zum Standesamt fuhren, ließ Asta vor einem Blumenladen halten und kaufte ein paar prächtige Rosen mit langen Stielen. Matthias sah betroffen drein, denn Asta hatte sich allen Pomp und Puz und alles Auffallende verboten.

Das Trauungszimmer sah gründlich verändert aus. Die Geschichte des beharrlichen Jakob war von den Wänden verschwunden, vielleicht deshalb, weil die Schabigkeit schon zu weit vorgeschritten war, um sich mit der biblischen Bedeutsamkeit der Historie noch länger zu vertragen. Aber auch die Buzenscheiben und die altdeutschen Schnörkel waren fort, und an ihre Stelle war in Malerei und Möbelwerk und Teppich und Beleuchtungskörpern ein quadratisches System getreten. Der moderne Stil hatte auch hier gesiegt. Nur Herr von Hennigsen war noch da, er geben in sein Schicksal, bis an sein Ende nur Ehen

zusammenzufügen. Sein Schädel war vollkommen kahl und glänzte von vorn bis hinten wie die Salzwüsten Tibets im Mondschein. Er war gegen alle Sensationen abgestumpft, er kannte keine Unbegreiflichkeiten und Wunder Gottes mehr und lächelte Matthias und Asta mit der Miene eines Kaufmanns zu, der seine alten Stammkunden bei sich eintreten sieht.

Während er in den Papieren blätterte, flüsterte Asta Matthias zu: „Diesmal aber ohne Vorbehalt ... und ohne Verträge ...“ Und ihre Augen waren klug und herzlich und weich, so daß Matthias vollständig vergaß, daß er nun zum viertenmal mit ihr vor Herrn von Hennigsen stand.

Als aber alles vorüber war, da trat Asta auf Herrn Hennigsen zu und reichte ihm den Rosenstrauß. „Weil Sie doch schon so viel Mühe mit uns gehabt haben ...“ lächelte sie.

Da verwunderte sich Hennigsen doch ein wenig, neigte die tibetische Salzwüste, küßte Asters Hand und sagte: „Auf Wiedersehen, gnädige Frau ...“ Und da lachten sie alle zusammen, und Herr Hennigsen wurde sehr stolz, weil er seinen besten Wit gemacht hatte.

Unten gab es eine kleine Verzögerung. Der Kutscher konnte nicht sogleich losfahren, weil sich ein Wagen vor ihm eingeklemmt hatte. Und der war mit einer Anzahl von Steigen beladen, in denen allerlei Marktgeflügel durcheinander schnatterte und gackerte.

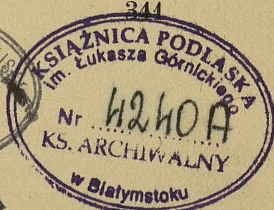
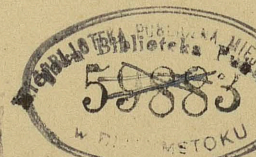
Da legte Asta eine Hand im langen schwedischen Handschuh auf Matthias' Schultern: „Weißt du noch, Matthias ... mein Vogelorafel!“

Aber Matthias gelang es nicht, sich zu erinnern.

„Mein Vogelorafel, Matthias ... am ersten Morgen in Leipzig ... es war eine Gans.“

Und da tat Jakob Degenfeldt einen Ausspruch, der hatte eine für einen argentinischen Viehzüchter immerhin beträchtliche Tiefe: „Ja — es scheint so ... jeder von uns muß erst im Leben sein tüchtiges Maß Blödsinn begehen — ehe er gescheit wird.“

Ich bin mit meinem Latein zu Ende und muß meine nachdenkliche Geschichte der vier Ehen des Matthias Merenus hier schließen. Und jetzt erst sehe ich ein, daß ich im Titel meiner Geschichte zuviel versprochen habe. Denn ich bin ja nicht weiter gelangt als bis zum Beginn dieser vierten Ehe und muß mich, da ich diesmal den Ehrgeiz gehabt habe, eine wahrhafte Geschichte zu erzählen, begnügen, an ihr Ende nicht einen Schlüsselpunkt, sondern ein Fragezeichen zu setzen. Das heißt, Matthias Merenus und Asta sind mir drüben in Argentinien aus dem Gesicht entschwunden, und ich weiß nichts weiter vom Verlauf ihrer vierten Ehe. Ich muß euch also bitten, schöne Leserin und wohlgeneigter Leser, wenn ihr dieses Buch aus den Händen legt, einen Augenblick nachzusinnen und Matthias und Asta das zu wünschen, was ihr euch selbst wünschen würdet, wenn ihr einer von beiden wäret. Denn ich hoffe, daß ihr sie liebgewonnen habt, wenn auch durch sie noch immer nicht der alte „große, zwischen den Geschlechtern anhängige Prozeß“ — wie Hebbel sagt — entschieden ist.



Von demselben Verfasser erschien im gleichen Verlage:

Das Wirtshaus „Zum König Przemysl“ Eine Prager Geschichte

Brochiert Mark 2.50, Gebunden Mark 3.50

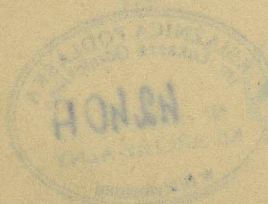
„...Sowohl künstlerisch wie menschlich ist diese Erzählung hoch einzuschätzen, und wieder zeigt sich Karl Hans Stobbl als feiner Gestalter, als einer der Besten des literarischen Jung-Deutsch-Österreich...“
Heimgarten

„...Ich habe selten noch so eine echte Geschichte gelesen, wie „Das Wirtshaus Zum König Przemysl.“
Breslauer Morgenzeitung

„...Wer gewohnt ist, die höchste Stufe des Romans nicht nur in seiner Fähigkeit zu unterhalten zu sehen, der vielmehr auch ethischen und moralischen Gewinn daraus beansprucht, der mag getrost nach Stobbls neuem Roman greifen, denn beiden Forderungen wird dieser in hohem Maße gerecht. Eine edle, biegsame Sprache kennzeichnet ihn ebenso wie eine fast dramatisch bewegte Handlung und die in ihr sich kundgebende Entwicklung gut-gesehener Charaktere.“
Karlsruher Tagblatt

„...Nur der mit den lokalen und politischen Verhältnissen Prags innig Vertraute vermag die Meisterschaft, mit der Karl Hans Stobbl die ihm vorliegende Materie behandelt hat, vollkommen zu beurteilen: in wie festen und knappen Zügen es ihm gelungen ist, das zerrissene, von hundert Stimmungen durchwühlte, bald in Sonne, bald in Finsternis getauchte Leben widerszuspiegeln, in welcher erhabener Weise er das Leitmotiv durch alle Wogen wild aufgepeitschter Leidenschaften steuert... Diese Prager Geschichte ist mehr als eine bloße Geschichte: sie ist ein Dokument der Zeit, unverwundlich und fortdauernd.“

Münchner Neueste Nachrichten



Wichtige Neuerscheinungen
aus dem Verlage von E. Staackmann, Leipzig

Rudolf Hans Bartsch: Die Geschichte von der Hannerl
und ihren Liebhabern. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—

Rudolf Hans Bartsch: Vom sterbenden Rokoko. Mit
farbig. Lithographien nach Prof. Steiner-Prag. Geb. M. 20.—

Otto Ernst: Sankt Yoricks Glockenspiel. Satiren, Fabeln,
Schwänke usw. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

Emil Gril: Der Neuhäuselhof. Roman.
Brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—

Georg von der Gabelentz: Der große Cavalier. Roman.
Brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—

Friedrich von Sager: Der böse Geist. Roman.
Brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—

Max Geißler: Die Herrgottswiege. Roman.
Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Franz Karl Ginzkey: Der Wiesenzaun. Erzählung.
Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Rudolf Greinz: Unterm roten Adler. Lustige Tiroler Ge-
schichten. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Alfred Huggenberger: Dorfgenossen. Neue Erzählungen.
Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—

Adam Müller-Guttenbrunn: Der große Schwabenzug.
Roman. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

A. De Nora: Madonnen. Ein Zyklus. Br. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Peter Rosegger: Mein Weltleben. Neue Folge. Er-
innerungen eines Siebzigjährigen. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Karl Schönherr: Schuldbuch. Novellen.
Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.50

Paul Schreckenbach: Die letzten Rudelsburger. Roman.
Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Taschenbuch für Bücherfreunde. 1913. Herausgegeben
von Rudolf Greinz. Geb. M. 1.—

„Das gute Buch 1913“ berichtet über alle Neuerscheinungen
des Verlages Staackmann, Leipzig, ausführlich. Inter-
essenten erhalten es kostenfrei.

13054



THE UNIVERSITY OF CHICAGO
PRESS